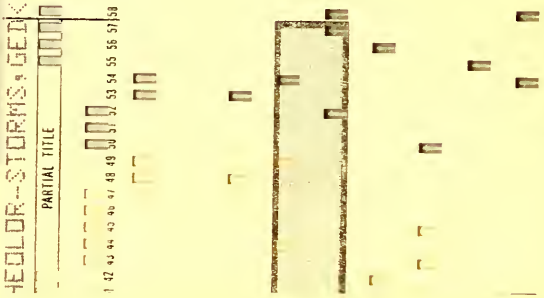
Sinnen-Gedenkbuch



BOOK CARD

Please keep this card in book pocket

HEOLOR-STORMS, GEOK

PARTIAL TITLE

THE LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF
NORTH CAROLINA

LUX LIBERTAS

ENDOWED BY THE
DIALECTIC AND PHILANTHROPIC
SOCIETIES

PT2528
.Z6
D83
1916

UNIVERSITY OF N.C. AT CHAPEL HILL
00034695198

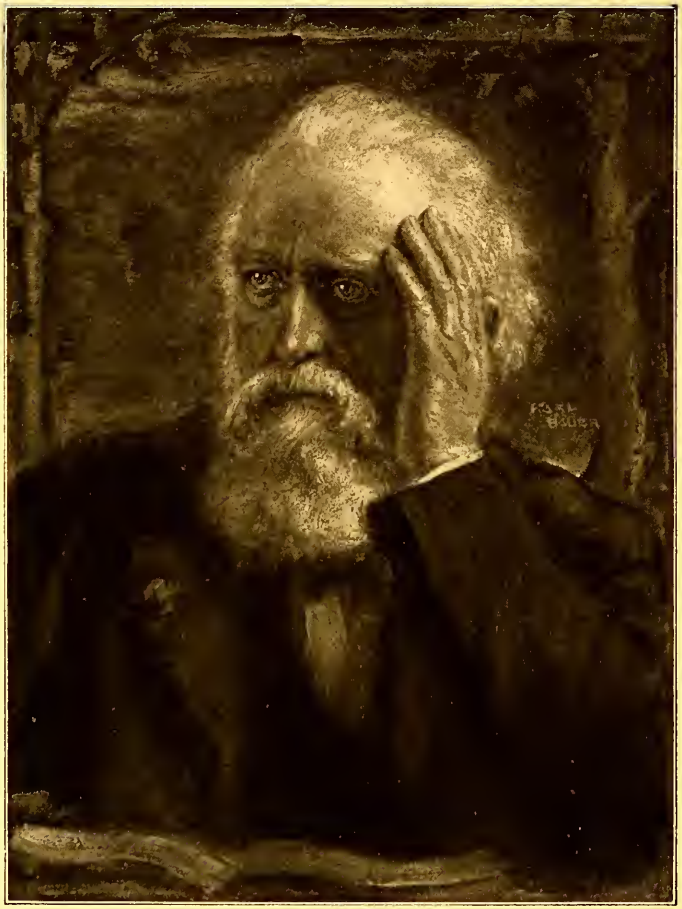
This book is due at the LOUIS R. WILSON LIBRARY on the last date stamped under "Date Due." If not on hold it may be renewed by bringing it to the library.

DATE DUE	RET.	DATE DUE	RET.
[illegible]	[illegible]		
Form No. 513			

Storm
Gedenkbuch

Digitized by the Internet Archive
in 2012 with funding from
University of North Carolina at Chapel Hill

http://archive.org/details/theodorstormgede00dsel



Theodor Storm

Zeichnung von Karl Bauer

Theodor Storm

Gedenkbuch

zu Storms hundertstem Geburtstage

14. September 1917

Herausgegeben von Friedrich Düsel

Mit Zeichnungen von Heinrich Reifferscheid, Georg Greve-Lindau und Otto Soltau, sowie einem Stormbildnis von Karl Bauer

---

Auch von den Toten bleibt auf Erden noch ein Schein zurück; und die Nachgelassenen sollen nicht vergessen, daß sie in seinem Lichte stehen, damit sie sich Hände und Antlitz rein erhalten.

Theodor Storm, Carsten Curator

Vierte Auflage

Verlag von Georg Westermann in Braunschweig

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1916 by
Georg Westermann, Braunschweig

Druck von Georg Westermann in Braunschweig

Inhaltsverzeichnis

Seite

Vorwort 7

Widmungen an Storm

Beiträge von Victor Blüthgen, Timm Kröger, Isolde Kurz, Charlotte Niese, Graf Eduard Keyserling, Ludwig Ganghofer, Alfred Biese, F. Avenarius, Gabriele Reuter, Johannes Dose, Karl Söhle, Ludwig Fulda, Max Dreyer, Gustav Frenssen, Artur Brausewetter, Cäsar Flaischlen, Friedrich Lienhard, Julius Havemann, Auguste Supper, Ernst Zahn, Ottomar Enking, Rudolf Presber, Rudolf Herzog, Hermann Stegemann, Franz Karl Ginzkey, Diedrich Speckmann, Hugo v. Hofmannsthal, Richard Schaukal, Wilhelm v. Scholz, Helene Voigt-Diederichs, Thomas Mann, Hans Bethge, Hermann Hesse, Heinrich Lilienfein 9

Neugefundene Gedichte von Storm

Ein Stammbuchblatt und acht Jugendgedichte von Theodor Storm . . . 33

Erinnerungen und Gedenkblätter

Aus Theodor Storms letzten Stunden. Von Gertrud Storm 51

An Theodor Storm. Gedicht von Detlev von Liliencron 62

Ein paar Erinnerungen an Theodor Storm. Von H. E. Jürgensen . . 65

Storm und Raabe. Von Adolf Bartels in Weimar 69

Abhandlungen

Theodor Storm und der Krieg. Von Dr. Georg J. Plotke 75

Storm und die Lyrik. Von Julius Bab 103

Theodor Storm. Gedicht von Julius Bab 124

Storms Märchen. Von Waldemar Mühlner 127

Storm in Heiligenstadt. Von Maria Brüll in Heiligenstadt 139

Theodor Storm als Komponist. Ein Fund von Dr. Leopold Hirschberg . 148

Zur Chronik von Grieshuus. Von Fritz Böhme 152

An Theodor Storm. Gedicht von Theodor Fontane 154

Briefe

Aus dem Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Emil Kuh 157

Theodor Storm und die Familie Scherff. Von Prof. Dr. Werner Deetsen in Weimar 202

Zum Bildschmuck des Gedenkbuches 216

Vorwort

Dies Theodor Storm gewidmete Gedenkbuch sei der erste Vorbote seines auf den 14. September 1917 fallenden hundertsten Geburtstages. Der erste unter den Dankenden und Feiernden zu sein, darf der Westermannsche Verlag wohl ohne Bedenken als sein Recht und seine Pflicht in Anspruch nehmen; war er es doch, der auch nach der Herausgabe der Sämtlichen Werke Storms durch die Veröffentlichung dreier Nachlaßbände für die lebendige Fortwirkung des Menschen und Dichters Sorge trug.

Einem Lebendigen, keinem Toten gilt auch das vorliegende Buch. Wer möchte sich jetzt, wo Taten neu die Welt gestalten, zutrauen und vermessen, durch Worte ein Gedächtnis ins Licht des Tages zurückzurufen, das allein der Geschichte, der absterbenden Vergangenheit angehört. Nein, Storms dichterische Bedeutung ist heute so unangefochten wie vor dreißig Jahren, seine Schätzung und Wirkung bedarf kaum der literarischen Nachhilfe. Aber jedes neu heraufkommende Geschlecht soll sich, wie zu allem Lebendigen, auch zu ihm getrost ein neues Verhältnis schaffen. Anders als unsre Großeltern, deren Entzücken „Immensee" war, anders als unsre Väter und Mütter, die die Stormschen Ehe- und Erinnerungsnovellen über alles schätzten, sehen wir heute dieses Dichters Welt. Und diese Wandlung ist es, derentwegen wir dem Gedenkbuch eine besondere Zeit- und Gegenwartsaufgabe zuschreiben. Daß wir auch in Zukunft derer nicht entbehren wollen, die jenseit dieses welterschütternden Ringens stehen, aber an dem geistigen Aufbau unsers Vaterlandes mitgewirkt haben, ist uns während der Kriegsjahre daheim und aus dem Felde oft genug bezeugt worden. Zu denen gehört gewiß auch Theodor Storm, aber seine Gegenwartsbedeutung geht weit darüber hinaus. Sie liegt in der Heimatliebe und Heimattreue, in der seine Persönlichkeit wurzelt; sie liegt in der deutschnationalen Gesinnung, von der seine Dichtung erfüllt ist; sie liegt in den Kräften tapferer, aufrechter Mannhaftigkeit, die zumal in den späteren Schöpfungen den Pulsschlag seines Wesens ausmachen. Er selbst schon hat mit dem trotzigen Selbstbewußtsein, das seinem Stamme eigen ist, um die gerechte Anerkennung

für diesen Teil seines Seins und Schaffens gekämpft. Aber zu seinen Lebzeiten, ja bis zum heutigen Tage ward sie ihm nur halb zuteil. Jetzt, dünkt uns, ist die Zeit gekommen, wo ihm die Nachwelt ganz geben muß, was die Mitwelt ihm nur halb gewährte. Deshalb legt dieses Gedenkbuch den Nachdruck gerade auf die männlichen, die kämpferischen Kräfte in Storms Charakter und Dichtung, und mit Absicht stellt es an die Spitze seiner Blätter ein Bildnis, das mit dem nachgeborenen Rechte des schöpferischen Künstlerauges nicht das weiche und zärtliche, sondern das einem schweren Lebensernst abgerungene Kraftbewußtsein, das Willensmächtige und Kampfesmutige in den Vordergrund rückt. Das bedeutet gewiß keine Untreue gegen das andre, das uns bisher hauptsächlich an Storm lieb und teuer war; selbst der Widerstrebende, nur zur Hälfte Überzeugte wird nicht ohne Bereicherung und Vertiefung seines Urteils von diesem bisher noch verkannten zu jenem alten, vertrauten Storm zurückkehren. —

Wie den literarischen und künstlerischen Mitarbeitern, die zu diesem Gedenkbuch umfangreichere Arbeiten beigesteuert haben, sagen Herausgeber und Verlag insbesondere auch denen ihren herzlichen Dank, die durch ihre „Widmungen" einträchtigen Vielklangs bekräftigt haben, wie innig noch heute Theodor Storms Lebensmelodie in Gemüt und Seele unsrer dichterisch Schaffenden nachklingt.

F. D.

Aquis submersus — Otto Soltau

Widmungen an Storm

Von einer gelegentlichen Begegnung mit Storm sind mir drei Äußerungen von ihm in Erinnerung geblieben, die sicherlich bezeichnend für ihn sind. Durch alle klang der Unterton einer Verbitterung über Modeerfolge gegenüber eignen Erfahrungen.

„Da hat ein Romanschreiber eine Novelle verfaßt und sagt in der Vorrede dazu, er habe das nebenbei zur Erholung getan. Wenn ich im ganzen Jahre eine Novelle fertigbringe, so bin ich froh." Ebers war gemeint. Weiter: „Ich habe, wie ich denke, gute Gedichte geschrieben, und mit Mühe und Not die 6. Auflage." Er hatte da Geibel im Sinne. Wie unverdient ihm dessen Volkstümlichkeit erschien, bezeugte eine dritte Äußerung auf meine charakterisierende Gegenüberstellung seiner und der Geibelschen Gedichte: „Geibel ist auch nur ein Lyriker zweiten Ranges." Zu Avenarius hat er gar gesagt „dritten Ranges."

Mir ist Storm in reiferen Jahren das verehrungswürdigste Vorbild in gewissenhafter, künstlerischer Arbeit und der sympathischste unter all unsern Lyrikern gewesen und geblieben.

Freienwalde a. O.

Victor Blüthgen.

Im Jahre 1862 war's

Mein Dorf hielt mich in weichen Träumen fest.
Die Gartenlaube war mein Bibelbuch;
Was die erhob, das war mir hoch und heilig,
Vor vielen Dichtern beugte ich mein junges Haupt.

Die Klänge sind in rascher Zeit verweht.
Doch sieh! da schritt ein Großer durch die Spalten,
„Im Schloß", so hieß die hohe holde Mär,
Und Tempelschall und Höhenluft wob vor ihm her.

Mir war, als wandle ich durch Marmorsäle,
Als ob ich fliegen könnte, wenn ich wollte,
Zum erstenmal schoß heiße Sehnsucht auf,
Zu schaffen und zu tun wie dieser große Meister:

Zu üben auch so wunderbare Kunst.
Seitdem der Jünger hat er viel getauft
Mit dem verhaltnen Feuer seines Geistes. –
Wie viele gehn einher – mit unversengtem Haar?

Timm Kröger.

Still und versonnen,
Sizzeverspauen,
In innigem Gedenken
Bei Großmutter schränken,
Doch immer scheu und vorm Lebensbrauen.
Kein feuriger Kummer,
Des Zarten und Leisen Bekeuer
So steht er blühend, im Markte gesund,
Auf schmalem, doch eigenem verdeckten
Grund

Isolde Kurz

Theodor Storm wird in Schleswig-Holstein niemals altmodig und niemals vergessen werden. Singt er uns doch ein Lied, bei dessen Melodie wir leben, bei der wir sterben wollen: das Lied unsrer meerumflossenen Heimat.

Charlotte Niese.

Dichter schenken ihrem Volke Erlebnisse, und was diese Erlebnisse auch bringen mögen, das Wunder der Kunst macht sie zu Wohltaten. Das Erlebnis, welches Theodor Storm uns schenkte, ist ein Stück Erde, über dem eine wunderbar süße Harmonie liegt, ein Stück Erde, auf dem die Menschen und die Natur andachtsvoll und versonnen dem Blühen und Vergehen des Daseins nachträumen. Das Leben, das Storm so in unser Leben hineinlegt, erlebt und versteht ein Deutscher nur ganz; wer es aber versteht, der segnet es, wie er die hellsten Tage seiner Jugend segnet.

Graf Eduard Keyserling.

An Theodor Storm

Liegt Gram und Unruh' über mir,
Greif' ich nach einem Buch von dir.
Da mildern sich die Häßlichkeiten,
Und alles Enge will sich weiten,
Und alles Harte ist gemildert,
Und alles Dunkle hell durchbildert,
Und neue Freude fliegt mir zu —
In dir ist Hilfe, Kraft und Ruh'!

München, 1917.

Ludwig Ganghofer.

In jedem bedeutenden Dichtergeiste wird die Welt neu geboren, und er selbst bildet eine Welt für sich. Den Schlüssel zu ihren Pforten liefert die Liebe, die sich auf Seelenverwandtschaft gründet, — denn Gleiches wird nur durch Gleiches erkannt; jene Liebe, die bis zur Selbstvergessenheit sich in den andern versenkt und einfühlt und einlebt, jene Liebe, die den geliebten Dichter zum Lebensbegleiter macht, allezeit in seinen Werken Erhebung und Trost, Erquickung und Stärkung findend.

Das ist mir Theodor Storm geworden, seitdem ich in persönlicher Freundschaft die tiefe Einheit seines menschlichen Charakters und seines dichterischen Wesens erkannt und seine Gedanken- und Empfindungswelt zu dauerndem Besitz und fortwirkendem Lebensgewinn mir errungen hatte. In Goethe und Mörike und Storm fand ich vor allen andern Dichtern jene Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit und Echtheit, die erst den großen Lyriker bedingen, und somit den Schlüssel des Verständnisses für alles, was Dichtung heißt. Storm wurde mir auch darin eine Offenbarung, daß er das norddeutsche Heimat- und Naturgefühl, die norddeutsche Denk- und Gefühlsweise in ihrer Mischung des Herben und Weichen, des Kraftvollen und Zarten zu einem anheimelnden, ja bestrickenden Ausdruck brachte. So wurde es eine meiner schönsten Lebensaufgaben, in Wort und Schrift seinen Ruhm zu verkünden und ihm verständnisvolle Freunde zu werben.

Frankfurt a. M., im Herbst 1916.

Alfred Biese.

Ich verehre in Storm nicht nur den „spezifischen" Lyriker und den bis ins Innerste menschlich echten Dichterischen Erzähler, sondern auch den Poesie-Kritiker von feinstem Urteil, dessen Schüler ich bin.

J. Ruinarius.

Theodor Storm bedeutet für mich: Jugend, Frühling, versteckte Bänkchen an verschilften Teichen, Fliederduft — immer blüht der Flieder über seinen Mädchen, die eine holde Süße haben, wie sie nur in kleinen Städten reift. Und man verlas stille Sonntag-Nachmittagsstunden mit heißen Wangen, tränenflimmernden Augen und einem ersten ziehenden wonnigen Weh im Herzen, einem Ahnen von den unendlichen Dingen der Liebe, die nur halb wirkliches Leben waren und ganz melodiöse Poesie.

Gabriele Reuter.

Als vor zwanzig Jahren mein erstes Werk „Magister Vogelius" erschien, wurde es von der Kritik mit viel Wohlwollen empfangen und sehr gelobt; aber einige tiefblickende Beurteiler machten die Bemerkung: „Man merkt an kleinen Zügen, daß Theodor Storm bei diesem Buch und diesem neuen Autor Gevatter gestanden hat." Damals gefiel mir die Rede von der Gevatterschaft nur halb. Längst jedoch habe ich erkannt, daß Theodor Storm — wie kein zweiter — mein Lehrer und Meister gewesen ist und ich von allen Dichtern ihm am meisten verdanke, und ich bin stolz darauf, daß der größte Poet meiner Heimat Schleswig mein Landsmann und Lehrer war und bei meinem Erstling Gevatter stand.

Hamburg, im Weinmonat 1916
Hudtwalckerstraße 23.

Johannes Dose.

Jetzt im Wüten des großen Krieges Theodor Storms hundertster Geburtstag! Unser größter Lyriker ist er neben Mörike und Gottfried Keller, seit Goethes Tode, und all die langen Jahre, seit wir ihn nun schon besitzen, haben bei allem Wandel des Geschmacks ihm nichts anzuhaben vermocht, mag auch immerhin der Lärm die Welt regieren — es gibt zu allen Zeiten aber auch innerlich Empfindende und damit eine Stormgemeinde. Ich persönlich habe eine besondere starke Vorliebe für Storm, ganz so wie für seinen ihm innerlich so merkwürdig nah verwandten, großen musikalischen Landsmann Johannes Brahms.

Dresden, im Oktober 1916.

Karl Söhle.

Über die Heide hallte dein Schritt,
Hundert Gestalten wanderten mit.

Herbst ist gekommen, Frühling verblieb:
Tausende Deutsche haben dich lieb.

Berlin, Oktober 1916.

Ludwig Fulda.

Als ich noch jung war, hat es lang gedauert,
Eh ich mich zu dir fand.
Dem nur, der mich erschüttert und erschauert,
Gab ich die Hand.

Du warst nicht wild, du läutetest nicht Feuer
Vom dröhnend hohen Turm,
Du warst mir viel zu wenig ungeheuer,
Zu wenig Sturm.

Ich brauchte lang, eh es mir aufgegangen,
Wie Stille sprechen kann.
Jetzt aber — wie hab' ich dir angehangen,
Du stiller Mann!

Du mit dem Ohr, die Seelen zu belauschen,
Der Dinge Märchensinn,
Die Quellen, die aus Waldesschatten rauschen
Zur Sonne hin.

Sonn' ist in deinem großen Aug' und Quelle,
Dem reinen, das ich such',
Je näher mich des Lebens dunkle Welle
Dem Alter trug.

Wie ist bei dir es heimlich und geheuer,
Du bist wie Sonntagsruh.
Ich setze mich zu dir ans Ofenfeuer
Und hör' dir zu.

Rügen, Oktober 1916.

Max Dreyer.

Ich habe Theodor Storm auf einem Fest in Husum gesehen, auf dem auch wir Primaner tanzten. Seine Erscheinung, wie er da etwas abgesondert stand und der Jugend seiner Vaterstadt zusah, steht mir noch vor Augen. Seitdem, glaube ich, weiß ich, daß ein Künstler, ein Dichter, der vornehmsten Bildung der Seele und des Geistes bedarf.

September 1916.

Gustav Frenssen.

Wenn ich einmal müde bin in dieser schweren Zeit und quälende Unruhe mich packt und die Frage voller Zagen, dann greife ich wohl zu einer Stormschen Novelle. Und dann ist mir, als ginge ich durch einen stillen, tiefen Wald, und um mich und in mir ist erquickendes Schweigen und sabbatliche Freude. Etwas Geklärtes ist in die ungeklärte Welt gekommen, ein Hauch des Friedens, den ich lange nicht geatmet. Storm zeigt, wie der wahre Dichter uns etwas zu sagen hat, auch wenn er gar nicht aus der Zeit geboren scheint, die wir zu durchleiden und zu überwinden haben, wie er, über Zeiten und Verhältnissen stehend, sie dennoch mit seinem Geist erfüllt, Erholung und Labsal suchenden und geängstigten Seelen aus der Stille und Tiefe zu bringen versteht.

Danzig, Oktober 1916.

Artur Brausewetter.

Stellt Blumen auf den Tisch und laßt es Festtag sein - trotz Kriegsnot und Leid! Auch sein Werk gehört zu den stillen Heiligtümern unserer deutschen Welt!

Cäsar Flaischlen.

Denk' ich an Storm, so seh' ich ungefähr
Am Horizont die graue Stadt am Meer
Und stille Bürger niederdeutscher Art,
Nach außen karg und spröd', im Innern zart,
Ein wenig enge, oft gestimmt auf Moll
Und doch zuletzt der Dichtersonne voll,
Die wie von innen, wie aus Herbstlaub quillt
Und heiße Sommerherzen tröstlich stillt.

Straßburg i. E., 25. September 1916.

Friedrich Lienhard.

Was ich an Storm als eine ganz charakteristische Eigentümlichkeit empfinde und schätze, ist, daß seine dichterische Domäne erst da beginnt, wo das Leben seine Unsauberkeiten bereits hinter sich gelassen und höchstens noch die Seele sich mit den Ausstrahlungen des Gemeinen in eine Welt zarter und leidenschaftlicher Schönheit abzufinden hat. Sein Werk erzählt von der Erde, der es entwuchs, nur eben wie der Thymian unsrer Heiden durch den Duft, doch so, daß in fernsten Landen die ganze Heimat vor uns auftaucht, wenn uns nur ein solches Blümlein seine Seele zuhaucht.

Lübeck.

Julius Havemann.

Des Toten Antwort

Trägt ein Sturmwind Grüße übers Land
Von den Bergen nach des Nordmeers Strand.
Weht um deinen Hügel: „Lieg nicht stumm,
Treuer, deutscher Mann, die Not geht um!"

Und du lächelst, und ein Hauch trägt her
Zu den Bergen einen Gruß vom Meer.
„„Deutsche Not? Ein Tor, den sie erschreckt!
Hammer ist sie, der die Funken weckt.

Deutsche Not! — Sie schafft der finstern Welt
Neue Sterne an das Himmelszelt.
Deutsche Not! — Sie ist des Herrgotts Pfad,
Wenn er sich zu unserm Volke naht.""

Oktober 1916.

Auguste Supper.

Storm zu lesen, heißt für mich den feinsten und stillsten Regungen des eignen Herzens nachgehen. Ihn vorzulesen ist ein Musizieren: Geige und Cello singen von Leid und Entsagung, vom Lied der Nachtigallen im mondhellen Park, von zarten Frauen, deren Schritte auf dem Kies der Wege kaum hörbar sind und deren weißes Gewand aus dunklen Büschen aufleuchtet und so rasch verschwindet, als sei ihr Bild Traum gewesen.

Es gibt Künstler, deren Stift tiefer gräbt als der Theodor Storms, aber keiner zog Linien so edel und spinnwebzart.

Mir ist Storm ein Sonntag, und der Sonntag wird feierlicher, je öfter ich ihn begehe.

Goeschenen, im September 1916.

Ernst Zahn.

Theodor Storm

Er war menschlich reich und mannig-
faltig in seiner Einfachheit, fein und
still bei aller Leidenschaftlichkeit,
er adelte das Kleinste durch seine Liebe
zu etwas Großem, Wichtigem, spielte
als ein Meister auf den Seelen wie
wer doch selbst wie eine zitternde
Saite, er erkannte das geheime
Leben in jedem Ding, machte seine
enge Heimat zum Vaterland jedes
geistig Mitempfindenden und zeigt
uns, was eine vornehme und harmo-
nische Form wert ist.

Dresden Hermann Essig

Du schriebst es einst mit einer deutschen Hand:
„Kein Mann gedeihet ohne Vaterland."
Dank für dies Wort! In einer ernsten Zeit,
Da Deutschland, rot von Blut betaut, gedeiht,
Hält es die edlen Söhne doppelt wert,
Die eine stolze Liebe uns gelehrt!

Rudolf Presber.

Was du mir warst und was du mir gegeben,
Was du mir bist, was du mir bleibst im Leben,
In Worte fassen — nein, es geht nicht an ...
Aus Jugendtagen tönt die süße Weise —
Wie Silberspuren läuft der Sehnsucht Gleise —
Und wie ein Knabe träumt im Kampf der Mann.
Dein Geigenstrich — — Es brennen ihm die Wangen,
Als wär' die Jugend nimmer fortgegangen.

Großes Hauptquartier 1916.

Rudolf Herzog.

Wo ich die lebendigsten, unvergänglichen Eindrücke und Erinnerungen aufbewahre, da hüte ich auch das Gedächtnis an Theodor Storm, den Dichter, der aus dem Erleben schöpft und die „Garteneinsamkeit" der Poesie neugeschaffen und befestigt hat.

Der Novellist, der »Aquis submersus« schrieb, der Lyriker, dem in seliger Stunde das Sommerlied mit der ewigen Schöpfungsfrage „Junge Frau, was sinnst du nur?" über die Lippen trat, ist mir heilig.

Aquis submersus? ...

Möge man an seinem Gedächtnistag im Jahre 1917 von seinem Vaterland wie von ihm sagen:

»Aquis emersi!«

Bern, 28. September 1916.

Hermann Stegemann.

An Theodor Storm (1916)

Dein stilles Lied, den Sinnenden geweiht,
Besteht es noch im Lärmen dieser Zeit?

Lebt noch in Deutschlands Träumen, blutigschwer,
Der Zauber deiner grauen Stadt am Meer?

Rührt noch ans Herz, durch tausendfaches Weh,
Ein Hauch vom Wehmutssang aus Immensee?

O ja, den Geist, der um sein Alles ficht,
Es stärkt und segnet ihn der Heimat Licht,

Und deutschen Geistes wundersamster Hort
War stets des Dichters vielgetreues Wort,
Des Sünders jener stillgeborenen Kraft,
Die, notverwickt, das Unerhörte schafft.

Nunmehr, da Prüfer Tod die Wage hält,
Die Maske fällt vom Angesicht der Welt,

Es sucht das Volk bei den Getreuen Ruh',
Und der Getreusten einer warst auch du!

Wien. Franz Karl Ginzkey

Ob die Zeit, die aus den Schützengräben steigt, so fabelhaft neu sein wird, wie man uns glauben machen will, weiß ich nicht. Aber das weiß ich: Wenn ich einmal heimkehre, werden meine alten Freunde im deutschen Schrifttum mir nicht weniger wert sein, als sie es in der alten Zeit waren. Gottfried Keller voran, dann Wilhelm Raabe, und, wieder mit einigem Abstand, der Mann, den dieses Gedenkbuch feiert.

Im Felde, Oktober 1916.

Diedrich Speckmann.

Dem Gedächtnis des Dichters Theodor Storm

Nicht zu der Sonne früher Reise,
Nicht wenn die Abendwolken landen,
Euch Kindern weder laut noch leise,
Ja kaum uns selber sei's gestanden:

Auf welch geheimnisvolle Weise
Dem Leben wir den Traum entwanden
Und ihn mit Weingewinden leise
An unsers Gartens Brunnen banden.

Rodaun 1916.

Hugo v. Hofmannsthal.

Theodor Storm

Die Mittagsstille steht, eine Libelle,
Glasflügelschwirrend, in der Sommerluft.
Erika-, Thymian-, Wacholderduft
Strömt hummelsummend in die heiße Helle.

Wo sich die weißen Wolken dunkelnd ballen,
Am Saum der Bläue, drüben, ist das Meer.
Horch! Manchmal wallt sein Atem schattend her,
Wie dumpfe Donner, die am Himmel hallen.

Und manchmal schwirrt ein elfenhaftes Läuten
Von allen Dolden, schwillt betäubend an:
Der Saft von tausendjähr'gen Märchen rann
Durchs Stengelbeben. Dichter, du darfst deuten!

25. September 1916.

Richard Schaukal.

Theodor Storm

Die graue Stadt am Meere, Immensee,
Der Schimmelreiter, der durch Dünen reitet,
Der Puppenspieler — 's ist wie Heideschritt,
Der unsichtbar im Grund auch uns begleitet.

Stuttgart, 24. September 1916.

Wilhelm von Scholz.

Theodor Storm! Nachsommertage, tiefer als andre wunderreich meiner frühesten Entwicklung. Veilchenaugen, gewimpert von herbstlichem Geriesel, das zittert im Mond. Himmelsband der Blüten, vom Erdduft der Frucht vergänglich durchwartet. Winterliches Geschehen, gesetzlich dem Kreis des Jahres und doch jede Farbe von Blatt und Kraut zu scheuer Empörung rufend.

Volksliedhaft, in Geist gebildet — was klingt nicht dein Name herauf, was blüht nicht und blutet und wird zu Levkoien, würzig und farbenmild, die eine liebende Hand fallen läßt über die Steinplatte deines Grabes in der grauen Stadt am Meer!

Helene Voigt-Diederichs.

Der Jüngling spielte mit dem Gegensatz von Künstlertum und Bürgerlichkeit und wußte sich nicht wenig mit der Ironie, die er daraus zog. Der Mann, dem es nicht länger um Antithesen, sondern um Einheit zu tun ist, findet sich selbst, indem er begreift, daß die Mischung von Künstlertum, ja Artistik, und Bürgerlichkeit in deutscher Kultursphäre von Meister Erwin bis auf Theodor Storm eine legitim nationale Lebensform war.

München, Oktober 1916. Thomas Mann.

Am Grabe Storms

Auf Husum lagen Nebel dicht und schwer,
Am Hafen sah man kaum die Halligsegel.
Die Luft war voll von Rufen grauer Vögel,
Und hinterm Deiche regte sich das Meer.

Ich trat an eine steinern kahle Gruft,
Hart an der Straße, wo die Kinder spielen.
Die Linden, deren Blüten schon entfielen,
Verstreuten ihren letzten Duft.

Kein Kreuz kein Wort. Der Platz ist schwer zu finden.
Kein Epheu, der sich um den Marmor flicht.
Kein Sonnenstrahl, der durch die Zweige bricht
So kalt. So öde. Grausam, – wäre nicht
Das Spiel der Kinder und der Duft der Linden.

Hans Bethge

Wie habe ich Storm geliebt, als ich zwanzigjährig war! Und jetzt, wo ich doppelt so alt bin, kehre ich in ungeminderter Dankbarkeit noch oft zu dieser holden Quelle zurück, nicht anders als wie man verzauberte Orte der eignen Jugend wieder aufsucht.

Hermann Hesse.

Theodor Storm

Nordseerauschen und Möwenflug,
Über grünen Marschen ein Rabenzug;
Leuchtende Heide, lauerndes Moor;
Vor alten Sälen ein Rosenflor ...
Männer von heißem, schwerem Blut,
Frauen mit wehem, lächelndem Mut —
Und über allem, wie Herbstgoldluft,
Traumhaft zitternder Märchenduft ...

Im Felde, Oktober 1916. Heinrich Lilienfein.

Widmung an Theodor Storm

Radierung von Heinrich Reifferscheid

Veronika

Georg Greve-Lindau

Mit Theodor Storms Werken

Aus diesen Blättern raunt es gleich den Stimmen,
Die brausend wandern um „die Stadt am Meer“,
Tönt's wie das Summen sonnentrunkner Immen,
Wie Nachtigallenschluchzen, sehnsuchtsschwer.

In stillen Gärten duften die Syringen,
Die weißen Rosen längst entschwundner Zeit,
Und holde Augen, die in Staub vergingen,
Erwachen neu zu Liebeslust und Leid.

Die tote Jugend grüßt dich, traumverloren,
Verirrte Sehnsucht winkt vom Geisterstrand,
Mit Zaubermacht aus Nacht und Grab beschworen
Von eines Dichters edler Meisterhand.

Reinhold Fuchs.

Neugefundene Gedichte von Storm

Ein Stammbuchblatt und acht Jugendgedichte Theodor Storms

Des Künstlers Weib ist die Kunst, ein Weib, treuer und schöner, als sonst wohl die Menschen es besitzen. — Sie wird ihn am Tage begleiten und nachts bei ihm ruhen und seine Träume bewachen. Seine Freude wird ihr Auge zurückstrahlen; seine Tränen wird sie an ihrem Busen trocknen; sie wird mit ihm beten und ihn führen zur Erkenntnis Gottes. Und wenn er reif ist, Höheres zu schauen, so wird ihre freundliche Hand ihm die müden Augen zudrücken. — Dann aber wird sie mit ihm gehen und ihn nicht verlassen am Throne des richtenden Gottes.

Aber der Künstler mag sich bewahren, daß er sein himmlisches Weib nicht zur bloßen Sinnedienerin erniedern wolle! Nur in reiner, geistiger Umarmung wird er mit ihr zeugen unsterbliche Kinder. —

Das will ich dem Maler gesagt haben, und ich hoffe, wir sind darüber einer Meinung. — Und jetzt bitte ich, die andern Seiten anzusehn als Erinnerungstafel gemeinsamer Freuden.

Die dichterischen Aufzeichnungen auf den Seiten 35 bis 44 — denn auch die Prosaeintragung des Stammbuches ist in ihrer Art ein dichterisches Erzeugnis — stammen aus Storms Berliner Studentenzeit (1839). Sie fanden sich handschriftlich in der Hinterlassenschaft seines damaligen Freundes Albert Wagner, die erst vor kurzem in den Besitz eines Potsdamer Antiquars übergegangen ist: die Stammbucheintragung in einem schönen, in hellgelbes Leder gebundenen Album (mit der aufgepreßten Jahreszahl 1826), die Gedichte auf losen in dem Buche aufbewahrten Blättern, deren Rückseiten zum Teil mit Zeichnungen und Skizzen Wagners bedeckt sind.

Die Veröffentlichung der Funde erfolgt hier mit gütiger Erlaubnis der Stormschen Erben. Ihrem Vertreter, Herrn Geheimrat Krey in Husum, sprechen Verlag und Herausgeber des Gedenkbuches auch an dieser Stelle ihren verbindlichsten Dank dafür aus.

Es ist Sonntagnachmittag 4 Uhr; der Direktor in Hemdsärmeln und furchtbarem Amtseifer hämmert, klebt, kommandiert, schilt und flucht. Der Komiker Dircks steigt schwärmend zwischen Stühlen und Latten herum, memoriert seine Rolle, zitiert Stellen aus dem Don Carlos und beglückt dabei bald diese, bald jene Schauspielerin mit einer halben Umarmung. Der Maler klebt eifrig mit, damit seine Dekorationen ins gehörige Licht gesetzt werden, streitet sich mit dem Direktor über das Decken der Setzstücke und streicht sich behaglich den angeklebten Knebelbart. Die Damen gehen ab und zu, lachen noch mitunter über die Witze des Komikers, fassen sich an ihr kleines Herz, memorieren ihre Rollen und sagen: „O Gott, o Gott!" — Der Tenorist übt mit dem Musikdirektor noch seine Lieder; beide können sich in dem Spektakel oft gegenseitig nicht verstehen. Rosenberg ist als Theatermeister sehr emsig; aber da er gar nicht durchfinden kann und allenthalben Widerspruch findet, so wird ihm die Sache am Ende verdrießlich. Die andern sind vom Direktor kommandiert und stehen sich mit dem größten Amtseifer gegenseitig im Wege. Niebuhr hat bereits sein Müllerkostüm angezogen, besieht die blanken Stahlknöpfe in seinem weißen Kamisol und freut sich über die allgemeine Verwirrung. Zu allem diesem spielt Scheby brillante Variationen, nachdem der Tenorist sich heiser gesungen.

Direktor: Kuhn, wo sind Sie?

Kuhn: Herr Rehse!

Direktor: Ach, möchten Sie nicht so freundlich sein, den Komödienzettel abzuschreiben.

Kuhn: Na — wo so denn — —?

Direktor: Ich hab' ihn in Eiseners Stube hingelegt.

Alle: Aber unterstehn Sie sich nicht, die Namen dabei zu schreiben!

Kuhn: Na, aber hören Se mal — na, ich will's schon recht machen. (Ab.)

Maler (für sich): Schafskopp!

Direktor (Kuhn nachrufend): Wollen Sie denn wohl so freundlich sein? — (indem er den Hammer gegen die Wand wirft) Verfluchte, verdammte Lumpenflickwerk! Nun will der knotige Schund nicht festhalten! — Wo stecken Sie denn alle, Eisener? — — Ach!

Schlichtmann tritt herein und wird sogleich als Lampenmeister angestellt. Die andern beschäftigen sich auf die obenerwähnte Weise. Darauf tritt Kuhn herein und bringt den Zettel:

Heute Sonntag, den 23. Februar.

Teatro alla scala.

Der Stellvertreter, Lustspiel in 1 Akt.

Uhrmacher Hippel . . Herr Schlichtmann, mit dem Beinamen Gillis.
Luise, seine Tochter . . Dem. Kuhn, ein Backfisch. – Weiter nichts? – Weiter nichts!
Amanda, seine Nichte . Dem. Völkner, ein Mädchen ohne Furcht und Tadel.
Wolfgang Trollberg . Herr Storm, ein unverbesserlicher Liebhaber.
Alexander Trollberg . Herr Dircks, Theaterarzt und Besitzer mehrerer Edelhöfe im Monde.
Ein Bedienter . . . . Herr Kuhn, verfehlter Tenorist, derzeit für das Bedientenfach engagiert.

Hierauf:

Der reisende Student, Vaudeville in 2 Akten.

Jakob, ein Müller . . . . . Herr Niebuhr, der Müller vom vergangenen Jahr.
Tollberg, gräflicher Verwalter . Herr Dircks, verbrauchter Liebhaber, jetzt groß als komischer Mime.
Brandheim, Ingenieurlieutenant Herr Storm, erster Tenorist.
Hannchen, Jacobs Tochter . . . Mad. Röse, Frau Direktorin.

Das Gewitter hinter den Koulissen wird ausgeführt von Herrn Direktor Röse, der Feuerlärm von mehreren Mitgliedern des Teatro alla scala.
Die Dekorationen im 1. Akt und die Setzstücke im 2. sind vom Herrn Theatermaler Wagner.
Das Lied „Der Vater sagt usw." im 1. Akt ist vom Opernregisseur Herrn Storm.
Wegen Mangel an Platz ist der Zutritt auf der Bühne ernstlich untersagt.
Musik dazu macht der Kapellmeister Herr Scheby.

Aus Vorstehendem, lieber Wagner, werden Sie wohl unser damaliges Treiben so einigermaßen wiedererkennen und mich dabei nicht vergessen.

Berlin, den 1. August 1839. Ihr HTW. Storm.

Auf Wiedersehn

Auf Wiedersehn! Das ist ein trüglich Wort –
O reiß dich nicht von meinem warmen Herzen –
Auf Wiedersehn! das spricht von Seligkeit
Und bringt mir doch so tausend bittre Schmerzen.

Auf Wiedersehn! das Wort ist für den Tod!
Weißt du, wie über uns die Sterne stehen!
Noch schlägt mein Herz, noch sind die Lippen rot,
Mein süßer Freund, ich will dich immer sehen.

Du schwurst mir ja, mein Auge feßle dich,
Schaut' ich dich an, so könnt'st du nimmer gehen.
Ich lass' dich nicht! – Erst wenn mein Aug' erlischt,
Dann küss' mich sanft und sprich: Auf Wiedersehen!

In der Fremde

Andre Seen, andre Auen –
Längst verschwunden Strand und Meer,
Rings wohin die Augen schauen
Auch kein Plätzchen kenn' ich mehr.

Andre Menschen, andre Herzen,
Keiner gibt mir frohen Gruß,
Längst verschwunden Spiel und Scherzen,
Längst verschwunden Scherz und Kuß.

Aber wenn der Tag geschieden,
Dunkel liegen Tal und Höhn,
Bringt die Nacht mir stillen Frieden,
Wenn die Sterne aufergehn.

Schaun aus ihrer blauen Ferne
So vertraut herab zu mir! –
Gott und seine hellen Sterne
Sind doch ewig dort wie hier. HTW St. [30. März 1839]

Mein Talisman

Horch, wie heulet der Sturm, wie prasseln am Fenster die Schloßen!
Heut' ist der erste Mai, die Nacht der Gespenster und Hexen.
Ist dir nicht bange, Geliebter, durch Nacht und Wetter zu reiten?
Bleib! ich wache bei dir; ich darf dich heute nicht lassen.
Angstlich sorgte mein Lieb, doch mahnte die Mutter zum Scheiden,
Und dem vernünftigen Wort der ernsten Mutter gehorchend,
Nahm ich den Abschiedskuß und, tröstend das zärtliche Mädchen,
Sprach ich: Was sorgst du, mein Lieb, laß toben Gespenster und Hexen,
Wem ein Engel im Herzen wohnt, den fürchten die Teufel. 31. März

Wie, noch immer in den braunen
Locken dieses weiße Band? –
Denkst du noch, was meiner Launen
Buntes Gaukelspiel erfand?
Denkst du noch, wie wir verstohlen
Abends durch den Garten irrten,
Wenn die Dämmrungsvögel schwirrten
Um den Kelch der Nachtviolen?
Wie wir still zur Laube nieder
Schlichen an dem Bach entlang,
Wo ich meine leichten Lieder
Dir mit halber Stimme sang?
Wie du Lindenblüten pflücktest,
Wie du sie zum Kranz verschlungen,
Lächelnd auf die Stirn mir drücktest
Für das Lied, das ich gesungen?
Denkst du noch, mein holdes Mädchen,
Wie du mir im Arm gesessen?

Sprich, mein wunderholdes Mädchen,
Hast du alles nicht vergessen? –

An mein Herz will ich sie drücken,
Die mein Herz gefesselt hält – – –
Und vor meinen offnen Blicken
Wimmelt eine fremde Welt. –
– – – – – – – – – – – – – – –
So wenn in des Bechers Runde
Perl' an Perle steigt und schäumt,
Spiegelnd aus dem goldnen Grunde
Was das Herz des Zechers träumt.
Wohlbekannte Lieder grüßen
In das trunkne Aug' hinein,
Doch die Lippen wollen küssen,
Und es fließt der holde Schein.

Storm.

Vision

Die Sterne funkeln durchs Blau der Nacht,
Die Eltern schlummern, mein Lieb nur wacht.
Sie schaut übers Meer in die dämmernde Fern,
Sie denket des treuen Buhlen so gern.
Leis wehet der Nachtwind mit spielendem Hauch
Und küßt ihr die quellende Träne vom Aug':
„Was schaust du so trüb' in die freundlichen Stern'!
Der Mann, den du liebest in weiter Fern,
Der schauet, wie du, über Land und Meer,
Das treue Auge von Tränen schwer."

Lockenköpfchen

„Komm zu mir, mein Lockenköpfchen,
Setz' auf meinen Schoß dich nieder,
Hörst ja gerne, wenn ich singe,
Hörst ja gern die alten Lieder!"

Freundlich lächelnd spricht die Kleine:
„Wart', ich will die Zither bringen,
Denn da klingt's noch mal so lustig!"
Und ich fange an zu singen:

„Am grünen Teich
Der Knabe so bleich
Sang einsam seine Lieder.
Im Grunde so tief
Die Nixe schlief.
Da weckten die Klänge sie wieder.

Hinab, hinauf!
Im Strudellauf
Zerteilen sich die Wogen,
Bei Mondeslicht
Ein bleich Gesicht
Kommt still heraufgezogen.

‚Lieb' Knabe traut,
Es ruft die Braut!'
Leis hat die Nixe gesungen.
Ein Arm, so weiß,
So kalt wie Eis,
Hat bald den Knaben umschlungen.

‚Wie wohl, wie warm
In deinem Arm!
Lieb' Knabe, laß uns scherzen!'
Die Nixe sang,
Dem Knaben drang
Der kalte Tod zum Herzen."

„Nun, was sagt mein kleines Liebchen? —
Doch du schweigst ja ganz erschrocken.
Graut dich so vor alten Märchen,
Daß dir Zung' und Pulse stocken?"

Und mit ihren zarten Armen
Hält sie ängstlich mich umschlungen:
„Wie so böse Lieder singst du!
Wie so traurig hat's geklungen!"

„Du, du bist der bleiche Knabe,
Und du singst die hellen Lieder.
Hüte dich, die böse Nixe
Zieht dich in die Fluten nieder! —"

„Bleib, o bleib! Was willst du unten
In dem kalten dunkeln Meere ..."
Und mit tränenfeuchten Blicken
Starrt sie in des Zimmers Leere.

Doch ich küss' die Purpurlippen,
Nehm' die Zither heimlich leise,
Greife tändelnd in die Saiten
Und beginn' die frohe Weise:

„Lockenköpfchen ist die Nixe,
Und sie hat mich fest umschlungen,
Daß dem armen bleichen Knaben
Fast das Herze ist zersprungen."

Walpurgisnacht

Am Kreuzweg weint die verlassene Maid,
Sie weint um verlassene Liebe.
Die klagt den fliegenden Wolken ihr Leid,
Ruft Himmel und Hölle zu Hilfe. —
Da stürmt es heran durch die finstere Nacht,
Die Eiche zittert, die Fichte kracht,
Es flattern so krächzend die Raben.

Am Kreuzweg feiert der Böse sein Fest,
Mit Sang und Klang und Reigen:
Die Eule rafft sich vom heimlichen Nest
Und lädt viel lustige Gäste.
Die stürzen sich jach durch die Lüfte heran,
Geschmückt mit Distel und Drachenzahn,
Und grüßen den harrenden Meister.

Und über die Heide weit und breit
Erschallt es im wilden Getümmel.
„Wer bist du, du schöne, du lustige Maid?
Juchheisa, Walpurgis ist kommen!
Was zauderst du, Hexchen, komm, springe mit ein,
Sollst heute des Meisters Liebste sein,
Du schöne, du lustige Dirne!"

Der Nachtwind peitscht die tolle Schar
Im Kreis um die weinende Dirne,
Da packt sie der Meister am goldenen Haar
Und schwingt sie im sausenden Reigen,
Und wie im Zwielicht der Auerhahn schreit,
Da hat der Teufel die Dirne gefreit,
Und hat sie nimmer gelassen.

H T W Storm.

Ihr sind meine Lieder gewidmet

An frohverlebte Tage dacht' ich wieder,
Und die Gedanken führten mich zu dir;
Ich hielt die leichten Blätter in den Händen,
Ich dacht' an dich, und dachte: Send' sie ihr!

Doch sah ich dann auf meine armen Lieder,
So riß es fast die süßen Träume nieder.
Ich dachte: Nein; — doch, wie ich immer bin,
Ein rascher Pulsschlag nur, und — nimm sie hin! —

Sieh! wie ich dein gedenke alle Zeit,
So haben ja nicht flüchtige Sekunden
Zu eigen meine Lieder dir geweiht;
Dein waren sie in ihren ersten Stunden. —

Wohl hab' ich alte Märchen dir erzählet
Vom Königskinde, das in Ketten liegt,
Und von dem Drachen, der sie arg bewachet,
Und von dem Ritter, der das Tier besiegt.

Und wenn ich dir der Jungfrau Schmerzen malte,
Ich sah nur dich in jenen Ketten zagen;
Dann griff ich schwärmend zum gewicht'gen Schwerte
Und durft' im Geist mein Leben für dich wagen. —

Ich dachte dich, wenn ich die Blume nannte,
Die taubekränzt im stillen Garten steht,
Ich dachte dich, wenn ich dem Engel dankte,
Der segnend, still mit mir durchs Leben geht;

Und wie das Bild sich immer mocht' entfalten,
Du warst es stets in ähnlichen Gestalten.
Dein bin ich ja mit meinem ganzen Sein:
O, nimm mich auf! Die Lieder geb' ich drein!

Des Kindes Gebet

Hu, wie mich friert! Die Kälte
Preßt mir die Lippen zu;
Kann noch nicht zu dir beten,
Du guter Vater, du!"

Und als es warm geworden,
Da schlief das Kindlein ein;
Und für die schlummernde Kleine
Still beten die Engelein.

Nach frohen Stunden

Ich hab' die Rose blühen sehn,
Mein ist ihr süßes Bild;
Und welkte sie zur Stunde schon
Und bliebe stets verhüllt! —

Wohl lebt' ich manche frohe Zeit,
Manch schönen Augenblick;
Der stirbt in meiner Seele nicht,
Und kehrt' er nie zurück.

Das Leben trügt — Erinnerung
Allein bleibt ewig treu;
Die bringet nur geheilten Schmerz
Und nur gesühnte Reu.

Die auf Seite 45–48 gedruckten Gedichte bewahrt (in einem handschriftlichen Heftchen von zwölf Seiten) Frl. Emmy Ruchmann in Hamburg auf. Das Gedicht „Hüben, drüben" steht schon in der „Europa" von 1841; „Nachts" ist in der „Argo" von 1854 erschienen.

Doch stürmt um meine Brust die Zeit
Und weckt mein junges Blut,
Im Zweifel stärket sich die Treu
Und in Gefahr der Mut.

Ich weiß, die Zeit ist nimmer schlecht,
Die Wahrheit schaut das Licht!
Ich weiß, die Liebe muß bestehn,
Der Himmel wankt ja nicht!

Doch schau' ich in vergang'ne Zeit
Gar oft und lieb zurück —
Gedanken ziehen mild durchs Herz
Und Tränen vor den Blick.

Abends

Die Drossel singt, im Garten scheint der Mond;
Halb träumend schwankt im Silberschein die Rose.
Der Abendfalter schwingt sich sacht heran,
Im Flug zu ruhn an ihrem zarten Moose.

Nun schwirrt er auf — doch sieh! er muß zurück;
Die Rose zwingt ihn mit gefeitem Zügel.
An ihrem Kelche hängt der Schmetterling,
Vergessend sich und seine bunten Flügel. — —

Die Drossel singt, im Garten scheint der Mond;
Halbträumend wiegst du dich in meinen Armen.
O gönne mir der Lippen feuchte Glut,
Erschließ den Rosenkelch, den liebewarmen!

Du bist die Blume, die mich einzig reizt!
Dein heller Blick ist ein gefeiter Zügel!
An deinen Lippen hängt der Schmetterling,
Sich selbst vergessend und die bunten Flügel.

Hüben, drüben

(Aus der „Europa" von 1841)

1.

In seinem Garten wandelt er allein,
In alle Bäume gräbt er immer wieder
Gedankenschwer den einz'gen Namen ein;
Und in dem Namen klagen seine Lieder.

Sanft blaut der Himmel; milde Rosen webt
Die Sommerzeit durch mächt'ge Blättermassen —
Er schaut sie nicht; die Zeit, in der er lebt,
Ist alt, verblüht, von allen längst verlassen.

2.

In frischer Laube ruht ein blühend Weib —
Es glänzt das Laub, die vollen Zweige brechen —
Ein schöner Knabe schmiegt an ihren Leib;
Sie lacht und küßt und lehrt ihn Namen sprechen.

Und auch ein Name, wie sie leis ihn ruft,
Daß ihn der Knabe stammelnd nacherzähle,
Wehmütig zieht, wie abends Lilienduft,
Ein Jugendbild im Flug durch ihre Seele.

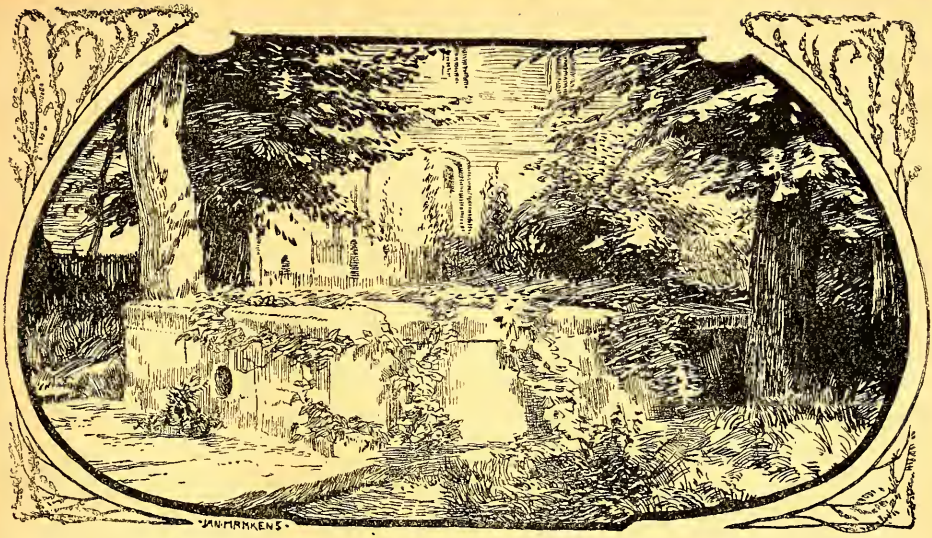
Erinn'rung führt empor aus stummer Nacht
Ihr Duftgespann, sie sanft hinabzutragen —
Umsonst, umsonst! Hier scheitert deine Macht,
Zurück mit deinem nachtbeschwingten Wagen!

Hier waltet Gegenwart so freundlich lind,
Tief schläft die Zeit in ihrem alten Grabe ——
„Was fehlt dir, Mutter?" koset sie das Kind;
Sie hebt das Haupt: „Nichts, nichts! mein süßer Knabe!"

Nachts.

(Aus der „Argo" von 1854)

Wie sanft die Nacht dich zwingt zur Ruh',
Stiller werden des Herzens Schläge;
Die lieben Augen fallen dir zu,
Heimlich nur ist die Sehnsucht rege.
Halbe Worte von süßem Bedeuten
Träumerisch über die Lippen gleiten.



Storms Grab in Husum. Zeichnung von Jan Mamkens

Erinnerungen und Gedenkblätter

Aus Theodor Storms letzten Stunden

Erinnerungen seiner Tochter

Gertrud Storm

Bald nach dem Tode meines Vaters habe ich meine Erinnerungen an seine letzten Lebensmonate niedergeschrieben. Vielleicht haben sie Wert auch für weitere Kreise, insbesondere für alle Freunde seiner Werke; deshalb will ich mit ihrer Veröffentlichung nicht zurückhalten. Sie können eine Ergänzung zu den Lebensbeschreibungen meines Vaters sein.

Mein Vater ließ sich, seiner amtlichen Tätigkeit müde, im Frühjahr 1880 pensionieren, um sich in Hademarschen, einem großen waldumsäumten Kirchdorf, anzubauen. Die schöne waldige Gegend und besonders der Umstand, daß dort ein Bruder von ihm wohnte, hatten ihn bestimmt, gerade diesen Ort als Heimstätte seines Alters zu wählen. Unter seinen Augen wurde das Haus gebaut, zu welchem er selbst den Riß entworfen hatte. Anfangs war es ein großer, plumper, schieferumkleideter Kasten; später aber deckte die häßliche Schieferwand schöner amerikanischer Wein, der zwar niemals trug, der Vater aber deshalb nicht weniger entzückte. Die Veranda und die Terrasse wurden von jungen Linden überschattet, und die vielen Tannen ragten bald bis zum Dach des Hauses.

Auch die jungen Obstbäume, die dichten Stachel- und Johannisbeersträuche wuchsen unter der sorgsamsten Pflege bald heran, so daß Vater noch mehrere Jahre die Früchte davon genießen konnte. Er tat es mit einer Art Kultus. Kam nämlich die Zeit, wo die Früchte reiften, so hingen an einigen der schönsten Stachelbeersträuche Zettel, auf denen mit großen Buchstaben geschrieben stand: „Vaters Busch", und für uns alle waren die so gezeichneten Büsche ein für allemal heilig. Nur einmal erinnere ich mich, daß mein Bruder Karl sich auch an diese Büsche gewagt hatte und nachher erzählte, die Spatzen seien die Diebe gewesen. Von den paar „gezeichneten" Sträuchern abgesehen, ließ unser Vater volle Freigebigkeit walten. Gar manches Mal, wenn liebe Freunde bei uns zu

Gäste waren, rief er scherzend nach beendeter Mahlzeit: „Den Nachtisch müßt ihr euch aus dem Garten holen," und dann ging es in fröhlichem Zuge zu den Kirschbäumen oder Stachelbeersträuchern, um sie gehörig zu plündern.

Von der Terrasse des neuen Hauses sah man auf grünen Rasen, auf dem im Sommer dunkle Rosen blühten, während im Hintergrund dunkle Tannen ihre Wipfel regten, zwischen denen im Herbst rote Vogelbeeren leuchteten. Besonders schön war es, wenn wir an warmen Sommerabenden alle um unsern Vater versammelt auf der Terrasse saßen, über uns den glitzernden Sternenhimmel, um uns den starken Duft der Bäume, indes — selten freilich nur geschah das — aus der Tiefe des Gartens die Nachtigall schlug. Ein solcher Abend war es, als mein Bruder Karl uns ein Erlebnis aus seiner Studienzeit erzählte, dasselbe, das Vater dann später in der Novelle „Es waren zwei Königskinder" künstlerisch gestaltet hat.

In der Zeit, wo meine Aufzeichnungen einsetzen, waren nur meine jüngste Schwester Dodo und ich zu Hause. Meine Schwester Ebbe studierte damals in Weimar Musik, Lute war bei guten Freunden zum Besuch. Mein Bruder Karl lebte in Varel.

Es war im Jahre 1888, in den letzten Tagen des Januars. Mein Vater war soeben von einer Reise nach Husum zurückgekehrt. Er fühlte sich wohl und erfrischt, so daß er hoffen durfte, noch an manchem 4. Januar, wie es ihm schon seit Jahren liebe Gewohnheit geworden war, mit meiner Mutter und gewöhnlich auch mit einer der Töchter seine Reise nach Husum antreten zu können. Bald aber, schon im Februar, stellten sich Schmerzen und schlaflose Nächte ein. Die Novelle „Der Schimmelreiter" war fertig; der Stoff zu einer neuen Novelle, „Das Armesünderglöckchen", lag ihm im Sinne, auch hatte er ihn in Umrissen schon aufs Papier gebracht. Immer aber fühlte er sich zu matt oder zu schwermütig, um wirklich andauernd daran arbeiten zu können.

Ging die Arbeit aber einmal besser vorwärts, so kehrte auch wohl seine alte Heiterkeit zurück. Wie früher freilich ward es selten. Wenn er da die eine oder andre wohlgelungene Szene fertiggeschrieben hatte, trat er wohl aus seiner Stube an die Treppe und rief nach unten, wo wir Kinder morgens gewöhn-

lich mit Hausarbeiten beschäftigt waren: „Do (oder Gertrud oder Elsabe, wer gerade daheim war), habt ihr einen Augenblick Zeit?" Und dann kamen wir. Der Vater rückte für jeden von uns einen bequemen Lehnstuhl heran, für die Füße einen Schemel, damit unsre Aufmerksamkeit durch keine Unbequemlichkeit abgelenkt würde. Dann las er mit leiser, melodischer Stimme, mit leuchtenden Augen, und wir, die wir ihn hörten, waren gar bald befangen in dem Zauber seiner Dichtung. War die Szene zu Ende gelesen, so legte er die Blätter wohl auf den Tisch vor sich, strich leise mit der Hand über das, dem er sein ganzes Herz, seine ganze frische Liebe gegeben hatte, und fragte: „Ist es auch langweilig?"

Nachdem der „Schimmelreiter" fertig geschrieben war, hat sich solches nur noch einmal wiederholt. Es war, als Vater den ersten Teil seiner Jugenderinnerungen schrieb. Da rief er noch einmal, zum letztenmal: „Gertrud, hast du einen Augenblick Zeit?" Dann rückte er mir wie sonst einen Lehnstuhl sich gerade gegenüber. Er selbst lag in einem tiefen schwarzen Sessel und las mit müder Stimme, fragte auch wohl, ob es klar und anschaulich geschrieben sei. Immer, wenn ich wieder lesen werde, was ich damals zum erstenmal hörte, wird mir seine müde Stimme ins Ohr klingen und seine abgemagerte Gestalt mir vor Augen stehen.

Wir vertrösteten Vater und uns selbst auf den Frühling und die schönen warmen Tage und hofften, daß seine Kräfte dann bestimmt wiederkommen würden. In solchen Augenblicken sagte er auch wohl selbst: „Wenn der Sommer mir keine frischen Kräfte bringt, dann nimmt der Frühling mich mit!" Und die Worte fielen uns ein, die er einmal im Herbst, als ein Freund unsers Hauses gestorben war, zu uns sprach, und die er auch der Schwester des Verstorbenen geschrieben hatte: „Mir ist, wenn es ein Wiedersehen gibt, als ob ich unsern Freund bald in andern Gefilden treffen werde."

Dann wieder war er voller Hoffnungen. Einmal — mein Vater und ich gingen frühmorgens durch unsern Garten, Baum und Strauch waren mit dem ersten lichten Grün bedeckt — da faßte er sanft meine Hand und sagte: „Das weiß ich wohl, es ist keine Krankheit zum Sterben, ich bin nur sehr bleichsüchtig und habe wenig Blut in meinen Adern. Ich will tüchtig Eisen nehmen, daß ich ganz gesund werde." Mir war es fast, als ob er es sich selbst zum Troste sagte und im tiefsten Herzen nicht daran glaubte.

Es wurde noch vieles im Garten gepflanzt, Rosen und Obstbäume, von denen er noch hoffte, Blüten und Früchte zu sehen. Er umfaßte alles, Menschen und Blumen, mit sanfter Liebe, vor allem seine Kinder; je näher das Ende kam, um so inniger und fester. Auch bei unserm ältesten Bruder, der vor einem Jahre in Aschaffenburg gestorben war, waren seine Gedanken viel. Er hatte die Photographien von seinen Kindern in zwei großen, schönen Gläsern, die eigentlich andern Zwecken dienen sollten, auf seinem Schreibtisch stehen. In den letzten Wochen barg er das Bild seines toten Kindes (das Totenbild) zwischen die Bilder seiner lebenden Kinder. Oft, wenn er sich allein glaubte, versenkte er sich in die Züge des geliebten Sohnes, der ihm schon durch die dunkle Pforte des Todes vorangegangen war.

Es kam der Sommer, aber keine Besserung. Die Schmerzen nahmen immer mehr zu, die Kräfte immer mehr ab. Stundenlang hat damals unsre Mutter nachts vor Vaters Bett auf den Knien gelegen und seinen schmerzenden Leib gerieben. Immer war am Morgen unsre Frage: „Wie hat Vater geschlafen?" Und immer lautete die Antwort: „Schlecht." Das weckte schmerzliche Erinnerungen in uns an frühere, schönere Zeiten. Damals, des Morgens früh, wenn meine Schwestern und ich vom Mädchen geweckt wurden, rief alsbald unser Vater vom Bette aus: „Ihr steht doch auf, lieben Kinder?" Welche Seligkeit für uns, als er nach seiner langen und schweren Krankheit zum erstenmal wieder rief! Denn wenn wir so freundlich zum Aufstehen gemahnt wurden, wußten wir, er hatte gut geschlafen. Aber wir vernahmen das liebe Wort immer seltener, und schließlich verstummte es ganz.

Die Sehnsucht nach seinen Kindern, und alle um sich zu haben, wurde immer größer. Einmal vor Pfingsten, wie wir zusammen durch den Garten gingen, bat er mich: „Schreibe an Ernst, daß er Pfingsten kommt mit Mariechen und den Kindern, denn vielleicht, wer weiß, ist es das letzte Pfingstfest, wo wir zusammensein können." Er ahnte wohl das Ende, aber die Lust am Leben war zu groß und weckte immer wieder neue Hoffnungen in ihm.

Dann, als die Zeit der Sommerferien näher rückte und mit ihnen der Tag, wo unsre Geschwister Ebbe und Karl heimkommen sollten, fragte er oft fast leidenschaftlich: „Wann kommt Karl, wann kommt Ebbe?", oder: „Wenn diese Knospen erblüht sind, glaubst du, daß sie dann hier sind?"

Aber immer noch suchte er seine Schwäche zu verbergen und zu bekämpfen, aus Furcht, daß man ihn für einen Sterbenden halte. Dabei sprach er oft zu mir über den Tod, mitten im frühlingsgrünen Garten; ich vergesse es nie. Ich fühlte wohl, daß es ihm ein Bedürfnis war, und ging ruhig auf seine Todesgedanken ein, ohne je zu widersprechen. „Nun stehe ich bald vor dem großen Rätsel," sagte er einmal, und seine so leuchtend blauen Augen sahen wie in weite, unbekannte Ferne, „das ewige Einerlei von Tag und Nacht ist mir ein schrecklicher Gedanke — und dann, daß ich nichts mehr von euch, meinen Kindern, wissen soll. Nicht mehr teilnehmen an dem, was euch betrübt und beglückt, euch nicht mehr zur Seite stehen darf mit Rat und Hilfe — das ist schrecklich."

Einmal noch — es war drei Wochen vor seinem Tode — rief mich Vater auf sein Zimmer und sagte zu meinem grenzenlosen Erstaunen: „Du sollst jetzt auch einmal heraus, du hast noch nichts gehabt. Du wolltest ja immer nach der französischen Schweiz. Gehe nun im Herbst dahin." Ich bekam einen großen Schrecken, denn ich wußte, er war ein Sterbender, und wehrte ab: ich würde nicht eher von ihm gehen, als bis er ganz gesund sei. Da entspann sich nun ein langer Kampf. Endlich beruhigte sich der Kranke: „Ja, mein Kind," sagte er, „ich fürchte, du kannst ohne deinen alten Vater nicht mehr fertigwerden." Bald hatte er den Einfall denn auch vergessen und kam nicht wieder darauf zurück.

Die Zeit der Ferien rückte immer näher heran, Ebbe und Karl sollten heimkommen, und es verging kein Tag, wo Vater nicht fragte: „Wann kommen sie nun?" Ebbe wollte noch ein paar Tage bei einer blinden Freundin eingucken. Als er davon hörte, bat Vater: „Sagt Ebbe, daß sie nicht zu lange bleibt, ich bin so schwach." Dann aber setzte er sich selbst an den Schreibtisch und schrieb: „Ein paar Tage mußt du deiner blinden Freundin schenken, das ist hübsch von dir."

Zehn Tage vor seinem Tode wollte meine jüngste Schwester Dodo nach Greifswald reisen, was längst geplant war. Weil Vater aber so schwach war, wollte sie doch gern verzichten und bat ihn, sie zu Hause zu lassen: „Wenn du mich für einen Sterbenden hältst," meinte er da, „dann kannst du hierbleiben, sonst reise! Du weißt, ich kann diese überflüssigen Gefühle nicht leiden." Und nun reiste sie. Wie ich am Abend meinem Vater gute Nacht sagte, sah er

mich unendlich traurig an. Er lehnte sich müde an einen großen weißen Ofen und hielt meine beiden Hände: „Es ist mir so wehmütig, ich hätte Dodo doch nicht fortlassen sollen," sagte er leise.

Es kam noch einmal ein guter Tag, so daß wir uns wieder neuen Hoffnungen hingaben. Doch schon am nächsten verstärkten sich die Schmerzen so, daß Vater nicht mehr die Treppe allein hinauf- und heruntergehen konnte. Wenn wir unsern „lieben, kleinen Vater" — so nannten wir ihn immer, und er hörte es gern — dann stützten, sagte er oft: „Wie ist es doch schön, wenn man Kinder hat!" Und waren wir endlich glücklich in Vaters Zimmer angekommen, dann ließ er sich gleich auf einen Stuhl zunächst der Tür nieder und bat: „Stütze meinen Kopf ein wenig, er wird mir zu schwer." Dann hielt ich seinen lieben müden Kopf ein wenig an mich gedrückt, bis ich den Kranken aufs Sofa betten konnte. Er schlief unruhig und stieß im Schlafe wunderbare, beängstigende Töne aus, wachte oft auf und fragte dann jedesmal: „Wieviel ist die Uhr?"

Einmal noch war es mir vergönnt, einen schönen Abend mit ihm allein zu verleben. Meine Mutter erwartete ihre Schwester, Tante Agnes, und war an die Bahn gegangen, sie abzuholen. Es war einer von den wenigen schönen Sommerabenden, die wir in diesem Jahre hatten. Mein Vater und ich gingen langsam durch den Garten. Die Tannen strömten einen starken Duft aus, und die Drossel sang uns ein Lied, aber wir empfanden keine Frühlingsfreudigkeit, sondern nur das Weh des ewigen Abschieds. Vaters Schmerzen waren gerade an diesem Abend so groß, daß er fast nicht gehen konnte. Ich legte vorsichtig meinen Arm um ihn und trug ihn fast, er war ja so leicht geworden! Plötzlich warf er sich heftig über meine Schulter: „Mein liebes Kind, ich kann es nicht mehr aushalten." Und doch wollte er nicht ins Haus, sich nicht von seinem geliebten Garten trennen. Wir gingen langsam bis zu einer Bank, die von Linden überschattet war, wir sahen so aufs Haus, auf die Fenster seiner Studierstube. So saßen wir lange stumm, ich hielt seine Hände, um sie zu wärmen. Ein sanfter, warmer Sommerregen fiel auf die Blätter, der Gesang der Drossel verstummte, und die Dämmerung sank immer tiefer herab. Ich deckte meinen Regenmantel über seine Knie und beschützte ihn mit einem Schirm. Als wüßte er, daß es das letztemal war, wo wir so allein beisammensaßen, fing er an mich nach allem zu fragen, was er meinte, das mich bedrückte und quälte. Und

wunderbar, nie hatte ich ihm etwas geklagt, aber er wußte alles, und ich konnte ihm in dieser Stunde alles sagen, was ich sonst nie übers Herz gebracht hätte. Auch er selbst sprach nun von seinem Tode und was dann werden sollte: „In den nächsten Tagen will ich vierhundert Mark für meine Beerdigung aussetzen." Als ich ihn bat, nicht daran zu denken, erwiderte er: „Mein liebes Kind, man muß doch einmal davon sprechen." Dann saßen wir wieder eine Weile stumm. Plötzlich sah er mich so recht innig an und sagte: „Mein liebes Kind, du bist immer bei mir gewesen, darum sind wir einander auch immer so viel gewesen. Wir haben immer so lieb und gut miteinander gelebt, und du wirst mich nicht vergessen ..." Wir fühlten beide, daß es ein Abschied war: meinem Vater rannen die Tränen übers Gesicht, mir war, als müßte ich laut schreien.

Am Sonnabend, dem 30. Juni, ging er zum letztenmal durch seinen Garten, in dem unter seinen Augen jeder Baum und jeder Strauch gepflanzt worden war. Der Garten war ganz seine Schöpfung, und jeder Baum hatte seine kleine Geschichte, die die guten Freunde geduldig anhören mußten.

Abends um sechs Uhr lag Vater in unserm Eßzimmer in einem tiefen Lehnstuhl. Die Türen nach dem Garten standen weit offen. Ein lieber, alter Freund, Doktor Wachs, trat ein; der Kranke reichte ihm mit schwermutsvollem Blicke die Hand und flüsterte leise: »Moriturus sum.«

Am Sonntag, dem 1. Juli, stand Vater noch einmal auf, obgleich er viele Schmerzen hatte. Wie er so müde und gequält auf seinem Sofa lag, meinte er: „Wie schön müßte es doch sein, so zu sterben; wenn ich nur nicht so viel zu arbeiten hätte, wollte ich gern sterben." Des Vormittags las ich Vater auf seinen Wunsch noch ein Stückchen aus unserm Roman von Andersen vor. Nachdem er mittags ein wenig, wenn auch sehr unruhig geschlafen hatte, nahmen wir unsern Nachmittagstee auf seinem Zimmer ein. Unsre Kusinen Lucie und Helene Storm waren zugegen; Vater blieb auf dem Sofa liegen; wir erzählten viel, um ihn zu unterhalten und zu zerstreuen. Er nahm anfangs an allem lebhaft teil. Bald aber wurde er unruhig, stand auf und legte sich auf sein Bett, kam wieder in seine Stube, ging auf und ab und legte sich wieder aufs Sofa. Mir war es, als sei es schon die Unruhe des Todes. Bald stellten sich deutliche Anzeichen einer eingetretenen Lähmung ein. An diesem Abend auch war es, wo er zum erstenmal geistig unklar war. Noch spät kam der

Arzt und machte ihm eine Morphiumeinspritzung, um die zunehmenden Schmerzen zu betäuben.

Am Montag (2. Juli) hatte Vater selbst den Wunsch, im Bett zu bleiben; er meinte, die Einspritzung hätte seinen müden Kopf noch müder gemacht: „Ich werde mich hüten, wieder Morphium zu nehmen, Morphium macht so unklar, und morgen will ich aufstehen." Und immer wieder mußte ich vorlesen, er hörte zu und sprach sich klar über das Gelesene aus.

Nach dem Mittagessen schlief er noch einmal lange und tief. Am Nachmittag saßen Mama, Tante Agnes und ich wieder an seinem Bett, die Sonne schien warm und strahlend ins Zimmer. Vater sah von seinem Bett aus lange und sehnsuchtsvoll in den Sonnenschein, dann bat er leise: „Lies mir vor!" Und nun nahm ich noch einmal, zum letztenmal, Andersens Roman »O. Z.« zur Hand und las, aber meine Gedanken waren nicht bei Andersen. Lange konnte er das Lesen auch nicht vertragen. Ich legte das Buch bald beiseite; er ließ es ruhig geschehen und sprach nur noch selten ein leises Wort.

Um achteinhalb Uhr an diesem Abend sollte Bruder Karl kommen. Wie oft des Tages hatte Vater schon gefragt: „Kommt Karl nun wirklich heute?" Und dann immer wieder: „Wann kommt Ebbe?"! Ich ging zum Bahnhof, Tante Agnes mußte während der ganzen Zeit am Fenster stehen. Als nun zuerst unser alter Arbeiter Peter Nottelmann mit den Koffern erschien, wurde Vater sehr aufgeregt und wollte noch schnell ein wenig Toilette für Karl machen. Rasch, ehe Tante Agnes und Mama es verhindern konnten, strich er sich mit der gesunden Hand das Haar und zupfte die Nachtjacke in glatte Falten. Da stürmte Karl auch schon die Treppen hinan und an Vaters Bett. Der breitete seine Arme aus, aus seinen blauen Augen brach ein Leuchten, und die schöne Freude des Wiedersehens verlieh seinem Gesicht noch einmal ein fast gesundes Aussehen. Karl und fast auch wir ließen uns noch einmal täuschen und gaben der Hoffnung Raum.

Karl mußte erzählen, und angeregt durch diese Erzählungen, machte Vater noch manche von seinen alten, lieben Witzen. Ja, er ahmte sogar täuschend das wundersame Gelächter eines alten Nachbars nach, über welches wir, im Garten sitzend, gar oft zusammen gelacht hatten. Endlich trieb er Karl selbst aus der Stube, er sollte ins Eßzimmer hinuntergehen und etwas genießen.

Ich aber blieb bei ihm, ich wußte, daß seine Stunden gezählt seien. Gar bald bat er denn auch: „Geh' doch, hole Karl! Er hat ja schon eine Stunde gegessen!" Und es waren seit seinem Weggehen doch nur wenige Augenblicke vergangen. Karl kam, aber Vater war mit seiner Kraft schon zu Ende. Die Gedanken verwirrten sich, sein Geist wurde unklarer und unklarer.

Ich begleitete Karl in sein Zimmer; wir sprachen noch lange zusammen, er wollte das Unfaßliche noch nicht begreifen, daß nun ein Leben anfangen sollte ohne unsern Vater. Dann kehrte ich zu diesem zurück, um ihm zum letztenmal gute Nacht zu sagen. Er war sehr aufgeregt. Alle Vorbereitungen, die wir wie gewöhnlich zur Nacht machten, waren ihm nicht recht. Mama bat: „Sei doch nicht so böse, wir wollen ja alles tun, was du willst." Da richtete Vater sich auf, breitete beide Arme aus, seine Augen hatten einen fast unirdischen Glanz: „Ich bin ja nicht böse, ich bin ja so glücklich."

„Glücklich" — dieses schöne Wort ist das letzte, was ich von ihm gehört habe. Ich erinnere mich, daß ich den heißen Wunsch empfand, wenn er diesen verklärten Ausdruck doch auch im Sterben behielte. Ich faßte seine Hand und sagte ihm gute Nacht — aber er wußte es nicht mehr. Da ging ich still hinaus.

Die Nacht verging langsam unter Schmerzen und Beklemmungen. Um sechs Uhr morgens (3. Juli) wollte er durchaus aufstehen. „Bleibe wenigstens so lange, bis der Doktor kommt," bat Mama. Da nickte er, ja, er wollte sich so lange gedulden. Um acht Uhr kam der Arzt, er ging zu Vater hinein, trat aber bald wieder heraus zu uns, die wir bang seines Ausspruchs harrten. Und er sagte: „Es ist eine große Veränderung eingetreten. Es muß an alle Kinder telegraphiert werden. Es geht zu Ende."

Als ich ins Zimmer trat, lag Vater ruhig mit geschlossenen Augen da. Ich konnte mich nicht beherrschen und weinte still vor mich hin. Da wendete er den Kopf nach mir, sah mich matt an, schloß die Augen wieder und schlief.

Später, am Nachmittag, hat er meinen Bruder noch gefragt: „Wieviel ist die Uhr?", und dann „Wie früh noch!" Ein wenig später hat er mühsam die Worte herausbekommen: „Bleifeder, Papier!" Mama hat ihm dann bedeutet, daß er augenblicklich doch die rechte Hand nicht gut gebrauchen könne. Da hat Vater sie groß und traurig angesehen und die rechte Hand ein wenig

gehoben. Aber als ihm Bleifeder und Papier gebracht wurden, schlief er schon wieder. Er atmete schwer, von Zeit zu Zeit kam es wie ein leiser Schrei — immer schwerer wurde der Atem, bis er zum Röcheln wurde.

Am Nachmittag war die ganze rechte Seite und das halbe Gesicht gelähmt; die geliebten Züge waren so entstellt, daß man sie kaum wiederfinden konnte. Mitunter noch schlug er die Augen auf und zeigte auf seinen Mund. Ich glaube, er hat ausdrücken wollen, daß er uns nun nichts mehr sagen könne. Oder er strich mit geschlossenen Augen, mit seiner schönen alten Handbewegung übers Haar und seinen weißen Bart.

Um vier Uhr kam unser Bruder Ernst aus Husum. Er brachte dem Kranken einen Strauß duftender, voll aufgeblühter Rosen mit, die noch sein Dichterherz erfreuen sollten. Als Vater für immer die Augen geschlossen hatte, legten wir sie ihm aufs kahle Bettuch. Ernst setzte sich still an Vaters Bett — wir waren alle bei ihm. Da öffnete er die Augen, sah zu Ernst hin, schloß sie wieder, öffnete sie noch einmal und sah ihn lange an. Ein Ausdruck des Erkennens ging über seine Züge. Mein Bruder erfaßte seine Hand und sprach leise und beruhigend zu ihm: „Schlafe ruhig ein! Es soll alles werden, wie wir es besprochen haben, und ich sorge für sie alle." Es schien Vater zu beruhigen, denn nun schloß er die Augen und lag ganz still. Als Ernst einen Augenblick hinausging, um seiner Bewegung Herr zu werden, sah er jedoch wieder beunruhigt umher, bis Ernst wieder seinen alten Platz eingenommen hatte. Ein deutlicher Beweis, daß er noch Bewußtsein von der Gegenwart seines Sohnes hatte.

Am Abend um achteinhalb Uhr kam meine Schwester Lisbeth mit ihrer damals fünfjährigen Tochter Constanze. Sie trat an des Kranken Bett, und wie er Ernst begrüßt hatte, mit stummem Angenwinken, so begrüßte er nun auch sie. Er sah sie an, schloß die Augen, sah sie wieder an und hob langsam die Hand, die Lisbeth schnell ergriff.

Dann kam die letzte Nacht. Wir saßen abwechselnd an seinem Bett. Uns war es, als behielte er den größten Teil der Nacht hindurch sein Bewußtsein. Er reichte uns abwechselnd die Hand, strich uns auch wohl leise übers Gesicht. Aber immer wieder suchte seine Hand nach der unsrer Mutter, die ihm in den vielen schlaflosen Nächten der Trost war. Er litt wohl sehr, stöhnte und

röchelte, so daß wir, die wir ihn liebten, nur die Erlösung für ihn erflehen konnten. Langsam verstrichen die Stunden. Wir öffneten die Fenster nach dem Garten. Ein starker Fliederduft drang herein, und bald auch hörte man von den Feldern her die Lerchen singen.

Der letzte Morgen brach an. Oft irrten Vaters Blicke umher, vom einen zum andern. Uns war es, als suche er seine drei noch fehlenden Kinder.

Der Zustand blieb lange derselbe. Um elf Uhr kam unsre Lute. Ich glaube, daß Vater auch sie noch erkannt hat, denn er sah sie an und reichte ihr die Hand. Um elfeinhalb Uhr glaubten wir alle, das Ende sei da. Der Atem ging ruhiger, und der Puls stand fast still. Aber wir irrten. Herr Doktor Wachs kam, um nach seinem alten Freunde zu sehen. Er war selbst Arzt und sagte uns, es könne noch lange so bleiben, wenn nicht ein Lungenschlag eintreten würde. Um dreieinhalb Uhr endlich kamen Ebbe und Dodo, und nun seine Augen auch sie noch einmal gesehen hatten, konnte er ruhig sterben.

Eine Stunde später, um viereinhalb Uhr, schlief er ein. Mein Bruder Karl und ich saßen in diesem Augenblick allein an seinem Bett. Ich hielt seine Hand und kühlte von Zeit zu Zeit seine Lippen, das schien ihm wohlzutun. Allmählich arbeitete die Brust weniger heftig, das Atmen wurde ruhiger, und über sein Gesicht ging ein blauer Schein. Karl ging, um die andern zu holen, so saß ich noch eine Weile ganz allein bei ihm. Da wandte er mir langsam sein Gesicht zu und sah mich mit offenen Augen an. Dann ein Ton, schon wie aus der andern Welt. Als Ernst in die Tür trat, sah Vater ihn an und nickte ihm leise zu, als ob er sagen wollte: Nun ist das Ende da! Dann kamen Mama und alle seine Kinder. Wir umstanden sein Bett, Mama kniete nieder und nahm seine Hand. Unser lieber Vater sah uns alle noch einmal an, legte sanft seinen Kopf auf die rechte Seite — er seufzte leise —, und dann war er von uns gegangen. Ein sanfter Friede lag auf seinem Antlitz.

An Theodor Storm

Von Detlev von Liliencron

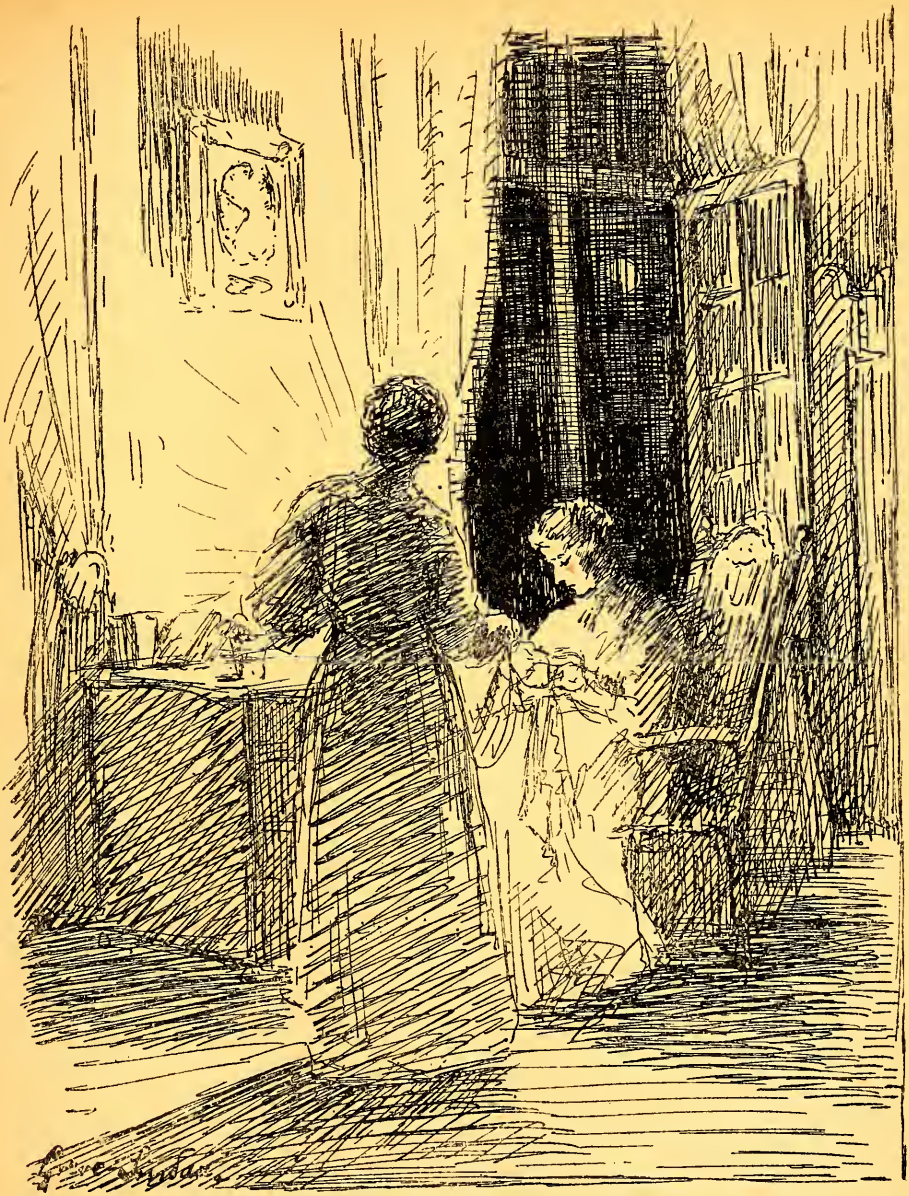
Viel dunkelrote Rosen schütt' ich dir
Um deines Marmorsarges weiße Wände
Und senke meine Stirn dem kalten Stein:
Du warst ein Dichter, den ich sehr geliebt
Und den ich lieben werde bis ans Grab.
Du warst ein Dichter — denn was du erlebt,
Vielleicht von einem Körnchen nur Erinnern,
Trieb eine Knospe. Welche Blume dann
Aus ihr erwuchs, das gab dir Phantasie.
Die Phantasie, wie denn? Ein bunter Vogel,
Der aus der Morgenröte uns besucht?
Ein ungeschlachtes Ungetüm, das donnernd
Die Flügel regt von Ozean hin zu Ozean,
Und sich in Höhen hebt, daß unser Nacken
Sie staunend nachbiegt wie dem Erzengel,
Wenn glänzend er den Flug durch Wolken nimmt?
Du hattest Phantasie, ein selten Ding
In unsern nüchternen Verstandeszeiten.

Du warst ein Dichter, und du warst ein Künstler.
Ein Dichter: wohl aus tausend Quellen rinnt es,
Die unterirdisch laufen, rinnt's ihm zu.
Noch fand kein Mensch je, was den Dichter schuf.
Wie tief doch sahst du in ein Menschenherz!
Und unser Heimatland, das ernste, treue,
Mit ewiger Feuchte, seltnem Sonneblick,
Du kanntest seine Art. Kein andrer wohl
Nahm so den Erdgeruch aus Wald und Feld
In seine Schrift wie du.

Schrieb einer je, den siebzig Winter drückten,
Ein solches „Hochzeitfest"? War's nicht ein Jüngling,
Der siebzehnjährig heiß die Laute schlug
Vor seiner Liebsten Tür im sanften Mond,
Im Sehnsuchtspuls der Nachtigallenlieder?
Wohl trifft es sich, daß laut und polternd wirft
Ein herrlich Dichterherz mit rohem Gold
Und kann es niemals zwingen zum Gerät;
Ihm fehlt die Künstlerhand, dir wurde sie.

Viel dunkelrote Rosen schütt' ich dir
Um deines Marmorsarges weiße Wände
Und senke meine Stirn dem großen Dichter,
Den ich so sehr, so sehr geliebt.

Aus Detlev von Liliencrons Gesammelten Werken, 2. Band. Gedichte.
Verlegt bei Schuster & Loeffler in Berlin.



Zwei Frauen

Zeichnung von Georg Greve-Lindau

Ein paar Erinnerungen an Theodor Storm

Von H. E. Jürgensen

Ich lernte Theodor Storm im Jahre 1882 kennen. In diesem Jahre zogen wir nach Hademarschen, und ein Jahr vorher war Storm auch dorthingezogen. Er hatte sich ein sehr behagliches Haus bauen lassen, das allerdings von außen einen recht plumpen Eindruck machte. Dafür war es aber im Inneren desto behaglicher. Um das Haus herum entstand ein Garten, dessen Bäume und Blumen von ihm selbst oder unter seiner Leitung gepflanzt waren; der Dichter liebte sie wie Kinder, und er erzählte gern ausführlich deren Lebensgeschichten. Es war ihm eine Entbehrung, daß er in seinen letzten Lebensjahren den Duft der La-France-Rose, die sein besonderer Liebling war, nicht mehr genießen konnte, weil ihm der Geruchssinn versagte.

Von Storms Studierstube, die oben im Hause lag, hatte man einen besonders schönen Blick über die Felder und Wiesen bis auf einen ausgedehnten Buchenwald „Rehers", vom Volk „Rees" genannt. Die Landschaft war oft in dichten Nebelschleier gehüllt, ohne den sich der Schleswig-Holsteiner ja sein lieb' Heimatland kaum denken kann.

Die jüngste Tochter, Dodo, wurde von meiner Schwester und mir mit andern Mädchen zusammen unterrichtet. Wir wurden beide im Dichterhause heimisch, so daß wir dort viele genußreiche Stunden verlebten. Sehr gern hatte es der „Herr Rat", wenn man unangemeldet zur Kaffeestunde kam, die im Sommer in der Veranda, im Winter in der Wohnstube abgehalten wurde. Dann saßen wir gemütlich plaudernd zusammen, das Kaffeetrinken dehnte sich sehr in die Länge, und dabei las wohl Storm aus seinem Briefwechsel mit Gottfried Keller oder Paul Heyse oder Wilhelm Jensen vor. Sehr oft wurden ihm Manuskripte zur Beurteilung zugeschickt, die auch in der Kaffeestunde vor-

gelesen wurden. Sie waren häufig etwas wundersamen Inhalts, und ich muß gestehen, daß sie oft genug unsre Lachlust hervorriefen. Storm selbst urteilte aber immer am mildesten darüber und freute sich, wenn er nur irgend etwas Gutes aus dem Machwerk herausfinden konnte. Bisweilen las er uns auch aus seinen eignen Manuskripten vor; so haben wir besonders die Entstehung der „Chronik von Grieshuus" und des „Schimmelreiters" verfolgen können. Wurden wir zu ungeduldig, die entstandenen Werke im ganzen gedruckt zu sehen, so schickte er uns sogar die Korrekturbogen.

Auch an vielen Abenden waren wir, ich mit den Eltern, im Stormschen Hause. Dann wurde nach dem Essen fleißig musiziert, denn die ganze Familie Storm war, mit wenig Ausnahmen, musikalisch. Er selbst hatte ein sehr scharfes Urteil; hatte er doch in früheren Jahren in Husum einen Gesangverein gegründet und selbst geleitet, der noch heute nach ihm „Theodor-Storm-Gesangverein" heißt. Auch ich habe im Hause oft gespielt, und er ließ mir nichts durchgehen; besonders erinnere ich mich, daß ich ihm ein Impromptu von Schubert durchaus nicht zu Dank spielte, während er ein andres Schubertsches Stück so gut fand, daß er meinte, es sei wohl von Beethoven. Er liebte auch ganz einfache Musikstücke, aber sie mußten gut vorgetragen werden

Mit mehreren Familien hatte Storm einen Klub gebildet, der alle vierzehn Tage nach dem Abendessen zusammenkam. Es wurde einfach Tee mit Kuchen gereicht; freilich, der Punsch, den unsre Mutter nach Storms Rezept braute, durfte nie fehlen. Wer von den Familien Besuch im Hause hatte, brachte ihn mit; es war ein durchaus zwangloses Zusammensein, bei dem auch musiziert und vorgelesen wurde. Storm hatte eine Vorliebe, wenn es gerade angebracht war, auch Schauergeschichten vorzulesen, oder auch solche, die einen mystischen Hintergrund hatten. Es bereitete ihm Vergnügen, wenn er bemerkte, daß uns dabei gelegentlich mal eine Gänsehaut über den Rücken lief.

Nie habe ich einen vorzüglicheren Vorleser gehört als Theodor Storm. Vielleicht machte es die doppelte Begabung, die musikalische und die dichterische, daß die nicht sehr kräftige, aber sehr modulationsfähige Stimme den Hörer in so hohem Maße gefangennahm. Unvergeßlich ist mir z. B. der Vortrag des Kellerschen „Augen, meine lieben Fensterlein" oder der Verse von Schöll:

Löse die Ankerbande,
stoße mein Schiff vom Strande,
seliger Schiffer, schlaf!

Von seinen eignen Sachen liebte Storm besonders „Beim Vetter Christian", worin er das alte Husumer Leben so köstlich schildert; daraus las er uns oft vor. „Hab' ich's gut gemacht?" fragte er dann wohl. „Mögt ihr's wirklich leiden?" Und wie glänzten seine Augen, wenn er unsre Begeisterung sah!

Rückte Weihnachten heran, so suchte er selbst die Weihnachtstanne aus. Auch die Ausschmückung leitete er und nahm es damit sehr genau. Weiße und silberschimmernde Netze wurden geschnitten und mit Bonbons gefüllt, Rotkehlchen und andre Vögel fanden ihren Platz auf den Zweigen des Baumes, und halb versteckt unter dem Baum lehnte ein großes Pärchen, eine Art „Adam und Eva", aus braunem Honigkuchen, ein Festgeschenk, das ein Verehrer aus Braunschweig alljährlich stiftete. Auch durften die vergoldeten Tannenzapfen und die „Blitze" nicht fehlen, und wunderschön sah vor allem der „Märchenzweig" aus, ein Lärchenzweig mit kleinen Zapfen, der mit Schaumgold überzogen war.

Zu Weihnachten kam auch der „Musikante" nach Hause, der dritte Sohn Karl, der als Musiklehrer im Oldenburgischen lebte. In der Neujahrszeit sahen wir uns besonders oft, und da wurde hauptsächlich von alten Zeiten geplaudert. Ich hörte da auch zum erstenmal von „Martje Flors Trinkspruch" erzählen: Schleswig-Holstein hatte in den schweren Kriegszeiten viel zu leiden gehabt; besonders Eiderstedt und die Umgegend von Husum durch die Schweden unter dem General Steenbock. Die Schweden müssen furchtbar gehaust haben; wochenlang lagen sie in den Häusern der Bauern und mißhandelten die Bewohner. Einst, im Florschen Bauernhof, verlangten sie in trunkenem Übermut, daß alle auf das Wohl des Schwedenkönigs trinken sollten, und bedrohten den mit dem Tode, der nicht in das Hoch einstimmte. Mit dem Starrsinn des Friesen weigerten sich der Bauer und seine Frau, und schon waren die Schwerter erhoben, um sie niederzuschlagen, da ergriff die vierzehnjährige Tochter Martje Flor einen Becher, erhob ihn und sprach eindringlich und langsam die Worte: „Up dat uns dat wohl gah up unsern olen Dagen!" Diese Worte brachten

die trunkene Schar zur Besinnung, und ihnen verdankten die Bewohner des Hauses ihr Leben. Seitdem findet keine Festlichkeit in Eiderstedt und Umgebung statt, ohne daß Martje Flors Trinkspruch ausgebracht wird.

Im Winter 1886 war Theodor Storm sehr krank, und es gab ein trauriges Weihnachtsfest im Stormschen Hause. Mit schwerem Herzen reiste ich ab, da ich in jener Zeit gerade Erzieherin in der Nähe von Eckernförde war. Groß aber war meine Freude, als ich zu meinem Geburtstage auf der Karte, die mir Dodo schrieb, las: „Auch einen herzlichen Gruß von dem endlich genesenden Freunde Theodor Storm."

Den siebzigsten Geburtstag (14. Sept. 1887) feierte das ganze Dorf Hademarschen mit, wie ein großes Familienfest. Auch aus der Ferne waren von allen Seiten Verwandte und Freunde herbeigeeilt. Bei dem Festessen hielt Wilhelm Jensen, der Landsmann des Dichters, der damals in Freiburg lebte, die Festrede. Kinder führten am Abend Storms Märchendichtung „Schneewittchen" auf, was ihm ebensoviel Freude machte wie ein Fackelzug der Dorfkinder, die freilich in Ermangelung von Fackeln nur Papierlaternen trugen.

Bis wenige Wochen vor seinem Tode war Storm dichterisch tätig. Nach dem „Schimmelreiter" beschäftigte er sich mit dem Entwurf einer Novelle, in der das Armesünderglöckchen eine Rolle spielen sollte. Wie bei allen Arbeiten, so hatte er auch hier an berufenen Stellen Erkundigungen eingezogen, die ihm über das Armesünderglöckchen authentisch berichten sollten. Es kam aber nicht mehr zum Niederschreiben.

Unvergeßlich ist mir der Tag, da ich ihn zuletzt lebend sah. Er fühlte sich recht krank und wollte keinen Fremden mehr sehen. Auch ich war nur hingegangen, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen. Aber Frau Rat führte mich hinauf in seine Stube, und da saß er vor seinem Schreibtisch, den Kopf auf die Hand gestützt, und sah mit wehmütigem Blick über seinen geliebten Garten hin zum Walde. Das Sprechen wurde ihm schwer, und eigentlich waren die Worte „Ach, liebe Elfriede, es ist nichts mehr mit mir!" die einzigen, die er zu mir sprach. Als ich fortging, fühlte ich, daß ich ihm zum letztenmal die Hand gereicht hatte.

Und dann habe ich ihn noch einmal, auf dem Totenlager, gesehen (4. Juli 1888). Wie er so still und friedlich dalag, umgeben von den Blumen seines Gartens!

Storm und Raabe

Eine Jugenderinnerung

Von Adolf Bartels in Weimar

Geschrieben zum Gedenktage des fünfzigjährigen Bestehens von Westermanns Monatsheften (1906)

Wenn ich mich in meine Schülerzeit zurückversetze, so sehe ich mich in einem ziemlich großen und hellen, grauweiß tapezierten Zimmer, das zwar eigentlich ein Dachzimmer war, aber doch nur teilweise schräge Wände hatte, weil die Abseiten durch sogenannte „eingemachte" Bettstellen ausgefüllt waren. Da das Haus alt war, hatte sich der Fußboden auf der einen Seite des Zimmers gesenkt, und ich hätte zur Winterzeit, wenn die Temperatur bei mir unter Null war, sehr leicht Rutschbahnen in ihm anlegen können. Doch war ich von dergleichen Übermut in der Regel weit entfernt und freute mich, daß mein Ofen — es war in der Tat einer vorhanden — nicht zu hoch und oben platt war, so daß er eine hübsche Sitzgelegenheit und auch die Sicherheit bot, daß wenigstens ein Körperteil von mir warm blieb. Außer dem Ofen war nicht allzuviel Ausstattung in dem Zimmer vorhanden: zwischen den Türen der beiden eingemachten Bettstellen rechts stand ein Waschtisch, zwischen den Bettstellen links ein Büchergestell, das meine hauptsächlich aus Reclambänden bestehende Bibliothek trug. Dann waren noch drei Stühle und ein großer runder Tisch in dem Zimmer. Dieser stand zwischen den beiden ziemlich großen, aber auch sehr tief hinabgehenden Fenstern — wenn ich einmal, wie es in meinen späteren Schülerjahren leider bisweilen geschah, bekneipt nach Hause kam, dann war große Gefahr, daß ich, zumal im Sommer, wenn sie offen waren, hinausstürzte. Aber die Betrunkenen haben ja Glück, wie der Volksmund sagt. Bilderschmuck fehlte in meinem Zimmer vollständig — die Meisterbilder des Kunstwarts gab es damals ja noch nicht, und eine beliebige bunte Beilage einer Zeitschrift mit Reißzwecken an die Wand zu heften, wie es viele meiner Mitschüler taten, dafür hatte ich am Ende zuviel Schönheitssinn.

Doch die Morgensonne kam in mein Zimmer, und der Blick aus seinen Fenstern ging über die schmale Gartenstraße der guten Stadt Meldorf hinweg

in den großen Garten eines Apothekers a. D., in dem zu ihrer Zeit Obstbäume und Linden und vor allem auch zahlreiche prächtige Rosen blühten.

Es ist dieser Apothekergarten gewesen, der mir mein Zimmer liebgemacht hat. Denn, so wundervoll es an und für sich dem Handwerkersohn, der nie einen eignen Raum zur Verfügung gehabt hatte, erschien, es hatte doch auch eine böse Schattenseite, und das waren die eingemachten Bettstellen. Zwar im Winter hatte ich mein Reich allein, aber im Sommer bekamen mindestens noch zwei meiner vier Nebenzimmer, wie ich zu sagen pflegte, nächtliche Einquartierung, und zwar in der Regel in der Gestalt robuster Maurergesellen, die in der Stadt Meldorf die Renovierung der alten Kirche durchführten. Meine Wirtin war nämlich arm und mußte ihr Haus ausnutzen, und wenn auch die Maurergesellen nicht eben die richtige Gesellschaft für den Herrn Gymnasiasten waren, die Lehrer drückten wegen der Armut der kinderreichen Witwe die Augen zu. Am Tage hatte ich ja doch mein Zimmer für mich, und dafür, daß ich des Nachts nicht um die Wette mit meinen Schlafkollegen — geschnarcht habe, stehe ich keineswegs ein. Die Bettlager in den Abseiten waren natürlich unmittelbar unter den Dachpfannen, und daß diese nicht ganz dicht waren, trug jedenfalls zur Verbesserung der Luft bei. Wenn es stark regnete, dann fielen einem die Regentropfen in regelmäßigen Pausen auf die Bettdecke, was unter Umständen sehr stimmungsvoll war. Noch stimmungsvoller war freilich das Krachen des Gebälks und der Dachlatten in den nordischen Sturmnächten.

Und nun sehe ich mich auch selber in diesem der Eigenart doch nicht völlig entbehrenden „Milieu", sehe mich an dem großen runden Tische sitzen, leider in nicht sehr „formvoller" Weise, denn ich habe — Verzeihung! — die Beine gegen den Tisch gestemmt und balanciere auf den beiden Hinterbeinen meines Stuhles, indes mir eine ungeheure, mannslange Tabakspfeife, die wesentlich aus einem fürchterlich dicken Pfefferrohr besteht, dazu dient, mich im Gleichgewicht zu erhalten. Zweifellos, das Bild ist nicht sehr schön, aber wenn man nun kein Sofa hat... Natürlich habe ich ein Buch vor der Nase, ein großes gelbes Heft, und ein ganzer Stapel dieser gelben Hefte liegt noch auf dem Tische neben dem mächtigen Tabakskasten, und diese gelben Hefte sind „Westermanns Monatshefte".

Der Stapel „Monatshefte", der in jenen Tagen — wir schrieben damals die Jahre 1879, 1880, 1881 und 1882 — vor mir lag, ist kultur- und literaturhistorisch nicht ganz unwichtig; denn er entstammte dem Lesezirkel des süderdithmarsischen Kirchdorfes Barlt, dem Orte, in dem Gustav Frenssen geboren ist und sein „Jörn Uhl" spielt, und ein Altersgenosse Frenssens, ein Mitschüler von uns beiden, hatte ihn bei der jährlichen Versteigerung erstanden und an mich verliehen. Vielleicht auch an Frenssen, aber in dessen „Jörn Uhl" ist freilich keine Spur davon, daß die Barlter Bauern nicht bloß tranken und Karten spielten, sondern auch „Westermanns Monatshefte" lasen! Überhaupt ... doch was geht uns hier Frenssen an! Ich aber verdanke diesen „Monatsheften" die Bekanntschaft Theodor Storms und Wilhelm Raabes, verdanke ihnen die größten Genüsse meines Lebens.

In der Tat, ich habe nie wieder eine so reine Seligkeit empfunden wie damals in meinen Schülerjahren, als ich zuerst Storm und Raabe las. Man weiß ja heute in Deutschland so ziemlich allgemein, was diese beiden Dichter wert sind, aber was sie mir, dem Stammesgenossen, in meiner Jugend waren, kann man sich deshalb doch noch nicht so ohne weiteres vorstellen. Oh, diese wundervollen Frühlingstage in der kleinen dithmarsischen Landstadt Meldorf, wenn ich die milden Lüfte in mein Zimmer lassen konnte und die Morgensonne auf den Bäumen, Büschen und Blumenbeeten des Apothekergartens lag! Da habe ich „Ein stiller Musikant", „Viola tricolor", „Carsten Curator" von Theodor Storm zuerst gelesen, und noch jetzt, nach so langen Jahren, ist mir jede Situation dieser Novellen mit der Jugendstimmung gegenwärtig; denn Meldorf oder Husum, Storms Vaterstadt, wo seine Novellen spielen, das ist so ziemlich dasselbe: bei beiden Städten stoßen Geest und Marsch zusammen, beide haben das Meer im Westen und die Waldungen im Osten, beide haben auch als Städte verwandten Charakter, sind Kreis- und Gymnasialstädte, und ihre Einwohnerschaft zerfällt der Hauptsache nach in Honoratioren und Handwerker. Und nun lebte diese kleine Welt, von einem Dichterauge geschaut, in reinste und tiefste Stimmung getaucht, für mich auf.

Dann kam Wilhelm Raabe und führte mich in eine weitere Welt, die aber doch durch mancherlei Bande mit der meinigen verbunden war: der Student in „Höxter und Corvey", der so bunte Abenteuer erlebte und die Verse des Horaz, die ich ja auch zu jener Zeit las, so prächtig in deutsche Reime zu übertragen

verstand, ward mir in seiner niedersächsischen Wesensart rasch vertraut, und wiederum half mir das enggebaute, an historischen Schicksalen reiche Meldorf die geschichtliche und örtliche Stimmungsatmosphäre heraufbeschwören. Auch die andern „Krähenfelder Geschichten" Raabes, die in jenen Jahren in „Westermanns Monatsheften" erschienen, „Frau Salome" und „Eulenpfingsten", wurdenmir lieb, nicht weniger dann die „Alten Nester" mit dem vortrefflichen Vetter Jost; auch „Wunnigel" endlich, dessen Held ja freilich ein Preuße ist, aber doch allen Deutschen zuletzt wohlverständlich. Noch jetzt summe ich bisweilen Wunnigels Leiblied vor mich hin:

Der Landesfürst ist uns gestorben,
Es steht ein Thron in Deutschland leer.
Viel Achtung hat er sich erworben,
Reicht schnell ein frisches Sacktuch her!
Des Volkes Tränen fließen,
Den Edlen zu begießen.
Die ganze Garnison
Weiß auch das Unglück schon.

Da ist auch der einzige Raabische Humor, und ich sehe jetzt recht gut, was ich damals nur fühlte, daß er zu der weichen Stimmung Storms die rechte Ergänzung war. Heil mir, Heil uns jungen Deutschen jener Zeit, die wir aus dem Reiche solcher Dichter ins Leben emporwachsen durften! Wir haben dadurch etwas Unvergängliches verliehen bekommen, das uns durch die graue Öde des spätern Naturalismus und durch die ungesunde Verstiegenheit des Symbolismus — um nur die dem Leben entsprechenden literarischen Entwicklungen zu nennen — glücklich hindurchgeholfen hat.

Das will ich noch hinzufügen: Nicht als ob ich nur mit Storm und Raabe gelebt hätte, nein, seit meinem zehnten Jahre besaß ich einen Schiller und seit meinem fünfzehnten einen Goethe, und mit dem zwanzigsten lernte ich Hebbel kennen, und namentlich Goethe gewann eine große Gewalt über mich und hat sie bis auf diesen Tag behalten. Aber mit dem Herzen zu Hause bin ich vor allem bei Storm und Raabe (nur Klaus Groth trat später noch hinzu) geblieben, und was ich ihnen für mein reinstes und bestes Leben verdanke, das gäbe ich nicht um ein Königreich.

Im Schloß — Zeichnung von Otto Soltau

Abhandlungen

Theodor Storm und der Krieg

Von Dr. Georg J. Plotke

Wir können Theodor Storm als den typischen deutschen Heimatkünstler ansehen, der in seiner feinen Verinnerlichung jedem deutschen Bürgerhaus nahesteht. Und doch gehört er jener Generation an, die in früher Jugend von Nachwehen der Romantik berührt wurde und, reifer werdend, um sich die Wirbel der politischen Dichtung und ungeahnter politischer Entwicklung tosen hörte. So sehr wir ihn auch als Heimatkünstler heute betrachten müssen, und so sehr er sich im besten Sinne auf die Scholle beschränkt, die ihm die Welt bedeutet, wir müssen bei näherer Beschäftigung mit seinem Leben und Schaffen doch zugeben, daß er die Fenster seines Heimathauses stets offen gehalten hat und jeden Sturm, jedes Wipfelrauschen der großen Zeit verspürte. Das Jahr 1848, das so manchem seiner Altersgenossen ein Merkstein fürs Leben blieb, weil es sich darum handelte, sich als Demokrat, als Erbe der großen revolutionären Ideen Frankreichs zu enthüllen, dieses Jahr war einem Theodor Storm die große Prüfung seiner deutschnationalen Gesinnung.

Christian VIII. von Dänemark war gestorben, und durch ganz Schleswig-Holstein scholl der Ruf nach Befreiung vom dänischen Joch. Die Herzogtümer erhoben sich, der deutsche Bundestag erkannte diese Erhebung als berechtigt an und beauftragte Preußen mit der Durchführung der schleswig-holsteinischen Bestrebungen. Mit wechselndem Erfolge wurde gefochten, aber 1850 schloß Preußen einen Frieden, der die Herzogtümer den Dänen preisgab. Auf eigne Faust kämpften die kleinen Scharen nun weiter; aber nach den Schlachten bei Idstedt und Missunde mußten sich die urdeutschen Stämme zähneknirschend am 11. Januar 1851 ihren Unterdrückern unterwerfen. Die dänische Sprache wurde gewaltsam eingeführt. Wer ein deutsches Lied sang, das Bild des Herzogs von Augustenburg sehen ließ oder die Farben Blauweißrot trug, wurde wie ein Hochverräter behandelt.

In Husum, der Heimat des Dichters, hatte man all die kriegerischen

Ereignisse leidenschaftlich miterlebt. Die Kinder eilten mit Blumen bekränzt durch die Straßen, um die Befreier, auf die sie hofften, zu schmücken. Storm erzählt selber darüber: „Bis acht Uhr abends standen wir auf unserm Deich, sahen nach der Nachbarstadt hinüber (dem belagerten Friedrichstadt), hörten den Lärm der Beschießung, sahen die Bomben fliegen — — dann mußten wir nach Haus, denn in Husum war Belagerungszustand erklärt, und wir hörten in unsern Häusern nur die Wagen mit Verwundeten durch die dunklen Straßen rasseln. Die gehoffte Befreiung blieb aus."

Theodor Storm gehörte zu denen, die in bedingungsloser Treue zu der Heimat standen. Er hielt es in seiner Eigenschaft als Advokat, besonders nach Beendigung des Krieges für seine Pflicht, seine Mitbürger gegen die Willkür der neueingesetzten Kgl. Dänischen Behörden mit voller Rücksichtslosigkeit zu verteidigen. Er hat seinem Freunde Eduard Mörike später darüber berichtet, und es sind uns auch einige Briefe erhalten geblieben, die er von seiner Heimat Husum aus durch einen alten Kutscher trotz der Postsperre an seinen Freund Brinkmann in Rendsburg gelangen ließ. Sein tiefster Schmerz war es, daß viele Mitbürger sich dem Zwange der Verhältnisse nicht nur beugten, sondern sogar mithalfen, die dänische Unterdrückung zu steigern. So schreibt er an Brinkmann:

„Den 14. 10. 1850.

Sie werden es dort kaum begreifen, daß mir die hiesige Beamtenwirtschaft der deutschen Apostaten fast das Schmerzlichste geworden war und noch ist. In dem Sinne ist auch das angelegte Gedicht entstanden, das Sie abschriftlich gerne mitteilen mögen. Wir können jedes Fünkchen Enthusiasmus gebrauchen, das irgend zu finden ist. Daß nach und nach Leute zu mir kommen, die aus Indolenz oder Dummheit die Entscheidung der dänischen Behörden anrufen wollten, brauche ich eigentlich ebensowenig zu erzählen, wie, daß ich sie mit den schönsten Predigten nach Haus geschickt habe. Nichtsdestoweniger blieb mir bei solchen Gelegenheiten das allerunangenehmste Gefühl zurück, dessen Ingredienzien Sie sich leicht vorstellen können."

„Den 6. 4. 1851.

Bis zum 7. Februar (am 1. trat die Statthalterschaft ab) habe ich mich jeder Praxis enthalten, seitdem bin ich ziemlich stark beschäftigt. Kurz vorher

forderte die Oberjustiz-Kommission eine Erklärung: ‚weshalb ich nicht praktiziere'. Ich sollte auch gesagt haben, daß ich die Verhältnisse nur ‚faktisch, nicht rechtlich anerkenne'. Ich erklärte mich dahin, daß, obgleich ich mich bei den politischen Bewegungen nicht betätigt, dennoch mein Gefühl und meine Überzeugung auf seiten der Heimat seien, daß ich dies am wenigsten jetzt verleugnen wollte, wo diese Sache beendet und verloren sei.

Ich habe mich mit Zivil- und Militärbehörden herumgeschlagen und Zorn und Scham genug dabei verschluckt. Von dem, was wir Zurückgebliebenen gelitten haben, habt Ihr andern, davon bin ich überzeugt, keine Ahnung.

Die Gendarmen hausen hier wie kleine Geßler. In Ostenfeld haben sie ein paar Tage nacheinander zwei angesehenen Bauern die Knochen im Leibe entzweigeschlagen. Die Ostenfelder sind zu mir gekommen, und ich trete kräftig für sie ein; ich bin einmal an meinem Platz. Als die desfallsigen Denunziationsschriften einige Tage eingegeben waren, drohte der Gendarmerieleutnant dem Bauer auf der Landstraße, ihn wegen dieser ‚Schweinerei' durchzufuchteln."

Der mannhafte Widerstand Theodor Storms machte schließlich sein längeres Verweilen in Husum unmöglich; seine Stellung als Advokat wurde kassiert, und der junge Dichter mußte im dritten Jahr seiner Ehe die Heimat verlassen, als eins der Elemente, deren unabhängige deutsche Bildung den dänischen Unterdrückern besonders bedrohlich zu sein schien.

Wer den Dichter kennt, wird sich leicht vorstellen können, was es für ihn bedeutet hat, die Heimat, aus der er seine beste Lebenskraft und sein ganzes dichterisches Vermögen gesogen hatte, zu verlassen. Als er um seiner deutschnationalen Ideale willen aus Husum schied und nach Potsdam übersiedelte, um nach Aufgabe des freien Anwaltsberufes einer höchst ungewissen, abhängigen und kärglichen Zukunft im preußischen Justizdienst entgegenzugehen, da brachte er für seine politische Überzeugung das größte Opfer, das bei einer im Grunde so idyllischen Natur überhaupt möglich war. Denn damals *war* Storm noch ein Idylliker.

Dem Dichter in seiner weltverlorenen Heimat war es in allen Dingen nur um das Innere zu tun; die äußeren Geschehnisse des Lebens mußte er immer tiefer verinnerlichen und vereinfachen, in steter Beschränkung auf Haus und

Familie, bis vom Ereignis überhaupt nur noch die Stimmung übrigblieb. Wenigstens ist diese Vereinfachung und Ablehnung des Ereignisses als Dichtungsgehalt das artbildende Merkmal des Dichters und Menschen Storm fast bis zur Grenze des letzten Abschnitts seines Schaffens, da erschütterndes Familienunglück ihn restlos aufwühlte und seiner Spätdichtung den dunklen Hauch tragischer Weltanschauung verlieh. Das persönliche Geschehen überwiegt grundsätzlich das dramatisch-politische Schicksal des großen Ganzen. Der Staatsbegriff, die Idee des Nationalismus, ist ihm einzig verdeutlicht durch „Heimat", „Scholle", „Familientradition", „Holstenerde". Und als er dann in Preußen weilte, als Amtsrichter, zunächst in Potsdam und dann in Heiligenstadt, da ergriff ihn die tiefste Heimwehstimmung, und er fühlte sich in ganz anderm Maße verbannt als etwa Heinrich Heine im Pariser Exil. Er schreibt an Mörike: „Das starke Heimatgefühl in mir, die jeden Tag mehr empfundene Unmöglichkeit, mich anderswo zu akklimatisieren, mag wohl damit zusammenhängen, daß meine Vorfahren, sowohl von Vaters als von Mutters Seite, jahrhundertelang resp. in ihrer Vaterstadt oder auf ländlichem Erbsitz gehaust haben, und daß ich mit diesem Bewußtsein, und als könnte das gar nicht anders sein, aufgewachsen bin." Es ist also dieser altgermanische Zug in Theodor Storm, das Leben in der Fremde als Unglück, das in der Heimat als Glück zu empfinden. Und in den langen Jahren seiner Abwesenheit glaubt er an seine Heimkehr: „Nicht für heute oder morgen — aber zurückkehren werden wir, wenn wir nicht vor der Zeit sterben."

Als dann nach langem Warten im Jahre 1864 mit dem Tode Friedrichs VII. von Dänemark der Krieg ausbrach und er in die wieder deutsch gewordene Heimatstadt Husum als Landvogt zurückkehren konnte, da glaubte er, daß er für die Erfüllung seiner größten Sehnsucht den höchsten Preis werde zahlen müssen. Und in der Tat, ein Jahr nach der Heimkehr erhielt er die Antwort auf die ahnungsvolle Frage an das Schicksal: „Wen von euch soll ich dafür als Opfer geben?" — das Weib seiner Jugend, Constanze, mußte sterben. Mit der Rückkehr Theodor Storms in die Heimat ist sein Interesse für Krieg und Politik erloschen. Selbst die mir vorliegenden (noch nicht veröffentlichten) Briefe an Paul Heyse aus dem Jahre 1870/71 enthalten sich jeder Beurteilung politischer Dinge; seine übrigen Briefe streifen nur ganz gelegentlich die großen Ereignisse, die für uns das Antlitz der Zeit meißelten.

Wenn das persönliche Leben Theodor Storms, abgesehen von seinem leidenschaftlichen Eintreten für die Angliederung der schleswig-holsteinischen Heimat an Deutschland und abgesehen von den persönlichen Opfern, die er für diesen Lebenswunsch brachte, frei bleibt von der Teilnahme an Fragen des Krieges und der Politik, in seiner versonnenen, stillen Dichtung strömt unmerklich, aber doch dem aufmerksam Horchenden vernehmlich das brausende Blut der bewegten Zeiten, in seinen Erzählungen, am deutlichsten in seiner Lyrik. Er gehört jenen nordischen Geschlechtern an, die für die Heimat alles hingaben, für die Heimat, in der sie mit allen Fibern ihres Lebens verwurzelt sind; und es ist sein Blut, das in drei Stormschen Enkeln weiterlebte, die für dieselben, aber erweiterten Ideale, denen er diente, auf den Schlachtfeldern Frankreichs und Rußlands, in dem gewaltigen Kriege unsrer Tage ihr Leben hingaben. Und dementsprechend sind es auch die Voraussetzungen und die Eigenschaften, die zu solcher Hingabe, solchem Opfer der Heimatliebe befähigen, die in seiner Dichtung besungen werden.

Theodor Storm war ein ausgesprochener Feind der politischen Lyrik, die ja in seiner Jugend ungeheuerlich überhandgenommen hatte. Noch 1848 ist er in seiner optimistischen Art überzeugt von dem günstigen Ausgang der schleswig-holsteinischen Verwicklungen. Sein berühmtes „Oktoberlied" bedeutet eine Absage an die Kampflyrik, die um ihn her entstand:

Und wimmert auch einmal das Herz, —
Stoß an und laß es klingen!
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen. ...

Wohl ist es Herbst; doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es steht die Welt in Veilchen.

Die blauen Tage brechen an,
Und ehe sie verfließen,
Wir wollen sie, mein wackrer Freund,
Genießen, ja genießen!

Zwei Jahre später entflieht er noch der Verworrenheit, dem Toben der kriegerischen Verwicklungen, indem er sein Märchen „Hinzelmeier" dichtet, das er „als Lautenklang in den wirren Streit, als rundes Märchenritornell in das politische Versegebell" hinausschickt. Und doch hat er mit die beste politische Lyrik geschaffen, die wir überhaupt besitzen, wie es in jenen Tagen übrigens auch Emanuel Geibel dankbar anerkannt hat. Anklänge dazu finden wir schon in seinen Reimen:

Ich höre nichts, ich horche lang.
Ihr wackeren Hähne krähet doch!
Sie schlafen immer, immer noch.

Aus der Hoffnung ist sein erstes politisches Gedicht geboren. Er steht beim Läuten der Osterglocken im Sonnenglanze am Meer, nach dessen Rauschen er sich später in der Fremde wie nach den Wiegenliedern der Mutter sehnen sollte, und er ruft dem herbsüßen Frühlingswinde zu:

O, wehe fort, bis jede Knospe bricht,
Daß endlich uns ein ganzer Sommer werde;
Entfalte dich, du gottgebornes Licht,
Und wanke nicht, du feste Heimaterde! —

Hier stand ich oft, wenn in Novembernacht
Aufgor das Meer zu gischtbestäubten Hügeln,
Wenn in den Lüften war der Sturm erwacht,
Die Deiche peitschend mit den Geierflügeln.

Und jauchzend ließ ich an der festen Wehr
Den Wellenschlag die grimmen Zähne reiben;
Denn machtlos, zischend schoß zurück das Meer —
Das Land ist unser, unser soll es bleiben!

Dann aber, nach den Schlachten bei Idstedt und Missunde, nach dem Niederbrechen aller schleswig-holsteinischen Sehnsucht, folgt das wunderbare Lied im Herbst 1850, in dem all die Schmerzen widerklingen, die in den vorhin angeführten Briefen an Brinkmann zur Äußerung gelangt sind. Die Gesinnungs-

Immensee

Zeichnung von Georg Greve-Lindau

losigkeit seiner deutschen Mitbürger der dänischen Zwangsherrschaft gegenüber erfährt hier die leidenschaftlichste Anklage:

Und schauen auch von Turm und Tore
Der Feinde Wappen jetzt herab,
Und rissen sie die Trikolore
Mit wüster Faust von Kreuz und Grab;

Und müßten wir nach diesen Tagen
Von Herd und Heimat bettelnd gehn, —
Wir wollen's nicht zu laut beklagen;
Mag, was da muß, mit uns geschehn!

Und wenn wir hülfelos verderben,
Wo keiner unsre Schmerzen kennt,
Wir lassen unsern spätsten Erben
Ein treu besiegelt Testament;

Denn kommen wird das frische Werde,
Das auch bei uns die Nacht besiegt,
Der Tag, wo diese deutsche Erde
Im Ring des großen Reiches liegt.

Ein Wehe nur und eine Schande
Wird bleiben, wenn die Nacht verschwand:
Daß in dem eignen Heimatlande
Der Feind die Bundeshelfer fand;

Daß uns von unsern eignen Brüdern
Der bittre Stoß zum Herzen drang,
Die einst mit deutschen Wiegenliedern
Die Mutter in den Schlummer sang;

Die einst von deutscher Frauen Munde
Der Liebe holden Laut getauscht,
Die in des Vaters Sterbestunde
Mit Schmerz auf deutsches Wort gelauscht.

Nicht viele sind's und leicht zu kennen —
Oh, haltet ein! Ihr dürft sie nicht
In Mitleid noch in Zorne nennen,
Nicht in Geschichte noch Gedicht.

Laßt sie, wenn frei die Herzen klopfen,
Vergessen und verschollen sein,
Und mischet nicht die Wermutstropfen
In den bekränzten deutschen Wein!

Visionär erwachen in ihm die Erinnerungen an die Schlachten, die sich in der Nähe seiner Heimat abgespielt haben, und zugleich auch die Hoffnung auf neue, aber siegreiche Kämpfe („Nach Reisegesprächen"):

Denn mir ist, als säh' ich endlich
Unter uns ein Bild entfalten;
Dunkel erst, doch bald verständlich
Sich erheben die Gestalten;
Hauf an Haufen im Getümmel,
Nun zerrissen, nun zusammen;
An dem grau verhangnen Himmel
Zuckt es wie von tausend Flammen.
Hört ihr, wie die Büchsen knallen?
Wutgeschrei durchfegt die Lüfte;
Und die weißen Nebel wallen,
Und die Brüder stehn und fallen —
Hoher Tag und tiefe Grüfte!

Es ist, als sei eine Ader in ihm angeschlagen, deren edles dichterisches Blut den Kreislauf seines Wesens bisher nicht ernährt hatte: so strömen jetzt von seinen Lippen die machtvollen Klänge einer politischen Lyrik, die bei aller scharf umrissenen Gegenständlichkeit sich immer den höchsten ästhetischen Gesetzen unterordnet. Der Gedanke an die Rächer, die aufstehen werden, um das Blut zu sühnen, das vergeblich vergossen worden ist für die Befreiung seiner Heimat,

kehrt immer wieder. In den „Gräbern an der Küste" besingt er die stille Wiege der Toten, die man hinaustrug aus dem Pulverdampf, und die nun waffenlos im Heimatboden gebettet sind:

... Ihr aber, denen ohne Trommelschlag
Durch Feindeshand bereitet ward der Rasen,
Hört dieses Lied! und harret auf den Tag,
Daß unsre Reiter hier Reveille blasen! —

Doch sollte dieser heiße Lebensstreit
Verlorengehn, wie euer Blut im Sande,
Und nur im Reiche der Vergangenheit
Der Name leben dieser schönen Lande:

In diesem Grabe, wenn das Schwert zerbricht,
Liegt deutsche Ehre fleckenlos gebettet!
Beschützen konntet ihr die Heimat nicht,
Doch habt ihr sterbend sie vor Schmach gerettet. ...

Der Schmerz steigert sich zur Gewißheit des endlichen Sieges in dem Gedicht „Ein Epilog", das er sich zum Troste in dieser schweren „Blütezeit der Schufte" ersonnen hat:

... Ich zage nicht, es muß sich wenden,
Und heiter wird die Welt erstehn,
Es kann der echte Keim des Lebens
Nicht ohne Frucht verlorengehn.

Der Klang von Frühlingsungewittern,
Von dem wir schauernd sind erwacht,
Von dem noch alle Wipfel rauschen,
Er kommt noch einmal, über Nacht! ...

Im Januar 1851, als die Dänen auf dem Kirchhof zu Husum ein Monument errichteten mit der lügenhaften Inschrift: „Den bei der heldenmütigen Verteidigung von Friedrichstadt im Herbst 1850 gefallenen dänischen Kriegern, geweiht von Husums Einwohnern", da ruft er ihnen zu:

Sie halten Siegesfest, sie ziehn die Stadt entlang;
Sie meinen Schleswig-Holstein zu begraben.
Brich nicht, mein Herz! Noch sollst du Freude haben;
Wir haben Kinder noch, wir haben Knaben,
Und auch wir selber leben, Gott sei Dank!

Er, der selber in den Krieg gezogen wäre, um die Heimat zu verteidigen, wenn eine Möglichkeit dazu für ihn bestanden hätte, er wäre also nicht nur bereit gewesen, vor Schmerz über die politische Schmach die Heimat zu verlassen, sondern auch seine Söhne, an denen er wie kaum ein Vater hing, auf dem Altar seines hohen deutschen Ideals zu opfern. Dann, im Jahre 1853, nach dem vergeblichen Kampf gegen die Fremdherrschaft der dänischen Unterdrücker, kommt der Abschied, die Reise ins Exil. Der Wagen ist gerüstet, und die Fahrt ist der Heimat abgekehrt, denn der Preis des Widerrufs seiner nationalen Uberzeugung wäre einem Theodor Storm zu teuer für das Brot in der Heimat. Er kann die stillen Gräber der im Kriege Gefallenen nicht verleugnen, so tief sie auch im Unkraut vergehen mögen. Er blickt noch einmal in das weite Land und ruft seinem Erstgeborenen zu, er möge in sich das Bewußtsein bewahren, daß auf diesem Boden, den er jetzt verläßt, das Vaterhaus steht, und daß er nur scheidet, „bis dieser Zeit Beschwerde ein andrer Tag, ein besserer, gesühnt", bis also sein Schleswig-Holstein nicht mehr den Fremden dienen muß. Es sind die klassischen Worte des nationalen Dichters, mit denen er das stärkste seiner politischen Gedichte beschließt, jenes Gebet, daß seine Kinder als Rächer mit festem Fuße auf diese Scholle treten sollen, von der er sich jetzt unter Tränen trennt:

... Hör' mich! — Denn alles andere ist Lüge —
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!
Kannst du den Sinn, den diese Worte führen,
Mit deiner Kinderseele einst verstehn,
So soll es wie ein Schauer dich berühren
Und wie ein Pulsschlag in dein Leben gehn!

Aus dieser Lebensanschauung des innerlichen Kämpfers, der zwar zunächst unterlegen ist, aber seinen Kopf weiter aufrecht tragen darf, ist denn auch das

berühmte Gedicht „Für meine Söhne" später in Potsdam entstanden, in dem er zur Wahrheitsliebe auffordert: „Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue."

Dann schweigt seine politische Lyrik bis zum Tode Friedrichs VII. von Dänemark, dessen Totenglocken ihm wie Osterglockenläuten klingen. Er gedenkt der Gräber in Schleswig, der bei Idstedt für deutsche Ehre Gefallenen. Die Schmach seiner Heimat scheint ihm aus zu sein, der eherne Würfel der Geschichte fällt, von Deutschland weht der Sturm neuer Schlachten wie Meeresrauschen her, um endlich alle Schande zu verschlingen:

... Wacht auf, ihr Reiter! Schüttelt ab den Sand,
Besteigt noch einmal die gestürzten Renner!
Blast, blast, ihr Jäger. Für das Vaterland
Noch einen Strauß! Wir brauchen Männer, Männer! ...

Und wenn auch dieser Kampfruf ihm zunächst, 1863, vergeblich zu sein scheint, und er mit weher Resignation dieses erste Gedicht beschließt, kurz darauf, 1864, erfüllt sich seine Sehnsucht.

Ein Raunen erst und dann ein Reden;
Von allen Seiten kam's herbei,
Des Volkes Mund ward laut und lauter,
Die Luft schlug Wellen von Geschrei.

Und die sich stets entgegenstemmen
Dem Geist, der größer ist als sie,
Sie waren in den Kampf gerissen,
Und wußten selber kaum noch wie.

Sie standen an den deutschen Marken
Dem Feind entgegen unverwandt,
Und waren, eh' sie es bedachten,
Das Schwert in ihres Volkes Hand.

Antwort.

Nun ist geworden, was du wolltest;
Warum denn schweigest du jetztund?
— Berichten mag es die Geschichte;
Doch keines Dichters froher Mund.

Hiermit sind wir am Ende der politischen und Kriegslyrik Theodor Storms, die mit Unrecht ganz vergessen worden ist. Von nun an folgt er wieder dem Hauptstrom seiner poetischen Natur, wie er selber es ja kurz nach seiner Rückkehr ausgesprochen hat:

Wir können auch die Trompete blasen
Und schmettern weithin durch das Land;
Doch schreiten wir lieber in Maientagen,
Wenn die Primeln blühn und die Drosseln schlagen,
Still sinnend an des Baches Rand.

Wenn wir diese ganze Reihe politischer Gedichte Theodor Storms betrachten, so erkennen wir, daß sie den stärksten Bekenntnisgehalt besitzen von allen seinen Dichtungen überhaupt. Sie begleiten sein persönliches Leben und sind der Ausfluß der stärksten Affekte, die das Schicksal der Heimat und das eigne damit verknüpfte Schicksal in ihm auslösen. Das schleswig-holsteinische Geschehen ergreift ihn, den starken Heimatkünstler, wie ein persönliches, ein Familienunglück. Und darin unterscheidet sich seine politische Dichtung von der seiner Umgebung und seiner Vorgänger. Da sie so persönliches Erlebnis ist, ergreift sie viel stärker und bringt in uns Nachgeborenen verwandte Saiten zum Klingen. Die andre Folge ist natürlich die, daß jede weitere weltgeschichtliche Entwicklung, so sehr sie sein bürgerliches Interesse besessen hat, den Dichter in Theodor Storm nicht mehr zum Reden brachte. In die Heimat zurückgekehrt, war er wieder mehr Husumer als deutscher Reichsbürger. Theodor Fontane hat über diese Husumerei manches spöttische Wort gesagt, uns aber, die wir Theodor Storm historisch betrachten, ist diese unbedingte Heimatliebe, die, weil sie so stark ist, den Blick auf die engeren Grenzen der seit Generationen angestammten Scholle beschränkt, die sicherste Gewähr für das im größeren Sinne nationale Bewußtsein Theodor Storms. Wer seine Familie bedrohte, fand ihn als Kämpfer; wer seine Heimat bedrohte, erweckte in ihm den furor teutonicus.

Worte wie „Das Land ist unser, unser soll es bleiben" und „Kein Mann gedeihet ohne Vaterland" haben aus dem persönlichen Empfinden des Dichters heraus den ehernen Klang einer ewigen Bedeutung. Es ist, als sei mit dieser Lyrik in dem Dichter eine geharnischte Kampfnatur erwacht, die wir einem

Arndt und Rückert oder Herwegh, der eisernen Lerche, zur Seite stellen können. Der Wille zum Kampf, der Wille zum Krieg erwacht in dieser urdeutschen beschaulichen Natur wie ein Grundstoff, der bisher im Schlummer gelegen hat. Seine Endsehnsucht, deren Urgrund allerdings bei ihm in der Scholle seiner engeren Heimat zu suchen ist, sie ist dieselbe wie die unsrer großen patriotischen Dichter, daß alle deutsche Erde „im Ring des großen Reiches" liegen soll.

Auch in der Novellistik Theodor Storms, die uns allen ja geläufiger ist als seine politische Lyrik, finden wir den Niederschlag der schleswig-holsteinischen Kämpfe und Gedanken. Freilich nicht mit jener starken Betonung. Diese lodernde Flamme des Schmerzes und der kämpfenden Sehnsucht, die nirgend in Theodor Storms Dichtung glühender in die Zeitbewegung hinausschlägt als in seinen politischen Gedichten, sie dringt mit der Glut der Verinnerlichung in das Gefüge einzelner seiner Novellen hinein und gibt ihnen den bei aller zarten Andeutung erschütternden Hintergrund. Das ist in einer Anzahl seiner früheren Erzählungen, die in ihrem hauptsächlichen Betonen des Stimmungsmäßigen den Namen Novelle noch nicht verdienen, der Fall, und ebenso in den „Zerstreuten Kapiteln", die er rückerinnernd aus eignem Erlebnis gestaltet.

Dazu kommt aber etwas andres noch! Je stärker die Erzählungskunst Theodor Storms emporwächst, je energischer er sich der straffen Gesetzmäßigkeit der novellistischen Form nähert, was unter dem künstlerischen Einfluß seines Freundes Paul Heyse geschieht, um so tragischer wird auch seine ganze Weltanschauung mit ihrer Vertiefung durch persönliches Leiderlebnis in der eignen Familie. Und wir erkennen die merkwürdige Tatsache, daß das Bewußtsein deterministischer Dinge, die am eignen Leib gefühlte Gegensätzlichkeit zweier Generationen, kurzum der Kampf in des Dichters kleiner Welt ihn den Krieg als Naturerscheinung, als unentrinnbare Notwendigkeit von neuem in sein Stoffgebiet eingliedern läßt. Freilich geschieht das nicht in demselben Maße wie bei andern Dichtern, denen die Gestaltung des Krieges als Ausfluß einer Schillerschen tatendurstigen Weltanschauung eine Hauptsache ihrer Kunst ist. Es ist aber doch bemerkenswert, wie mit der menschlichen Reife Storms und mit der

Erweiterung seines persönlichen Weltbildes der Krieg als etwas Unabweisbares mehr und mehr in späteren Jahren in sein Blickfeld rückt.

In die frühe Erzählung des Jahres 1850 „Ein grünes Blatt" dringt laut der „Klang der aufgeregten Zeit". Wir sind ganz umsponnen von dem traumhaften Zauber der mittäglichen Heide, dem ja niemand so nahe steht wie dieser norddeutsche Dichter; und um so tiefer wirkt der Gegensatz der Krieg- und Schlachtenstimmung, die immer wieder diese Traumhaftigkeit zum Erwachen bringt. Der junge Freischärler Gabriel, der gegen die Dänen ficht, hat ins Zeltlager sein poetisches Tagebuch im Tornister mitgeführt und darin neben Versen und Lebensannalen die Zeichnungen von Schanzen und Befestigungen niedergelegt. In der Hütte des Postens blättert ein Freund in diesem Tagebuch, und wir folgen mit ihm dem jungen begeisterten Freischärler im Verlauf seiner Erinnerungsblätter durch die sommerheiße Heide. In die tiefe friedliche Einsamkeit hinein sang er, von seiner Regine begleitet, sein Soldatenlied, das, an Uhlands „Ich hatt' einen Kameraden" anklingend, doch den eignen Ton Storms besitzt:

Es liegen Wald und Heide
Im stillen Sonnenschein.
Wir hätten gerne Frieden;
Doch ist es nicht beschieden,
Gestritten soll es sein.

Nun gilt es, zu marschieren
In festem Schritt und Tritt;
Der Krieg ist losgelassen,
Er schreitet durch die Gassen,
Er nimmt uns alle mit.

So leb' denn wohl, lieb Mutter!
Die Trommel ruft ins Glied.
Mir aber im Herzensgrunde
Erklingt zu dieser Stunde
Ein deutsches Wiegenlied.

„Krieg?" sagte Regine, indem sie stehenblieb und sich nach dem Sänger umwandte.

Gabriel nickte.

„Sprich nicht davon zum Großvater," sagte sie, „er glaubt doch nicht daran."

„Und du?" fragte Gabriel. „Was glaubst du selber denn?"

„Ich? — Was geht uns Dirnen der Krieg an!"

Sie führt ihn in die stille Abgeschiedenheit der großväterlichen Kate, und Gabriel schaut dort den Bienen zu und nimmt dieses schweigende Heimatidyll in sich auf. Wie er dann in der Mondhelle mit Regine Schoten pflückt, hört er einen Ton „dumpf, als käm' er aus der Erde. Die Kanonen donnerten in der Ferne. Er springt auf, eine sehnsüchtige Ungeduld befiel ihn, es litt ihn nicht länger in der ahnungslosen Stille dieses Ortes." In der Nacht, wie er dann von der Geliebten scheiden muß, da sprechen sie über den Krieg, der für diese Erde, die unverfälschte reine Luft der Heimat geführt werden soll.

„Sag' mir noch eins: weshalb mußt du in den Krieg?"

„Weißt du es nicht, Regine?"

Sie schüttelte den Kopf. „Großvater spricht nicht davon!" sagte sie und sah wie ein Kind an ihm herauf.

Er verlor sich stumm in ihren Augen; eine Nachtigall schlug plötzlich neben ihnen aus den Büschen, die Blätter säuselten.

Sie stand ihm gegenüber, ohne Regung, kaum belebt von lindem Atmen; nur in ihren Augen, im tiefsten Grunde, rührte sich die Seele; er wußte nicht, was so ihn anschaute. „Sprich nur!" sagte sie endlich.

Er ergriff einen Zweig, der ihr zu Häupten hing, und brach ein Blatt herab. „Es ist für diese Erde," sagte er, „für dich, für diesen Wald ... damit hier nichts Fremdes wandle, kein Laut dir hier begegne, den du nicht verstehst, damit es hier so bleibe, wie es ist, wie es sein muß, wenn wir leben sollen — unverfälschte, süße, wunderbare Luft der Heimat!"

Sie strich mit der Hand über ihre Haare, als wenn ein Schauer sie berühre. „Geh!" sagte sie leise. „Gute Nacht!"

„Gute Nacht! ... Wo find' ich dich denn wieder?"

Sie legte ihre Hände um seinen Nacken und sagte: „Ich bleibe hier zu Haus!" —

Er küßte sie. „Gute Nacht, Regine!"

Diese feine Stimmungsdichtung endet mit einem Blick auf Schleswig-Holstein:

„Wir wollen die Büchse laden! Der Wald und seine Schöne sind in Feindes Händen."

In der Fremde sind dann die nächsten Novellen geschrieben, in deren Hintergrund der Krieg steht: „Abseits" (1863) und „Unter dem Tannenbaum" (1864). Das Gehöft, worauf die erste dieser beiden Novellen spielt, liegt im norddeutschen Land, das „im blutigen Kampf jetzt mehr als jemals in der Gewalt des fremden Nachbarlandes war". Hierhin entfloh der Senator mit den Seinen aus der unheimlich gewordenen Heimatstadt, und hier war er sicher, „weder die ihm verhaßte Sprache zu hören, noch die übermütigen Fremden als Herren in die alten Häuser seiner vertriebenen Freunde aus und ein gehen zu sehen". Der alte Lehrer, dem die Freundin ihre Lebensgeschichte erzählt, hat seinen Sohn in diesem Kriege hingegeben, und sein Grabstein trägt den Spruch: „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde." Diese den Opfertod fürs Vaterland preisenden Worte haben dann die Erzählerin ebenfalls zu einer edlen Tat der Selbstlosigkeit veranlaßt. Bei dem Bericht über den Krieg stoßen wir auf die Worte: „Endlich, wir müßten wohl sagen: leider Gottes, wurde es Friede." Die Resignation, die gegen Ende der Erzählung in Storm emporwallt, besiegt er im 10. Jahre seines Exils mit den mutigen und hoffnungsfrohen Worten des Schlusses:

„... Wir wollen einen jungen festen Fuß auf unsre heimatliche Erde setzen; denn, trotz alledem, ich lasse es mir nicht nehmen: die Herrlichkeit der deutschen Nation ist im Beginnen; und wir von den äußersten deutschen Marken, wir Markomannen, zu Leid und Kampf geboren, wie einst ein alter Herzog uns geheißen — wir gehören auch dazu!"

Der Senator hatte still danebengestanden. „Du irrst dich, Christian," sagte er jetzt; „es rührt sich keine Hand um uns; oder" — und er nahm ein Zeitungsblatt neben sich von der Kommode — „wie es hier geschrieben steht:

Die fremde Sprache schleicht von Haus zu Haus,
Und deutsches Wort und deutsches Lied löscht aus;
Trotz alledem — es muß beim alten bleiben:
Die Feinde handeln, und die Freunde schreiben."

Aber der alte Freischärler legte die Faust vor sich auf den Tisch, und die

tiefe Narbe über der Stirn begann zu leuchten. „Mögen sie schreiben!" rief er. „Das rechte Wort wandert landaus und -ein, rastlos und unantastbar, bis es sein Fleisch und Bein gefunden hat. Langsam geht es, langsamer als anderswo; aber" — und die breite germanische Männergestalt richtete sich in ihrer ganzen Höhe auf — „das Wachstum der Eiche zählt nur nach Jahrhunderten. Laß dich nicht irren von dem, Schwester!"

In der Erzählung „Unter dem Tannenbaum" (1864) hat Theodor Storm sich selber als Verbannten mit der unnennbaren Heimatsehnsucht am Weihnachtsabend geschildert. Wer Storm kennt, weiß ja genau, wie furchtbar ihm sein Leben in der Fremde gerade an den Weihnachtsabenden ins Bewußtsein treten mußte, denn im Weihnachtsfest vereinigt sich ihm fürs ganze Leben Jugendglück, Heimatfrieden und Familie. Hier in der Fremde ist es anders, denn „das ist die Not der Fremde, daß man den Boden, worauf man steht, sich in jeder Stunde neu erschaffen muß". Wie der Beamte nun in der Fremde den Weihnachtskuchen anschneidet, da sieht er in seinen Gedanken, wie sie daheim in dem alten steinernen Haus ihr Fest feiern. Das ist so sehnsüchtig und farbig geschildert, daß es wie wenige Stellen in Storms Dichtung ans Herz greift. „Es tut nicht gut, in die Fremde zu gehen, wenn man daheim schon am eignen Herd gesessen hat. — Mir ist noch immer, als sei ich hier nur zu Gaste, und morgen oder übermorgen sei die Zeit herum, daß wir alle wieder nach Hause müßten."

Dieselbe Erzählung enthält gegen Abschluß das große Geheimnis der Stormschen Heimat- und Vaterlandsliebe, die in der Familie und in der Familiengeschichte, in der Stadt und der angestammten Holstenerde unzerstörbar im Laufe der Jahrhunderte sich gebildet hat. Der Sohn des Beamten sagt bei der Weihnachtsfeier in der Fremde im Anblick eines Dragoners aus Zuckerzeug: „Vater, es war doch schade um unser schönes Heer! — Wenn sie es nur nicht aufgelöst hätten, ich glaube, dann wären wir noch zu Hause." Und da antwortet der Vater: „Du kennst noch das alte Haus deiner Großeltern, du bist vielleicht das letzte Kind von den unsern, das noch auf den großen übereinandergetürmten Bodenräumen gespielt hat; denn die Stunde ist nicht mehr fern, daß es in fremde Hände kommen wird. Einer deiner Urahnen hat es einst für seinen Sohn gebaut. Der junge Mann fand es fertig und ausgestattet vor, als er

nach mehrjähriger Abwesenheit in den Handelsstädten Frankreichs nach seiner Heimat zurückkehrte. Bei seinem Tode hat er es seinen Nachkommen überlassen, und sie haben darin gewohnt als Kaufherren und Senatoren oder, nachdem sie sich dem Studium der Rechte zugewandt hatten, als Bürgermeister oder Syndizi ihrer Vaterstadt. Es waren angesehene und wohldenkende Männer, die im Laufe der Zeit ihre Kraft und ihr Vermögen auf mannigfache Weise ihren Mitbürgern zugute kommen ließen. So waren sie wurzelfest geworden in der Heimat. Noch in meiner Knabenzeit gab es unter den tüchtigeren Handwerkern fast keine Familie, wo nicht von den Voreltern oder Eltern eines in den Diensten der Unsrigen gestanden hätte; sei es auf den Schiffen oder in den Fabriken oder auch im Hause selbst. — Es waren das Verhältnisse des gegenseitigen Vertrauens, jeder rühmte sich des andern und suchte sich des andern wert zu zeigen; wie ein Erbe ließen es die Eltern ihren Kindern; sie kannten sich alle, über Geburt und Tod hinaus, denn sie kannten Art und Geschlecht der Jungen, die geboren wurden, und der Alten, die vor ihnen dagewesen waren."

Es sind das die Gedanken, die Storm bereits in dem erwähnten Briefe an Mörike angedeutet hat. Ebenso haben sie die Tiefe gebaut, es sind die Grüfte auf dem Kirchhof, bei deren Anblick jeder des geistigen oder sittlichen Erbes dieser Toten gedachte. Ohne daß der Name der schleswig-holsteinischen Heimat genannt ist, wird es uns besonders bei dieser hochpersönlichen Erzählung klar, wie der Dichter auch in der Fremde im Herzen seiner Kinder die Gedanken der Treue für das Land ihrer Väter pflegt.

„... Er war aufgestanden und hatte einen Fensterflügel aufgestoßen. Weithin dehnte sich das Schneefeld; der Wind sauste; unter den Sternen vorüber jagten die Wolken; dorthin, wo in unsichtbarer Ferne ihre Heimat lag. — Er legte fest den Arm um seine Frau, die ihm schweigend gefolgt war; seine lichtblauen Augen lugten scharf in die Nacht hinaus. „Dort!" sprach er leise. „Ich will den Namen nicht nennen; er wird nicht gern gehört in deutschen Landen; wir wollen ihn still in unserm Herzen sprechen, wie die Juden das Wort für den Allerheiligsten." Und er ergriff die Hand seines Kindes und preßte sie so fest, daß der Junge die Zähne zusammenbiß ..."

In den „Zerstreuten Kapiteln", und zwar in den Stücken, die im Kriegsjahr 1870 geschrieben sind, erinnert sich Storm eines Jugendfreundes, der bei

Idstedt gefallen ist und auf dessen Grab dieselben den Opfertod für seine Freunde preisenden Worte aus dem Evangelium Johannes eingemeißelt stehen, von denen wir schon in der Erzählung „Abseits" gehört haben. Die prachtvolle Schilderung der Lena Wies spielt sich auch teilweise auf dem Hintergrund der historischen Geschehnisse in Schleswig-Holstein ab. Wie Storm denkt diese bodenständige echte Frauennatur, die Bäckerstochter Lena Wies, an den endlichen Sieg der deutschen Sache. Wenn Storm bei seinen seltenen Besuchen im Elternhaus während der Jahre der Verbannung mit ihr sprach, da gaben diese Hoffnung und diese Beleidigungen, die sie dort von dem Übermut der feindlichen Nation erdulden mußte, den Stoff zur Unterhaltung. Als endlich die Schmach ihr Ende erreicht und Storm in seiner Vaterstadt einen Platz gefunden hatte, da trat dann in seinem Wiedersehen mit Lena Wies die volle Freude der Genugtuung über die Erfüllung aller politischen Hoffnungen hervor. Noch ein einziges Mal taucht im Jahre 1881 die Erinnerung an die Kämpfe von Schleswig-Holsteins Befreiung in der Novelle „Hans und Heinz Kirch" auf, jene Novelle, die zu den besten der Stormschen Altersernte gehört, und in der er schon ganz im Schatten seiner tragischen Weltanschauung steht: „Der alte Pastor hob geheimnisvoll das linke Ohrläppchen, hinter welchem die schwachen Spuren einer Narbe sichtbar wurden. ‚Im Gefecht empfangen, Herr Nachbar. Oh, wir haben auch pro patria geschlagen.'"

Hiermit sind wir am Ende der persönlichen Niederschläge jener kriegerischen Ereignisse, die Theodor Storm in den Heimatkämpfen miterlebt hatte. Es bleiben uns nur noch die Novellen übrig, in deren Gestaltung die dunkle Farbe des Krieges gegliedert ist, weil sie untrennbar zu jener Symphonie des Leides und der Tragik gehört, die Theodor Storm, ein wissender und reifer Mann und zuletzt ein todesmüder Greis, vor uns erstehen läßt. Am Eingang der Erzählung „Der Spiegel des Cyprianus" (1864/65) steht die Erinnerung an den ausklingenden Dreißigjährigen Krieg, in dessen Verlauf der Schauplatz der Erzählung, ein Grafenschloß, oft von Freundes- und Feindestruppen überzogen war. Bei einem Gefecht mit den Kaiserlichen ist der schwedische Arzt Cyprianus in der Nähe des Schlosses verwundet und, obwohl die Herrschaft gut kaiserlich gewesen, von der Gräfin mit großer Hingebung gesund gepflegt worden. Diese Samaritertat, die in den Greueln jener dunklen Zeit selbst im

verwundeten Feinde den hilfsbedürftigen Menschen schonte und pflegte, belohnt dann der genesende Arzt dadurch, daß er seiner Pflegerin den Spiegel schenkt, von dem die Erzählung handelt, und der dann in Glück und Leid in die Geschicke des gräflichen Hauses geheimnisvoll verwoben wird.

Auch die im Kriegsjahr 1870 entstandene Erzählung „Eine Halligfahrt" führt ein nebensächliches Motiv, nämlich die Entstehung des Trinkspruches „Auf daß es uns wohlgehe in unsern alten Tagen", in den Dreißigjährigen Krieg zurück.

„... Als nämlich Tönning, die größte Stadt der Landschaft Eiderstedt, einst von den Schweden belagert wurde, hatte eine Gesellschaft feindlicher Offiziere in dem benachbarten Kathrinenherd Quartier genommen und trieb dort arge Wirtschaft; sie ließen sich Wein auftragen, zechten und lärmten, als seien sie die Herren hier. Martje Flor, die zehnjährige Tochter des Hauses, stand dabei und sah unwillig dem Gelage zu, denn sie gedachte ihrer Eltern, die das unter ihrem Dache dulden mußten. Da reichte einer der Trinker ihr ein volles Glas und rief, was sie so trübselig dastehe, sie solle lieber auch eine Gesundheit ausbringen! Und Martje trat mit ihrem Glase an den Tisch, wo die feindlichen Kriegsleute saßen, und sprach: „Dat et uns wull ga up unse ole Dage!" — Und auf diese Worte des Kindes wurde es still.... Es ist typisch, wie auch hier wieder Storm seine feine norddeutsche, humane Lebensanschauung über Roheit einen Sieg davontragen läßt.

Mit der Novelle »Aquis submersus« des Jahres 1875 beginnt eine neue Gruppe seiner novellistischen Dichtung, die allerdings durch den „Spiegel des Cyprianus" schon angedeutet ist, nämlich seine Chroniknovellen, die sämtlich auf schleswig-holsteinischem Boden spielen und bis auf eine einzige, nämlich „Ein Fest auf Hadersleyhuus", um die Wende des 17. Jahrhunderts spielen. Ihnen allen, über deren kulturhistorische Bedeutung zu sprechen hier nicht der Ort ist, eignet dieser tieftragische Ton, diese letzte seelische Erschütterung, die in dem Dichter angesichts der furchtbaren Enttäuschungen an seinem ältesten Sohne entstanden war. Die Meisternovelle »Aquis submersus« hat den Hintergrund jener Zeit, in der durch den Schwedenkönig die Kriegsgreuel über das Land kamen (1661). „Die Truppen, die gegen den kriegswütigen Schwedenkönig zu Beistande kamen, hatten fast ärger als die Feinde gehauset, ja selbst der Diener Gottes mehrere in jämmerlichen Tod gebracht." Die mangelnde Charakter-

festigkeit, die viele Deutsche in der Zeit nach der Niederlage bei Idstedt den dänischen Unterdrückern gegenüber gezeigt hatten, erfährt hier eine nachträgliche Geißelung, wenn Storm von dem Junker Wulf berichtet, „daß er noch vor dem Friedensschluß bei Spiel und Becher mit den schwedischen Offizieren Verkehr gehalten hat, was mit rechter Holstentreue nicht zu reimen ist." Wie all die historischen Novellen Theodor Storms, zeigt auch diese einen starken pädagogischen Einschlag; Storm sucht immer wieder seine eigne humane Anschauung zum Ausdruck zu bringen, hier z. B. wie auch anderwärts, indem er den Chronikschreiber als sittlich Höherstehenden über seine Zeit und über sein Erlebnis hie und da ein wenig reflektieren läßt: das herrschende Alamodewesen, das sinnlose Wüten des gänzlich ungebildeten Adels, Hexenwahn und Zelotentum werden beklagt.

Auch „Renate" (1877/78) ist durchsetzt von kriegerischen Erinnerungen, die, ähnlich wie die rote Farbe auf den Gemälden der großen Niederländer, ein unvermeidlicher Bestandteil dieser Chroniknovellen sind. Der Haupthintergrund ist hier freilich der Kampf zwischen Orthodoxie und Aufklärung, die zähe Nacht des Aberglaubens, wie ja überhaupt diese Dichtung zu den „Bildern aus dem Predigerleben der Vorzeit" gehört, die Biernatzki herausgab. Der Hof, auf dem die Geschichte spielt, stammt noch aus der katholischen Zeit vom alten Gottorpschen Bischof Schondeleff. „Trieb sich aber damals auf allen Meeren ein wild und gefährlich Gesindel um, die sich ‚Lickedeler' hießen. Ihr wisset, die Vitalienbrüder unter dem Gödecke Michels und dem Störtebecker, dem sie auf dem Hamburger Grasbroke den Kopf herunterschlugen ..." „Es wird aber erzählt, der Bischof selber habe hier den Räubern einen Hafen angewiesen." Als später der Studiosus mit Renate zu dem früheren Hafen Störtebeckers kommt, da spricht sie zu ihm: „Sehet, Herr Studiosi, hier hat der Urahn seine Axt hineingehauen, als die Kriegsarbeit getan war und die Räuber da hinab zu ihren Schiffen rannten. Er hat auch eine Tochter gehabt, die hat, wie ich, Renate geheißen; und weil ihr Vater im Gefecht es so gelobet, so hat sie in ein Kloster gehen sollen; da sie aber aufgewachsen, hat sie dazu nein gesprochen und ist hernach dann meine Ahne worden."

In der „Chronik von Grieshuus" (1883/84) erhebt sich wieder vor unsern Augen diese wüste und traurige Zeit, in der Deutschland sich endlich aus

Qual und Dumpfheit langsamer als andre Völker dem Lichte moderner, aufklärender Ideen zuwandte. Dieser kulturhistorische Hintergrund ist wieder glutvoll lebendig gezeichnet, indem über all die kriegerischen Verwicklungen jener Tage berichtet wird. „... Jene arge Zeit war damals über unser Land gekommen, deren Greuel unter dem Namen des „Polackenkrieges" noch lange beim Bierkrug wie am Spinnrad im Gedächtnis blieben. Zwar unser Herzog führte keinen Krieg, er redete zum Frieden; aber von den Streitenden war der junge schwedische Kriegsfürst seiner Tochter Mann, der mißtrauische Dänenkönig war der Mitregent der Lande und schonte weder diese noch den Herzog, seinen Schwestersohn. Nicht dessen drückende Brandschatzung war indes das Schlimmste; aber ihm zu Hilfe überschwemmte fremdes Volk das Land: Kaiserliche und Brandenburger, am gefürchtetsten die Polen, unter denen Türken und Tataren mitzogen; sie plünderten und vergewaltigten und erschlugen, so sie es vermochten, was sich widersetzte ..."

Dazu kommen noch die neuen Kriegsunruhen; die dänische Belagerung des jungen Herzogs Christian Albrecht in seiner festen Stadt am Eiderstrom. Nur sein Vater, Herzog Friedrich, war schon im Herbst auf den von ihm ersehnten Frieden eingegangen. Und wieder tauchen aus der Erinnerung die Kriege des Schwedenkönigs Karl XII., die Schwarmgeister und Wiedertäufer, Ständekampf und Leibeigenschaft, dazu die Wolfsplage auf. Auf dem Hintergrund all dieses Verworrenen und Kriegerischen spielt sich wie eine Schicksalstragödie das Unglück eines alten Adelsgeschlechts ab. Der Brudermord wirkt weiter, bis auch der Letzte des Geschlechts, Rolf, zugrunde geht. Es ist in dieser Novelle, als griffe die Natur in ihrer düsteren, verhangenen und ewig widerspruchsvollen Stimmung mit ein in die Kämpfe dieser von Leidenschaften zerfetzten Menschen. Bei diesen späten Dichtungen Storms ist es immer wieder hervorzuheben, wie das tragische unentrinnbare Schicksal alles, was mühselig aufgebaut ist, zerstört, wie die sonnige und idyllische Natur Storms selber, die früher sich bestenfalls zu einer weichen, träumerischen Resignation aufgeschwungen hat, sich in den Altenstagen immer mehr in die große Tragik des Kampfes vertieft, auf der alles Weltgeschehen beruht.

In die Mitte des 14. Jahrhunderts greift „Ein Fest auf Hadersleyhuus" (1885) zurück. Wieder ersteht eine wilde und kriegerische Zeit, der Dänenkönig

Waldemar Attedagg, ein gewaltiger Kriegsmann, ragt aus aller Fehde, aus der dunklen Bewegung jener Zeit wie ein erzgepanzertes Standbild hervor. Zwischen den kämpfenden Mächten gleitet der Held der Dichtung, ein junger, zarter Ritter Rolf Lembeck, der zu unkriegerisch und zierlich für seine Zeit ist, durch Liebesabenteuer vernichtet in die Nacht des Todes. Dieser Ritter hat etwas von dem sonnigen Wesen des Tristan; sein ganzer Instinkt sehnt sich fort aus dem Blutigen und Kriegerischen dieser Gewaltmenschen zu der kleinen blonden Dagmar, mit deren Leiche er in den Abgrund springt. Kampf ist auch das Motiv des „Schimmelreiters", der letzten Dichtung Storms, die sich gleichfalls zu einer hinreißenden Gewalt erhebt; ein Kampf gegen Dummheit und Egoismus der Menschen und ein Kampf gegen die Macht der Elemente.

Es würde hier zu weit führen, den Begriff des Kampfes, der sich in der Anschauung des alternden Theodor Storm verwurzelt hat, durch seine Dichtung zu verfolgen. Der Kampf ist ihm jedenfalls nachgerade eins der Grundelemente geworden, sei es der zwischen den Ständen, zwischen Mensch und Naturmacht, sei es der Daseinskampf, der überhaupt der heiße Boden jeglicher Entwicklung ist. Es würde ebenfalls von den klaren Linien unsers Themas wegführen, wenn wir untersuchen wollten, welche Dichtungen Storms in ihrer weltanschaulichen Seite beeinflußt sind durch den Krieg, dessen Getöse ihn nicht nur in den schleswig-holsteinischen Verwicklungen, sondern auch noch später, 1866 und 1870/71, umgeben hat. Nur bei einem Gedicht sei noch als Beispiel darauf hingewiesen, wie die umgebende Kampfstimmung sich bei ihm übersetzte in einen höchst allgemeinen poetischen Stimmungsausfluß von großer innerer Kraft. Es handelt sich um das Gedicht „Im Zeichen des Todes", das kurz nach der Auslieferung der Herzogtümer an Dänemark entstand, und das er, wie er an Eduard Mörike schreibt: „zur stillen Abwehr gegen die Brutalität und Gemeinheit, wie sie nach Verhältnissen, wie wir hier gehabt, wohl überall zutage kommen, und aus vollstem Herzen", geschaffen hat. Also aus echtem Kampfeswillen heraus erwuchs hier ein Gedicht, in dem er sich aus der furchtbaren Philosophie der Vergänglichkeit zu einer großen Erfassung des Lebens rettete, mit der seelischen Kraft kämpfend alles zu überwinden. „In hoc signo vinces" hat er dieses Gedicht ja zuerst überschrieben.

Bei der vielfachen Erwähnung des Krieges und des Kampfes und bei seiner eignen streitbaren Teilnahme an politischen Entwicklungen finden wir doch in der ganzen Dichtung Theodor Storms keine einzige Stelle, in der er sich mit dem Krieg als Naturerscheinung irgendwie philosophisch auseinandersetzt. Und das ist höchst eigentümlich! Der Krieg ist zwar immer bei ihm die „Gegenmacht", und zwar sammelt er in sich eigentlich alles, was die Stormsche Dichtung unter dem Begriff der Gegenmacht versteht, denn niemals geht bei ihm der Mensch im Kampf mit sich selber unter, nie ist die Tragik in den Charakter seiner Gestalten hinein verlegt, sondern stets sind es Feinde und Widerstände, die von außen kommen, also keine eigentlichen Probleme, sondern nur tragisches Geschehen in seiner Notwendigkeit, das er behandelt. Die einzige Äußerung, die seine allgemeine Ansicht über den Krieg wiedergibt, hat er bei der Kriegserklärung an Frankreich, 1870, getan: „Der böse Nachbar denkt Deutschland zu zertreten, ehe es ganz ausgewachsen ist. Was mich hauptsächlich beherrscht und alles andre verschlingt, das ist der Ekel, einer Gesellschaft von Geschöpfen anzugehören, die außer den übrigen ihnen von der Natur auferlegten Funktionen des Futtersuchens, der Fortpflanzung usw. auch die mit elementarer Stumpfheit ausübt, sich von Zeit zu Zeit gegenseitig zu vertilgen. Das Bestehen der Welt beruht darauf, daß alles sich gegenseitig frißt, oder vielmehr der Mächtigere den Schwächeren. Den Menschen als den Mächtigsten vermag keiner zu fressen, also frißt er sich selbst, und zwar im Urzustande buchstäblich. Dies ist die eigentliche Ursache des Krieges, die sogenannten Ursachen sind nur die Veranlassungen. Keine Zivilisation wird, ja darf das je überwinden. Aber niederdrückend ist der Gedanke. Ist er richtig, so ist schon der Umstand, daß man ihn fassen kann, doch wieder ein Beweis, daß wenigstens der Einzelne sich über diesen Zustand erheben kann." Die Notwendigkeit des Krieges betrauert er also, aber sie steht für ihn außer Zweifel.

Es gelingt ihm dann auch nicht, da ja — anders als in der schleswig-holsteinischen Sache — seine engere Heimat nicht angegriffen wird, der Aufforderung, als Dichter die nationale Begeisterung in diesem großen Kriege zu entflammen, gerecht zu werden. Der Schmerz über den Krieg ist zu groß. Es ist bei seiner überwiegend ethischen Einstellung so, wie er es an Theodor Fontane einmal geschrieben, daß er über Politik nur nach seinem Gefühl urteilen könne,

und daß ihm der Sinn für Politik und Geschichte überhaupt abgehe. Und auch Wilhelm Jensen berichtet, daß für das an sich geschichtlich Bedeutungsvolle ihm der Sinn fehle, wenn sich keine poetisch-psychologische Verknüpfung damit für ihn verbindet. Diese Verknüpfung bestand in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit für ihn natürlich darin, daß die geschichtlichen Ereignisse in das Leben seiner Familie, seiner engsten Heimat hineinschlugen. Was er 1850 gesungen hat im Hinblick auf die Angliederung der Heimatprovinzen an Deutschland:

... Und Heil dem Dichter, der dann lebt
Und aus dem offnen Schacht des Lebens
Den edlen Stein der Dichtung hebt!

das hat er, als der Ring des großen Deutschen Reiches geschlossen war — wie er selbst es doch so ersehnte — nicht erfüllt. Der harte Abschluß seiner politischen Lyrik: „Berichten mag es die Geschichte; doch keines Dichters froher Mund", wird zwar versöhnlich im Juli 1871 in seinen neuen Fiedelliedern wieder aufgenommen und gewissermaßen verbessert:

Herr Gott, die Saaten segne
Mit deiner reichen Hand
Und gib uns Frieden, Frieden
Im lieben deutschen Land! —

aber dies wenige ist auch alles. Keine allgemeinen Gedanken über Krieg und Völkergeschick konnten sein dichterisches Gefühl erwecken, sondern nur Liebe und Haß den Dingen gegenüber, die in sein persönliches Leben eingriffen. Dann freilich findet er die Töne einer politischen Begeisterung wie wenige von unsern Dichtern. Was seinen Heimatidealen widerstand, wie die deutsche Feudalpartei, gegen das führte er Krieg bis aufs Messer. (Die Gedichte „Es gibt eine Sorte im deutschen Volk" und „Der Beamte".)

Er selber aber fühlt sich als einer der treuesten Söhne seiner Heimat und ist mit dem Gedicht „Schleswig-holsteinische Gräber" (1863) in diesen heiligen Krieg gezogen, „begeisterungsfähig wie jetzt alles in Deutschland", mit einem Gedicht, „das hoffentlich schon in den ersten Tagen in viele tausend Herzen schlagen wird". Und kurz danach schreibt er, ebenfalls seinem Vater: „Meinen

Beruf habe ich zunächst darin erkannt, durch das poetische Wort die nationale Begeisterung zu unterstützen."

Wir haben also bei Theodor Storm, im Gegensatz zu Shakespeare und Schiller etwa, nie eine Bewertung des Krieges und der Güter des Friedens; auch hat er in packender Schilderung das Kriegsleben, das Aufeinanderprallen von Heeren nie geschildert oder überhaupt den Versuch gemacht, abgesehen von allgemeinen historischen Äußerungen, uns die Erscheinungsformen des Krieges vorzuführen. Die altgermanische Kampffreude bricht bei ihm nur hervor, wenn seine nächsten und eigensten Güter bedroht sind. Nur dann überwindet er den Schmerz des Menschenfreundes über die Grausamkeit des Krieges. Im übrigen aber verficht er, ein humaner und moderner Deutscher, den Gedanken der friedlichen und versöhnenden Entwicklung, deren Leid und Zerstörung bringende Gegenmacht der Krieg auch in seiner Dichtung ist.

Er ist also ein echter, aufrechter Liberaler, nie und nimmer aber in seiner ungetrübten Betrachtungsweise des Vorhandenen und Notwendigen ein bleicher Pazifist. Lebte er in unsern Tagen, er würde ebenso handeln wie seine begeisterten Enkelsöhne, deren politischer und heimatlicher Horizont sich erweitert hat, und die im Geiste ihres Großvaters als Freiwillige in diesen Krieg hinauszogen, um mit ihrem treuen Holstenblut für ihre weitere deutsche Heimat das Schlachtfeld zu tränken — für die Ernten der Zukunft.

Immensee

Zeichnung von Otto Soltau

Storm und die Lyrik

Von Julius Bab

Zweierlei Formen der Poesie sind es, die Theodor Storm beherrscht hat, die Novelle und das lyrische Gedicht, und über beide Gattungen liegen zugleich zahlreiche theoretische Äußerungen vor: in seinen Briefen, in hier und dort überlieferten mündlichen Äußerungen, in verstreuten Prosastücken, wie etwa in der Vorrede zum „Hausschatz deutscher Dichter". Am reichlichsten und, wie mir scheint, auch am bedeutendsten sind Storms Auslassungen über die Lyrik. Und das hat seinen besonderen Grund. Storm hat sein Leben lang — und zwar durchaus mit Recht — seine Lyrik über seine Novellistik gestellt und hat in einem fortwährenden Kampf sich abgemüht, seine Zeitgenossen zu dieser Wertung zu bekehren, denn das Lesepublikum kennt und schätzt natürlich heute wie damals den Erzähler mehr als den Lyriker. Storm aber, der nicht lange vor seinem Tode das stolze Wort sprach: „Ich weiß es, ich bin der größte lebende Lyriker, und meine Gedichte werden noch bleiben und immer mehr sich Bahn brechen, wenn meine Novellen längst vergessen sind" — dieser Storm warb unablässig um Verständnis und Schätzung für das, was ihm als sein Hauptwerk erschien. Wenn es ihm nur gelang, für das wahre Wesen lyrischer Poesie überhaupt Verständnis und Anerkennung zu wecken, so mußte, das wußte er wohl, ganz von selbst die Würdigung seiner lyrischen Kunst Platz greifen. Deshalb hat Storm gegen seine sonstige Art im brieflichen und persönlichen Verkehr einen fast agitatorischen Eifer entfaltet, um darzutun, was es mit dem Wesen der Lyrik und seiner persönlichen Stellung in ihrem Bereich auf sich habe.

Die Äußerungen, die uns dieser Eifer beschert hat, sind mannigfaltig und merkwürdig genug, um eine zusammenstellende Betrachtung reizvoll erscheinen zu lassen. Indessen ich komme nicht mit leeren Händen, um Altbekanntes neu zu ordnen, ich kann dem Leser zwei ganz verschollene Dokumente von Storms ästhetischen Meinungen über Lyrik vorlegen, Dokumente, die, wie man mir wird zugestehen müssen, an Gehalt nicht weniger als an Umfang alle andern ganz beträchtlich überragen.

Es ist merkwürdig genug, daß keine der mir bekannt gewordenen Arbeiten über Storm von den in Rede stehenden Dokumenten Kenntnis hat, denn zu ihrer Auffindung bedurfte es keineswegs einer großen Kunst.*

Im Oktober des Jahres 1854 schreibt Storm an Eduard Mörike, die folgenden Zeilen: „Falls Ihnen das Eggersche Kunstblatt dort zur Hand sein sollte, so sehen Sie vielleicht einmal die von mir geschriebenen drei Artikel über Niendorfs „Lieder der Liebe" und Klaus Groths „Paralipomena" in dem dazugehörigen Literaturblatt pro 1854 an. Die besprochenen Bücher sind unbedeutend und die Artikel nur geschrieben, um Freund Eggers in seinen Redaktionsnöten beizustehen, aber ich habe dabei Gelegenheit genommen, meine Meinung über dies und das in Lyricis zu sagen, und ich möchte wohl, daß Sie davon Notiz nähmen."

Dies waren die Zeilen, die den Eifer eines jeden, der an Storms Kunst und Kunstanschauung Interesse nimmt, erregen mußten. Die erwähnte Zeitschrift war ohne jede Schwierigkeit in der Berliner Bibliothek zu erhalten. Es ist ein im vornehmen Stil und wohl nur für einen kleinen Leserkreis bestimmtes Blatt für Kunstgeschichte und Kunstkritik, das der Schriftsteller Friedrich Eggers 1850 bis 1858 in Berlin herausgab unter dem Titel „Allgemeines Organ für Kunst und Kunstgeschichte". Diese Zeitschrift machte in ihrem vierten Jahrgang den Versuch, ihren Leserkreis zu erweitern durch Hinzufügung eines literarischen Beiblattes. Zu der kleinen, intim zusammenhängenden Mitarbeiterschar dieses literarischen Beiblattes gehört vor allem Paul Heyse. Er eröffnete den Jahrgang mit einem prachtvollen Aufsatz über Mörike, den Heros dieser Gemeinde, und er beschließt ihn auch mit einem außerordentlich feinsinnigen Aufsatz über Theodor Storm. Die Anonymität der Beiträge in der wenig gekannten Zeitschrift mag ein Grund sein, daß die hier niedergelegten Äußerungen Storms bis jetzt unbekannt geblieben sind. Nach der angeführten Briefstelle duldet es aber gar keinen Zweifel, daß der in Nummer 4 am 23. Februar 1854 erschienene Aufsatz über „Lieder der Liebe" von M. A. Niendorf und der

* Inzwischen hat Fritz Böhme die beiden kritischen Aufsätze, um die es sich hier handelt, neben andern in den bei Westermann erschienenen Nachtragsband zu Storms Sämtlichen Werken aufgenommen und sie so allgemein zugänglich gemacht. Der Herausgeber.

in Nummer 19 am 21. September 1854 erschienene „100 Blätter Paralipomena zum Quickborn von Klaus Groth" Theodor Storm zum Verfasser haben. Auffällig ist freilich, daß Storm in jener Briefstelle von drei Artikeln spricht, während er nur jene beiden namhaft macht und auch im Literaturblatt kein andrer Aufsatz zu finden ist, der mit einiger Wahrscheinlichkeit Storm als Verfasser vermuten ließe. Ich denke, man wird ruhig annehmen können, daß, wenn nicht gar ein Fehler in der gedruckten Ausgabe, hier einfach ein Schreibfehler Storms vorliegt. Die beiden mit Sicherheit als Eigentum Storms erkannten Aufsätze aber bieten beide in der Tat ein Bild seiner „Meinung in lyricis", so ausführlich und reichhaltig wie kein andres Dokument des Dichters.

Der Aufsatz über die „Lieder der Liebe" von Niendorf hebt sogleich mit grundsätzlichen Äußerungen über moderne Lyrik an. Storm rühmt der neuen Entwicklung nach, sie zeige „als besonderen Fortschritt ein Streben nach Emanzipation von der Phrase und dem konventionellen poetischen Apparat und somit eine zunehmende Erkenntnis des organischen Zusammenhanges zwischen Form und Inhalt —", und dann folgt nach einigen kritischen Zwischenbemerkungen das Kernstück des Aufsatzes, eine regelrechte Abhandlung über das Wesen der Lyrik, die ich hier unverkürzt wiedergeben muß:

„Die eigentliche Aufgabe des lyrischen Dichters besteht aber unsrer Ansicht nach darin, eine Seelenstimmung derart im Gedicht festzuhalten, daß sie durch dasselbe bei dem empfänglichen Leser reproduziert wird, ist, wobei freilich der Wert und die Wirkung des Gedichtes davon abhängen wird, daß sich die individuellste Darstellung mit dem allgemeingültigsten Inhalt zusammenfinde. Die besten lyrischen Gedichte sind daher auch immer unmittelbar aus der vom Leben gegebenen Situation heraus geschrieben worden; die höchste Gefühlserregung wird, wie das jeder schon im täglichen Leben an sich erfahren mag, auch immer den schlagendsten Ausdruck finden; und wenn Goethe einmal den Ausspruch getan, es müsse der Dichter sich den Stoff durch die Zeit erst in eine gewisse Form rücken lassen, ehe er an die Behandlung desselben gehe, so sind doch gerade seine Lieder von unsterblichster Wirkung nachweislich unter der Herrschaft des Moments entstanden, worüber der vor einigen Jahren herausgegebene Briefwechsel mit der Frau von Stein die mannigfachsten und interessantesten Auf-

klärungen enthält. Daß übrigens dem Dichter, namentlich dem Novellisten, auch eine selbsterfundene Situation mit solcher Lebendigkeit aufgehen könne, daß er dadurch zu einer vollkommen lyrischen Produktion im Charakter und der Stimmung seiner eignen Gestalten veranlaßt wird, ist durch das hier Gesagte selbstverständlich nicht ausgeschlossen und von Mörike in seinem „Maler Nolten" durch das unergründlich schöne „Früh, wenn die Hähne krähn" aufs vollkommenste dargetan, während die Eichendorffschen Lieder, so tief sie immer sein mögen, doch nur aus einer und derselben Grundstimmung mit den Novellen, in denen sie vorkommen, nicht aber aus diesen selbst entsprungen sind.

Es beruht daher auch das willkürliche und maßlose Produzieren lyrischer Gedichte, das eigentliche Machen und Ausgehen auf derartige Produktionen auf einem gänzlichen Verkennen des Wesens der lyrischen Dichtkunst; denn bei einem lyrischen Gedichte muß nicht allein, wie im übrigen in der Poesie, das Leben, nein, es muß geradezu das Erlebnis das Fundament desselben bilden. Den echten Lyriker wird sein Gefühl, wenn es das höchste Maß von Fülle und Tiefe erreicht hat, von selbst zur Produktion nötigen, dann aber auch wie mit Herzblut alle einzelnen Teile des Gedichtes durchströmen. Eine Folge hiervon und zugleich ein Beweis für unsre Ansicht ist es, daß selbst unsre besten Lyriker, wie Günther, Hölty, Goethe, Claudius, Uhland, nur wenige Lieder geschaffen haben, welche die seit ihrem Erscheinen verflossene Zeit überdauerten.

So wie mit den lyrischen Gedichten im allgemeinen, so ist es im besonderen mit den Liebesliedern. Es kommt nicht darauf an, geistreiche Gedanken über die Liebe in Versen vorzutragen, wie dies z. B. in Geibels „Minnelied", freilich in schönster Weise, geschieht; denn hier entsteht schon ein Mittelding zwischen lyrischer und didaktischer Poesie; das echte Liebeslied soll vielmehr in seinen Versen die Atmosphäre der Liebe einfangen, daß es uns beim Lesen mit unwiderstehlicher Gewalt der Ahnung oder Erinnerung überkommt."

Nun geht Storm des näheren auf die Kritik Niendorfs ein, dem es „mehr um das Versemachen als um die Liebe zu tun gewesen sei". Er bespricht die höchst mangelhafte Form dieses heute längst vergessenen Lyrikers und wendet sich im besonderen „wider das Hereinziehen ausführlicher Bilder und Gleichnisse, sowie das verbrauchte Personifizieren". Es gehe vom Verstand aus und wirke

auf den Verstand, es wecke kein Gefühl und beweise, daß der Dichter selber kein rechtes hatte.

Storm schließt den Aufsatz mit dem Bekenntnis, er habe diese Gelegenheit benutzt, um „das zu sagen, was er seit lange gegen eine ganze Klasse von Poeten auf dem Herzen hatte".

Gibt uns dieser erste Aufsatz ein klares Bild, wie Storm die Entstehungs- und Wirkungsart eines lyrischen Gedichts auffaßte, so gewährt die Besprechung Klaus Groths fast noch wertvollere Aufschlüsse über das Innerste der Poetenkunst, über die Mittel der lyrischen Wirkung, über das alles entscheidende Problem der Sprachbehandlung. Storm schätzt diese hochdeutsch geschriebenen „Paralipomena" ebenso gering, wie er den plattdeutschen „Quickborn" hochstellt. Er erklärt dies zunächst wieder aus der Entstehungsart beider Bücher:

„Während die plattdeutschen Gedichte fast überall auf dem Boden des Erlebnisses und der leibhaftigsten Wirklichkeit stehen, zu deren Ausführung die plattdeutsche Sprache nach ihrem eignen Wesen und ihrem besonderen Verhältnisse zum Dichter den vollsten Ausdruck leihen konnte, beruhen diese hochdeutschen Gedichte mehr auf der Reflexion und auf einer Empfindung, die fast ohne Ausnahme nicht sowohl aus dem unmittelbaren Leben als aus poetischen Reminiszenzen entsprungen ist."

Dann aber bemerkt Storm, der hochdeutsche Dichter habe auch größere Schwierigkeiten zu überwinden als der plattdeutsche, und er begründet dies so:

„Allerdings reicht die plattdeusche Sprache nicht so weit wie die hochdeutsche, eine Menge von Stoffen sind sogar von vorneherein gänzlich ausgeschlossen; allein dagegen bietet sie auch dem Dichter, soweit ihr Gebiet geht, die allergrößten Vorteile. Sie wird von einem Teile des Volkes gesprochen, der seinen Ausdruck noch mehr aus der unmittelbaren Anschauung als aus der Reflexion schöpft, und besitzt daher eine Fülle anschaulicher lebendiger Worte und ganzer fertiger Wendungen, in diesen seit Jahrhunderten aufgehäuften und — was die Hauptsache ist — durchaus unabgenutzten Reichtum hat der Dichter nur hineinzugreifen, und es wird sich die im Sprachschatz fertig vorgefundene Phrase an der richtigen Stelle ausnehmen, als sei sie speziell aus der jedesmaligen Situation erwachsen und gehöre dem Dichter eigentümlich. Daß eine solche richtige Verwendung des im Sprachschatze Vorhandenen eben auch einen Poeten erfordert,

versteht sich freilich von selbst. In der hochdeutschen Sprache dagegen ist alles Fertige bereits so abgegriffen und verbraucht, daß es nur in den seltensten Fällen und durch die größte Kunst des Dichters einen frischen Eindruck hervorzubringen vermag, in der Regel aber sogar mit Sorgfalt vermieden werden muß; und von dem mit eigentümlicher, energischer Anschauung begabten Dichter, wie z. B. Eduard Mörike einer ist, auch von selbst vermieden und aus dem persönlichen Reichtume des Dichters ersetzt wird. Daß nur sehr Einzelne diesen Reichtum besitzen, ist ebenso gewiß, als daß der Verfasser des „Quickborn" sich dieser in den Sprachverhältnissen liegenden schweren Forderung an den hochdeutschen Dichter bei Abfassung seiner hundert Blätter in keiner Weise bewußt gewesen ist. Denn überall begnügt er sich mit dem überkommenen konventionellen Apparat und kommt sehr oft über die Phrase im allerschlimmsten Falle nicht hinaus.

Überdies aber, was freilich mit dem vorhin Erörterten aufs genaueste zusammenhängt, ist dem Verfasser, der ein so feines Ohr für die plattdeutsche Sprache besitzt, das Geheimnis des hochdeutschen Sprachklanges verschlossen geblieben."

Dies ist das Wesentliche aus den beiden Dokumenten, die ich den bekannten StormschenAußerungen über das Wesen der lyrischen Kunst noch hinzuzufügen habe.

Die mitgeteilten Äußerungen geben Stoff genug, um ein System der Lyrik im Stormschen Sinne zu entwerfen, und sie werden durch alle Zeugnisse seiner späteren Zeit nur bestätigt.

Als das eigentliche Ziel zunächst, als die Aufgabe des lyrischen Gedichts erscheint Storm, wie der mitgeteilte Abschnitt aus der Niendorfschen Kritik eindeutig darlegt, die unmittelbare Übertragung eines Seelenzustandes vom Dichter auf den Leser. Ohne irgendwelche intellektuelle Vermittlung soll mit unmittelbarer Kraft das lyrische Gedicht dem Hörer denjenigen Seelenzustand suggerieren, in dem sich der Dichter bei Konzeption seines Werkes befand. Und diese Äußerung aus dem Jahre 1854 wird völlig bestätigt und ergänzt durch eine Stelle, die ich der Vorrede entnehme, mit der Storm im Jahre 1870 sein „Hausbuch deutscher Dichter" eingeleitet hat. Es heißt dort:

„In seiner Wirkung soll das lyrische Gedicht dem Leser zugleich eine Offenbarung und Erlösung, oder mindestens eine Genugtuung gewähren, die er sich

selbst nicht hätte geben können, sei es nun, daß es unsre Anschauung und Empfindung in ungeahnter Weise erweitert und in die Tiefe führt, oder, was halb bewußt in Duft und Dämmer in uns lag, in überraschender Klarheit erscheinen läßt."

Die unmittelbare Wirkung auf das Gefühl des Lesers wird hier mit höchstem Nachdruck als die wesentliche Leistung des lyrischen Gedichts gefordert. Nur führen diese Worte noch einen Schritt tiefer in die Psychologie des Genießenden; sie zeigen, daß Reiz und Macht des künstlerischen Eindrucks nicht darin beruhen, ein Unbekanntes, Fremdes dem Hörer aufzudrängen; daß es vielmehr das eigenste Empfinden und Erfahren des Genießenden ist, das nur durch das Kunstwerk zu ganz andern Stufen der Kraft und Klarheit geführt wird.

Nicht minder deutlich als über das Wohin des lyrischen Kunstwerks läßt sich Storm in der Niendorffschen Kritik über sein Woher, das polar entgegengesetzte Problem der Ästhetik, vernehmen. Wie das lyrische Gedicht unmittelbar auf die Empfindung des Lesers wirken soll, so muß es unmittelbar aus dem Gefühl des Dichters entstanden sein, also: „unmittelbar aus der vom Leben gegebenen Situation", wobei freilich die Autosuggestion des Epikers von Storm als gleichwertig mit einem äußeren Erlebnis hingestellt wird. In einem nicht lange danach, 1855, an Mörike gerichteten Briefe schreibt Storm ausdrücklich:

„Sobald ich recht bewegt werde, bedarf ich der gebundenen Form, daher ging von allem, was an Leidenschaftlichem und Herbem, an Charakter und Humor in mir ist, die Spur meist nur in die Gedichte hinein. In der Prosa ruhte ich mich aus von der Erregung des Tages, dort suchte ich grüne, stille Sommereinsamkeit."

Dieser Standpunkt der Niendorffschen Kritik, daß echte Lyrik nicht nur „aus dem Leben, sondern geradezu aus dem Erlebnis" entstehen müsse, hat Storm völlig gleichmäßig bis zuletzt vertreten. Es ist hierfür bezeichnend, welche Art der Lyrik er als minderwertig ablehnt. Alles, was durch den Geist der Reflexion seinen Weg genommen hat, erscheint ihm von vornherein als lyrisch unkräftig; so heißt es 1884 in seinen Briefen an Gottfried Keller über Heyses umfangreiche, aber ein vornehmes Mittelmaß selten überragende Lyrik:

„Da nun aber seine, das heißt, was man bei ihm Lyrik nennen muß, mehr vom Geiste als von der Empfindung aus geschrieben und nur durch die letztere

quantum satis erwärmt ist, so sind eine Menge solcher fast gleichwertiger Sachen entstanden; denn der Geist ist viel ausgiebiger als — brauchen wir das alte Wort! — das Herz."

Ebenso störend für die lyrische Reinheit wie der Umweg über den Intellekt bei der Konzeption eines Gedichts erscheint es Storm, wenn die Empfindung des Dichters während der Ausführung den Weg durch eine Anekdote, einen epischen Stoff nimmt. Deshalb will Storm z. B. in Conrad Ferdinand Meyer keinen eigentlichen Lyriker erblicken, er schreibt gleichfalls in den Kellerbriefen 1882: „Ein Lyriker ist er nicht, dazu fehlt ihm der unmittelbare, mit sich fortreißende Ausdruck oder auch wohl die unmittelbare Empfindung selbst, sie muß bei ihm erst den Weg durch den Stoff nehmen, dann tritt sie oft überraschend zutage."

Diese Lehre, daß reine und starke Lyrik nur als unmittelbarer Niederschlag unmittelbarer Empfindung entstehen kann, für die sich Storm, wie erinnerlich, in seiner Niendorf-Kritik ausdrücklich auf die Goethische Praxis beruft, findet sich allerdings durch seine eignen Dichtungen überall bestätigt. So erfahren wir aus den Mörikebriefen, daß das herrliche Gedicht „Einer Toten" unmittelbar nach dem Tode der ältesten Schwester 1847 entstanden sei; eine nicht völlig geglückte „zu kostbare" Zeile, die Mörike rügt, sei damals unter der drängenden Wucht des Augenblicks nur als vorläufig niedergeschrieben worden, dann aber aus Lässigkeit stehengeblieben. Und ebenso erfahren wir durch eine Augenzeugin, wie zwei Jahrzehnte später die ergreifende Klage „Tiefe Schatten" am Beerdigungstage der Frau Constanze, der ersten Gattin Storms, entstanden sei. Noch eine andre Spur, die das gleiche Erlebnis hinterlassen hat, erscheint merkwürdig und für das hier Besprochene kennzeichnend. Wenige Wochen nach dem Tode der Frau schreibt Storm an Gottfried Keller: „Das ist jetzt dahin, und es gilt weiterleben ohne sie." Und diese Worte unmittelbarsten Empfindens kehren Laut für Laut und sicher, ohne daß sich der Dichter dieser Identität bewußt war, in dem schönen Gedicht wieder, das anhebt: „Begrabe nur dein Liebstes, dennoch gilt es nun weiterleben." So sehen wir, daß Storms Theorie vom Woher des lyrischen Gedichts aus tiefster Erfahrung geschöpft ist.

Ursprung und Ziel ist im letzten Sinne in jeder Kunst gleich; was Storm also über das Woher und Wohin des lyrischen Gedichts sagt, ist ziemlich allgemein gültig und kann fast für jedes Kunstwerk gelten. Das Eigentümliche jeder

Kunstgattung liegt auf dem Wege, der vom Erlebnis des Schaffenden bis zum Erlebnis des Genießenden führt. Was also die Eigenart der lyrischen Gattung am besten und stärksten kennzeichnet, wird erst die Betrachtung der dritten Gruppe der Stormschen Äußerungen zeigen: seine in den Schöpfungen selbst klar genug gegebene Theorie des lyrischen Kunstmittels.

Was Storm hinsichtlich der lyrischen Form mit aller Entschiedenheit ablehnt, ist einmal der Dilettantismus, die naiv formlose naturalistische Aufzeichnung eines Erlebten oder eines Empfundenen. So schreibt er über die bös dilettantische Lyrik der Hermione von Preuschen:

„Diese stammelnden, sehnsüchtigen, unreifen Gedanken, sie gehören dem Leben an und nicht der Kunst."

Und als die Dame ihm später ihre gedruckten Verse widmet, schreibt er mit unverhehltem Entsetzen:

„Sie haben mir mit Ihren Gedichten einen großen Schmerz verursacht. Hätte ich die Gedichte vorher gekannt, ich hätte die Widmung nimmermehr angenommen. Das sind keine abgerundeten, harmonischen kleinen Kunstwerke — jedes Lied ist ein ungebändigter, verwerflicher Naturschrei, und ich bin tief darüber erschrocken. Wie können Sie diese Ausbrüche elementarer Leidenschaft mir, dem abgeklärten Lyriker, widmen! Das ist das Stammeln wilder Leidenschaft in abgerissenen Tagebuchblättern, nimmermehr aber vollendete, abgeklärte Kunst."

Mit derselben Energie aber, wie gegen den Dilettantismus, der ungestaltetes Leben, Inhalt ohne Form bringt, wendet sich Storm gegen den Formalismus, der „den organischen Zusammenhang zwischen Form und Inhalt" nicht minder verletzt, indem er, von poetischen Reminiszenzen getragen, hochkultivierte Form ohne eigentlich starken Lebensinhalt bietet. „Wohlklang, Geschmack, gefällige Reime, von eigentlicher Lyrik aber kann kaum die Rede sein." In diesem Sinne hat sich Storm besonders energisch gegen Geibel und seine Lyrik gewendet. Bei dessen Tode schreibt Storm den Vers nieder:

Die Form war dir ein goldner Kelch,
In den man goldnen Inhalt gießt —
Die Form ist nichts als der Kontur,
Der einen schönen Leib umschließt.

Was also Storm im Gegensatz zu der unkünstlerischen Art des Dilettanten und des Formalisten fordert, war die lebendige Einheit von Form und Erlebnis, „individuellste Darstellung mit allgemeinstem Inhalt". Die Empfindung nämlich, die einem Erlebnis entströmend zur Produktion treibt, ist stets etwas allen Gemeinsames und verbürgt, daß jedes erlebte Gedicht bei jedem Lebenden Eindruck machen kann; dieser Eindruck aber wird nur erfolgen, das Erlebnis wird nur dann im Hörer wach werden, wenn die stets einmalige, ganz individuelle äußere Situation, in der sich jenes Erlebnis vollzog, in die Form des Gedichtes eingeht, wenn nach Storms Wort „die individuelle Darstellung den Hörer zum Nacherleben zwingt". Wenn also das Merkmal jedes schlechten Gedichtes ist, daß es mit weiten, abstrakten, allgemeinen Worten die Empfindung bespricht, die es erwecken möchte, so ist das erste, was Storm von der künstlerischen Form eines lyrischen Gedichts verlangt, der Reichtum an sinnlichen Einzelheiten, eben das, was Hebbel mit einem schwer übertrefflichen Ausdruck die „Lokalfarbe" in der Lyrik nannte. „Die warme, unmittelbare Leibhaftigkeit" ist für Storm „das A und O der Poesie", und wie er in der Vorrede zum „Hausbuch deutscher Dichter" sagt: „Am vollendetsten erscheint mir das Gedicht, dessen Wirkung zunächst eine sinnliche ist, aus der sich dann die geistige von selbst ergibt, wie aus der Blüte die Frucht."

Der Drang zu sinnlich individueller Darstellung ist es auch, der ihn „das Hereinziehen ausführlicher Bilder und Gleichnisse, sowie das verbrauchte Personifizieren" verschmähen läßt, denn Bilder und Gleichnisreden sind nichts als überschminkte Abstrakta, gehen mit unkünstlerischer Direktheit auf Schilderung eines Gefühlszustandes aus, während der echte künstlerische Eindruck nur auf indirektem Wege durch Gestaltung sinnlichen Einzellebens erfolgen kann. Die Bildlichkeit des künstlerisch Dargestellten ist dann keineswegs bloß rhetorischer Schmuck, der auf etwas dem Verstande Beizubringendes hindeutet, sie hat ihren eignen Sinn und ihr eignes Leben und ist nur in jenem Tiefsinn symbolisch, in dem jedes lebende Einzelding als Sinnbild einer größeren Einheit angeschaut werden kann. Völlig klarzustellen, was es mit der Lokalfarbe auf sich hat, die allein ein Gedicht zum bezwingenden Kunstwerk erhebt, das wird am besten dem Beispiel gelingen, wie es Storms eigne Produktion in schönem Reichtum gibt.

Da möchte ich zuerst noch einmal an das schon erwähnte Gedicht, die berühmte Totenklage „Tiefe Schatten" erinnern. In diesem Gedicht fehlen Abstrakta wie Unglück, Schmerz und Leid ganz, nicht einmal das Wort Tod kommt vor und ebensowenig allegorische Wendungen, die diese Worte kunstvoll umschreiben. Wodurch aber wird die Empfindung tiefen, nur mit äußerster Kraft beherrschten Schmerzes im Leser geweckt? Die Gruft, in der die Tote ruht, wird aufs individuellste dargestellt, der Sarg wird uns mit allen Einzelheiten geschildert, die furchtbare Ruhe des Grabgewölbes wird uns fühlbar gemacht, bis zum Schluß der flatternde Nachtschmetterling über den Totenkränzen, dies verirrte Stückchen Leben mitten im furchtbaren Todesschweigen, den Eindruck verzweiflungsvoller Verlassenheit aufs höchste steigert. So erschüttert uns diese scheinbar ganz sachliche Schilderung mit all der Bitternis, die den durchwühlte, der das Bild dieses Grabgewölbes vor sich sah und in ihm die Leiche seiner Frau. — Oder ein andres Beispiel! Ich will zur Erinnerung eines der schönsten und mit Recht berühmtesten Gedichte Storms hierhersetzen:

Die Nachtigall.

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen;
Da sind von ihrem süßen Schall,
Da sind in Hall und Widerhall
Die Rosen aufgesprungen.

Sie war doch sonst ein wildes Kind,
Nun geht sie tief in Sinnen,
Trägt in der Hand den Sommerhut
Und duldet still der Sonne Glut
Und weiß nicht, was beginnen.

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen;
Da sind von ihrem süßen Schall,
Da sind in Hall und Widerhall
Die Rosen aufgesprungen.

Das Gebot individueller Farbengebung ist kaum irgendwo in der lyrischen Poesie mit bewußterer Kunst erfüllt worden als in diesem kleinen Gedicht. Die Empfindung, aus der dies Gedicht stammt, und die wiederzuerwecken sein Ziel ist, die warme Lebenslust, das kaum unterdrückte Jauchzen in den aufsteigenden Sommer hinein, diese Empfindung ist hier wiederum weder ausgesprochen noch im banalen Sinne des Wortes umschrieben. Aber zwischen den Anfangs- und Schlußstrophen, die ein dem Wesen jenes Gefühls entsprechendes Naturbild mit leichten Strichen andeuten, stehen fünf Zeilen, die ein einzelnes Stückchen Natur, ein junges Mädchen im Sonnenschein, mit einer nahezu erdrückenden Fülle sinnlicher Details malen. Aus dem Bilde dieses Mädchens, dessen hellen Frohsinn der Zauber einer ersten Liebe in eine demütige Stille gewandelt hat, steigt das Gefühl von der Lebens- und Liebesmacht des Frühsommers mit überwältigender Glückseligkeit in uns auf, und jene Strophe, die uns zu Beginn des Gedichtes nur die sanfte Kontur eines Landschaftsbildes bot, ist am Schluß wie durch einen überirdischen Zauber jäh erfüllt von Glück, Leben und Leidenschaft. Solchen Zauber aber hat keine wortreiche Schilderung des Sommerglücks bewirkt — die Erwähnung des Sommerhutes, den ein Mädchen im Sonnenschein in der Hand trägt, hat den allergrößten Anteil daran. Dies ist das Geheimnis der „Lokalfarbe".

Indessen ist das Problem der lyrischen Wirkung mit dem Erfassen der richtigen Anwendung der Lokalfarbe allein natürlich nicht gelöst. Jede einem Empfindungsausdruck dienende Wiedergabe stark beobachteter Einzelheiten ist freilich schon ein Zeichen künstlerischer Kraft. Indessen die richtige Komposition des Bildes ist für die Wirkung nicht allein entscheidend, vielmehr hängt Siegen und Unterliegen des Lyrikers letzten Endes von den Mitteln ab, mit denen das künstlerisch Erfaßte zum Vortrag gebracht wird; enthält das Gesetz der Lokalfarbe das Wesen dessen, was man die innere Form des Kunstwerkes genannt hat, so handelt es sich nun darum, die Gesetze der äußeren Form, von der die erste und entscheidende sinnliche Wirkung auf den Hörer ausgeht, zu erkennen.

Hier wird nun von allergrößter Wichtigkeit jene vorhin mitgeteilte Äußerung Storms anläßlich der Kritik von Klaus Groths hochdeutschen Gedichten. Deren Sätze enthüllen die dem Lyriker nötige kunstmäßige Behandlung der Sprache,

wobei sogleich zu betonen ist, daß die Gesetze der Sprachbehandlung mit den später zu behandelnden Gesetzen des musikalischen Wohlklanges keineswegs gleichbedeutend sind. Zwar ist die menschliche Sprache an den Ton gebunden und entfaltet deshalb sinnlich musikalische Qualitäten, deren Bedeutung für das Wesen lyrischer Poesie wir noch betrachten müssen; aber die menschliche Sprache ist doch unendlich mehr als ein bloßer Sinneneindruck, sie wendet sich keineswegs bloß an das Ohr, sie geht gleichsam direkt zum Gehirn, zum Zentrum des ganzen Menschen, wendet sich an die ganze denkende und fühlende Persönlichkeit. Ununterbrochen arbeitet seit Jahrtausenden die Menschheit in ihren einzelnen Gruppen daran, all ihr Empfinden und Denken in sprachlichen Zeichen auszudrücken, und wiewohl diese Arbeit nie — auch nur annähernd — gelingen kann, und wiewohl bei dem unablässig zuströmenden Material neu auszudrückender Begriffe und Empfindungen auch von einem relativen Fortschritt nur mit größter Vorsicht gesprochen werden darf, so ist doch dieses Ringen der Gesamtheit um den sprachlichen Ausdruck ihrer Lebensinhalte als eine künstlerische, als die speziell dichterische Leistung jedes Volkes anzusehen. Die großen Sprachschöpfer, die Dichter sind die Vorkämpfer in diesen Mühen; was sie an Ausdrucksmöglichkeiten der allgemeinen Sprache hinzuschaffen, das eben wird als bedeutsam, als das Dichterische im engeren Sinne empfunden. Erst wenn die von einem einzelnen Sprachschöpfer geformte Ausdrucksweise völlig Gemeineigentum geworden ist, ganz eingegangen ist in das sprachliche Vermögen eines jeden, hört man auf, die Leistung jenes Individuums als eine besondere, eine dichterische zu empfinden. Das Wesen des echten Dichters, des Künstlers, der im Material der Sprache gestaltet, wird sich also vor allem darin erweisen, daß er Wendungen und Metaphern verschmäht, die bereits Gemeineigentum geworden sind, die also keinem mehr eine wirkliche Bereicherung seines Ausdrucksvermögens bescheren können. Indem aber der Dichter neue, bedeutsame Wortzusammenstellungen erfindet, erschließt er dem Erleben aller Zeitgenossen neue Ausdrucksmöglichkeiten, hebt vorher kaum gekannte Nuancen und Besonderheiten ihrer Erfahrung ins Licht des Bewußtseins und bereichert so tatsächlich das Leben seines Volkes. Denn erst das sprachlich Ausgedrückte kann erinnert werden, kann bewußter und damit erst eigentlicher, gesicherter Besitz sein. So entsteht jene Vermehrung unsers inneren Besitzes

durch den Dichter, jene Aufweitung unsers Horizontes, die wir beglückt als den eigentlichsten Inhalt des künstlerischen Genusses empfinden.

Dies scheint mir, ein wenig ins Entwicklungsgeschichtliche gewandt, das Wesentliche dessen zu sein, was Storm in seiner Kritik Klaus Groths sagt: „In der hochdeutschen Sprache ist alles Fertige bereits so abgegriffen und verbraucht, daß es nur in den seltensten Fällen und durch die größte Kunst des Dichters einen frischen Eindruck hervorzubringen vermag, in der Regel aber sogar mit Sorgfalt vermieden werden muß; und von dem mit eigentümlicher, energischer Anschauung begabten Dichter auch ganz von selbst vermieden und aus dem persönlichen Reichtume des Dichters ersetzt wird."

Die Wirksamkeit dieses Prinzips sprachlicher Neubildung ist an einzelnen Beispielen schwer aufzuzeigen, denn es bildet die eigentliche Seele jeder dichterischen Produktion und durchdringt als die eigentlich schöpferische Kraft jede Zeile des poetischen Kunstwerkes; dennoch will ich versuchen, an einigen besonders handgreiflichen Fällen aufzuzeigen, wie Storm die Forderung individueller Sprachbildung, deren Wichtigkeit er theoretisch so klar erkannt und ausgesprochen hat, praktisch erfüllte. Betrachten wir zuerst Storms berühmtes Liebesgedicht:

Schließe mir die Augen beide
Mit den lieben Händen zu!
Geht doch alles, was ich leide,
Unter deiner Hand zur Ruh'.
Und wie leise sich der Schmerz
Well' um Welle schlafen leget,
Wie der letzte Schlag sich reget,
Fülleſt du mein ganzes Herz.

Nun betrachte man einmal, wie in diesem Gedicht die Sprache daran arbeitet, das Gefühl des Aufhörens, des Stillstehens, des Im-Hafen-seins zu erwecken. Zuerst finden wir für den konventionellen Ausdruck „Die Augen zumachen" die sinnliche Bereicherung „Schließe mir die Augen zu". Hier haben wir das Bild des Hauses, das am Abend verschlossen wird und so den Beginn der Nachtruhe anzeigt. Das „Geht zur Ruh'" in der folgenden Doppel-

zeile weckt uns das Bild eines Menschen, der sich auf das Lager begibt; darauf folgt ein Bild der Ruhe vom Meer genommen, das abebbt und sich zu glätten beginnt, „Well' um Welle schlafen leget". Und schließlich vermittelt uns die vorletzte Zeile: „Wie der letzte Schlag sich reget", die Vision einer stehenbleibenden Uhr. Alle diese Bilder sind nicht etwa ausgeführt, das würde das Gedicht mit einem kalten Prunk überladen und ihm ganz den Zauber schlichter, sich selbst aussprechender Natur nehmen, den es jetzt besitzt. Aber alle die verbalen Verbindungen, die der Dichter in diesen acht Zeilen gebraucht, sind so gewählt, daß sie jene Bilder, mit denen sie sonst assoziiert zu sein pflegen, mit erwecken. Alle diese Gesichter treten nun in unser Unterbewußtsein und fördern — alle zum selben Ziel gerichtet — die Stimmung, auf die es dem Dichter ankommt. So durch sprachliche Kunst heimlich wirkende Bilder anzuregen, ohne sie jedoch je in der von Storm vorhin gerügten, plump deutlichen Weise auszuführen, dies ist eines der feinsten, wirksamsten Mittel des echten Dichters. — Auch die letzte Zeile des zitierten Gedichts ist von Interesse, wieviel kräftiger nämlich hier das Stammwort „Füllest du mein ganzes Herz" wirkt als das konventionelle „erfüllen", das wird jeder Feinfühlige ermessen können. Auf solchen kleinen und kleinsten Dingen aber beruht schließlich die Wirkung des großen Dichters mehr als auf den starken Gefühlen, die er vielleicht mit manchem Stümper und Nichtskönner gemein hat.

Ein zweites Beispiel entnehme ich absichtlich einem ganz andern Gebiet der Stormschen Lyrik, dem politischen. Einmal, weil ich nicht auch den Fehler begehen möchte, den Storm bei seinen zeitgenössischen Kritikern immer wieder mit gutem Grund zu beklagen hatte, daß man über seine weichen Liebeslieder die harten, markigen Kampfgedichte mit den männlich-starken Konturen übersähe. Sodann aber auch, weil auf diesem Gebiete der Zauber dichterischer Phantasie und Komposition sich nicht so stark entfalten kann und Wert und Bedeutung der reinen Sprachkunst unverkennbarer hervortritt. Alle epigrammatischen Dichtungen — wozu ich z. B. Storms prachtvolle Strophen „Für meine Söhne" rechne — sind in ihrer künstlerischen Wirkung rein auf sprachliche Kraft gestellt; die Ausmalung eines sinnlichen Bildes, das uns durch seine Lokalfarbe berücken könnte, kommt hier so gut wie gar nicht in Betracht. Die folgende Strophe steht zwar noch nicht ganz auf dieser Stufe:

1. Januar 1851.

Sie halten Siegesfest, sie ziehn die Stadt entlang,
Sie meinen Schleswig-Holstein zu begraben.
Brich nicht, mein Herz! Noch sollst du Freude haben,
Wir haben Kinder noch, wir haben Knaben,
Und auch wir selber leben, Gott sei Dank!

In den ersten Zeilen wird noch durch die Worte: „sie ziehn die Stadt entlang" mit einem Strich in erstaunlicher Kunst ein sinnliches Bild gegeben. Der Monolog der folgenden Zeile aber ist rein gedanklichen Inhalts, und seine starke Wirkung beruht also lediglich auf sprachlicher Kunst. Schon die Wendung „Schleswig-Holstein zu begraben" statt eines konventionellen „Die Freiheit Schleswig-Holsteins begraben" erfüllt uns durch seine unmittelbare Sinnlichkeit mit kräftiger Erregung, und nun häufen sich die dichterischen Meisterzüge: das „Brich nicht, mein Herz!" verkörpert einen jener „seltenen Fälle, in denen etwas bereits Fertiges durch die größte Kunst des Dichters einen frischen Eindruck hervorzubringen vermag". Es ist an sich banal, gewinnt aber in dieser Umgebung schlichter, sinnlich-starker Ausdrücke ungeahntes, frisches Leben. Dann die prachtvolle, ganz ungewöhnliche Wendung „Freude haben", die durch ihre nicht zu überbietende Einfachheit eine primitive, fast elementare Empfindung auszulösen scheint. Das folgende rapide Kreſcendo der drei ganz gleich geformten, ganz einfachen Sätze steht als Kunstmittel schon in der Mitte zwischen sprachlicher und rhythmisch-musikalischer Wirkung (die packende Wirkung einer dreimaligen Wiederholung ist schon mehr ein unmittelbar sinnlicher musikalischer Eindruck), und schließlich wird diese anschwellende Leidenschaft und das ganze kleine Gedicht gekrönt durch eine Interjektion, die als vulgär und trivial sonst die Poetik verpönen würde — und doch ist dies „Gott sei Dank", das mit seiner brutalen Kraft und in seiner populären Färbung uns in die leidenschaftliche Stimmung eines ganzen Volkes versetzt, hier ein Geniestreich und vielleicht der tiefste Grund zur Wirkung dieser knappen Zeilen. Wir sehen an diesen Beispielen, wie in einem dichterischen Kunstwerk fast jedes Wort sein besonderes sprachliches Geheimnis birgt und in eigentümlicher und unersetzlicher Weise an der poetischen Gesamtwirkung arbeitet. Und tatsächlich muß

jede Zeile eines lyrischen Dichtwerkes so von sprachlicher Kunst erfüllt sein, denn wie Storm einmal sagt: „Bei so geringem Umfang kann schon ein falscher oder pulsloser Ausdruck die Wirkung des Ganzen zerstören." Im Epos, im Drama können uns großzügige Linien der Komposition wohl über einzelne sprachliche Entgleisungen hinwegführen, in der Lyrik aber tötet in der Regel eine einzige unkräftige Wendung; hier muß jede Silbe eine künstlerische Tat sein. Deshalb ist die Lyrik auch die eigentlichste Domäne des großen Sprachkünstlers. Das spezifisch Dichterische, Sprachbildnerische scheidet sich hier am reinsten vom allgemein Künstlerischen, von der Gabe sinnlich-phantastischer Komposition, die der Dichter mit Maler und Musiker teilt.

Mit der Betrachtung der Sprachbehandlung im psychologischen Sinne sind wir ins Herz der Dichtkunst eingedrungen und haben, von Storms Theorie und Praxis geleitet, das Eigentümlichste und Wesentlichste des poetischen Schaffens erkannt. Noch aber ist ein Element zu würdigen, das wir schon einigemal streiften, und das — weil es das sinnfälligste ist — vielen als das eigentlich poetische gilt. Ich meine den Rhythmus und den Klang, die musikalische Sprachwirkung. Schon daß der charakterisierende Ausdruck des poetischen Mittels einer fremden Kunst, der Musik, entlehnt ist, beweist aber, daß es sich nicht um die eigentlichste und hauptsächlichste Wirkungsart der Sprachkunst dabei handeln kann. Es ist eine verhältnismäßig zufällige Erscheinung, daß die Sprache — dieser Gesamtausdruck der geistigen Persönlichkeit — sich klanglicher Mittel bedient. Da dem so ist, müssen natürlich von der Dichtung gewisse Wirkungsarten dem angrenzenden Reich, der Musik, entlehnt werden. Für das eigentlich sprachkünstlerische Element können diese musikalischen Kräfte aber natürlich nicht gelten. Deshalb gibt es namentlich in der Epigonenkunst bei Rückert und Geibel, bei Bodenstedt und Baumbach zahlreiche Gedichte, die in Rhythmus und Klang alle möglichen Künste und Kunststücke sehen lassen und doch dem eigentlich Dichterischen ganz fern bleiben, weil ihnen die erregende und befreiende Macht sprachlicher Neuschöpfung abgeht. Nur als eine Zutat der Sprachbehandlung kommt die klangliche Verwertung des Wortes für die Lyrik in Betracht. Das hat auch Storm empfunden, wenn er der ausführlichen Erörterung von Klaus Groths Unfähigkeit, im Geiste der hochdeutschen Sprache schöpferisch zu wirken, die knappe Bemerkung hinzufügt:

„Überdies aber, was freilich mit dem vorhin Erörterten aufs genaueste zusammenhängt, ist dem Verfasser das Geheimnis des hochdeutschen Sprachklanges verschlossen geblieben."

Daß Storm diese Mittel, deren sinnliche Eindringlichkeit ja die spezifisch dichterische Wirkung sehr erhöhen und unterstützen kann, aufs vollendetste beherrschte und sie nicht etwa aus dem Gefühl seines persönlichen Mangels heraus so nebensächlich behandelte, beweisen alle seine guten Gedichte. Statt der schon herangezogenen, die ich ebensogut verwenden könnte, will ich hier den „Juli" hinsetzen:

Klingt im Wind ein Wiegenlied,
Sonne warm herniedersieht,
Seine Ähren senkt das Korn,
Rote Beere schwillt am Dorn,
Schwer von Segen ist die Flur —
Junge Frau, was sinnst du nur?

Ein Gedicht, von dem Storm einmal mit sehr verzeihlichem Überschwang an Emil Kuh schreibt: „Gibt es denn sonst noch ein Sommergedicht?" Dies Gedicht ist in jeder Beziehung ein Meisterwerk. In der phantastischen Komposition, der üppigen Beibringung von Lokalfarben ist es nicht weniger vollendet als im Sprachkünstlerischen, in der Art, wie hier sechs kindlich einfache, kristallklare Sätze aneinandergefügt sind und jedes Zeitwort mit jener besonderen Kraft begabt ist, die einen Unterstrom sinnlicher Vorstellung erzeugt. Das Musikalische aber ist in diesem Gedicht allerdings das allererstaunlichste und trägt in diesem besonderen Falle vielleicht am meisten zu der großen Wirkung bei. Ganz abgesehen von der bestrickenden Tonmalerei der ersten Zeile und dem instinktiven Genie, mit dem etliche andre Worte wie „warm", später „Ähren" und „schwer" so gestellt sind, daß sie wie für die geplante Situation erschaffen unmittelbar durch den sinnlichen Klang die Stimmung erzeugen — ganz abgesehen von all diesen Wundern des künstlerischen Genies, die Klangfarbe der drei Reimpaare, die vom hellen „i" zum vollen „o" und schließlich zur breiten Schwere des „u" herabsinken, das ist ein musikalisches Kunstwerk für sich und wirkt wie mit dem unmittelbaren Zauber eines Flöten-

konzerts. Wie hier die Tonfarbe, so wirkt in anderen Stormschen Gedichten der Rhythmus Wunder; ich erinnere z. B. an das „Lied des Harfenmädchens", dessen wesentlichsten Reiz die wiegende Wehmut des daktylischen Rhythmus auslöst.

So hoch wir aber auch solche Wirkungen der Klangkunst einschätzen, so tief wir sie genießen, wir müssen daran festhalten, daß hier wohl eine wichtige Begleiterscheinung, nicht aber das Grundelement des poetischen Schaffens vorliegt. Die unmittelbar sinnliche Wirkung, die hier geübt wird, ist nicht die eigentlichste der Sprachkunst, die sich an die Gesamtpersönlichkeit des Menschen, nicht etwa an seinen Intellekt, sondern an seine ganze Psyche wendet, wie sie im Sprachprozeß um ihre Klärung und Mehrung ringt. Hier im Sprachschöpferischen wohnt des Dichters besonderste Kraft, nicht im phantastisch Kompositionellen, das der Dichter mit jedem Künstler, nicht im Klanglichen, das der Dichter mit dem Musiker gemein hat. Was die künstlerische Phantasie unter Aufbietung reicher Lokalfarben gestaltet, was der sinnliche Klang der Worte an Stimmung und Bewegung erzeugt, das ist gewiß unlöslich und höchst bedeutsam mit dem Wesen der poetischen Wirkung verknüpft, dies Wesen selbst aber, das eigentlich Sprachkünstlerische innerhalb der Dichtkunst, das beruht auf jenen Gesetzen der individuellen Sprachbehandlung, die Storm in seiner Kritik Klaus Groths empfunden und angedeutet hat.

So hat sich erwiesen, daß die aufgefundenen Dokumente Stormscher Kunstanschauung in nuce eine ziemlich runde Ästhetik der Lyrik enthalten. Denn was ich aus ihnen etwa Weiteres folgerte, hat sich zumeist durch andre mündliche oder schriftliche Äußerungen Storms und stets durch die höchsten Erzeugnisse seiner künstlerischen Praxis stützen lassen. Als organische Produkte einer eigenen Künstlernatur haben diese Erkenntnisse unbestreitbaren Wert und hohen Reiz. Die Frage ist, ob sie sich objektiv mit den als richtig zu erachtenden Gesetzen der Dichtkunst decken? Ob sie uns sachlich Wahres geben? Ich will diese Frage in jeder wesentlichen Hinsicht durchaus bejahen. Andre haben das nicht getan, besonders im Hinblick auf das strenge Urteil, das Storm in logischer Konsequenz seiner theoretischen Grundsätze über die meisten zeitgenössischen Poeten gefällt hat. Albert Köster z. B., der Herausgeber des Keller-Stormschen Briefwechsels, behauptet, wie mir scheint, mit Unrecht:

„Es ist allgemein bekannt, wie eng begrenzt und rigoros die Forderungen Storms hinsichtlich der Lyrik waren, was über den Kreis des Volksliedes und über die Grenzlinien hinausging, die etwa Uhland, Eichendorff und Mörike sich gesteckt hatten, verdammte er eigenwillig. Gerade den universalsten Lyrikern konnte er daher nicht gerecht werden, und vollends die Bemühungen der jungen Generation, die — freilich oft genug mit unzureichender Kraft — neues Land erobern wollte, schalt oder verspottete er."

Storm ist nicht nur in seinen ethisch-politischen Gedichten, sondern auch als Erotiker sehr weit über den „Kreis des Volksliedes" hinaus, in Gebiete von großer physischer Verzwicktheit gegangen, er hat unter allen Lyrikern Heine und Goethe hoch gepriesen, die doch gewiß über Eichendorffsche Grenzlinien hinausgingen. Er hat der jungen Generation, die um 1880 allerdings Neues zu suchen begann, aber vor der Hand nichts fand, nicht um ihrer neuen Ziele willen gegrollt, sondern er hat mit Fug diese Ziele für ästhetisch gleichgültig erachtet, solange keinerlei bildende Kraft zur Gestaltung sich zeigte. Ihm, dem reifen Künstler, durfte dilettantisches Gestammel — auch wenn vielleicht neue menschliche Werte in ihm rangen — nur eben Dilettantismus, künstlerisch Gleichgültiges sein. Nicht „eigenwillig", sondern aus dem richtigen Gefühl vom gesetzlichen Wesen der Kunst hat er mit herber Konsequenz geurteilt. Nirgend hat er um des Stoffes, des Themas willen eine Poesie verworfen, wo er verurteilte, war es stets, weil das künstlerische Können, die Gestaltung des Stoffes ihm zu mangeln schien.

In einer Hinsicht allerdings bedarf Storms Theorie der Lyrik mindestens einer Erklärung. Er braucht den Begriff „Lyrik" im denkbar engsten, schärfsten Sinne des Wortes, und wenn er aus diesem Grunde C. F. Meyers halbepischen Balladenstil, Kellers humorige Dialektik u. a. m. als nicht lyrisch zurückweist, so muß dabei doch nachdrücklich betont werden, daß diese Produkte gleichwohl gute und hohe Kunst — wenn auch keine spezifisch lyrische — darstellen.

Das hat Storm, wenn auch vielleicht gewußt, so doch nicht genug betont. Denn ihm galt es, das Lyrische im reinsten und engsten Sinne herauszuheben, jene Kunstform, die er tatsächlich zwischen 1860 und 1880 als größter deutscher Meister handhabte. Ich habe hier nicht von Storms Lyrik zu handeln, nicht

das Individuelle, Einzigartige, das Form und Inhalt der Stormschen Gedichte auszeichnet, galt es darzustellen. Das Gesetzliche, Allgemeine, das sich bei Storm wie bei jedem echten Lyriker offenbart, galt es herauszuheben, als die Wurzel der theoretischen Darlegung, die Storm vom Wesen der Lyrik gegeben hat.

Aber ich möchte diese Blätter doch nicht schließen, ohne auszusprechen, wie tief auch das Einmalige, Individuelle der Stormschen Kunst die Generation nach ihm bewegt hat; wie die stille Tiefe seines Wesens, die kirchenlose Frömmigkeit seines nordgermanischen Naturgefühls mit den eignen Mitteln seiner sanftglühenden, klarleuchtenden Kunst kaum vergängliche Wirkungen auf unser Leben geübt hat. Die Liebe der jüngeren Generation zu Theodor Storm hat ihr erster neuer Lyriker, Detlev von Liliencron, in einer wundervollen Grabschrift ausgesprochen:

Viel dunkelrote Rosen schütt' ich dir
Um deines Marmorsarges weiße Wände
Und senke meine Stirn dem kalten Stein:
Du warst ein Dichter, den ich sehr geliebt,
Und den ich lieben werde bis ans Grab.

Theodor Storm

Von Julius Bab.

Warm sank die Abendsonne auf den Wald,
Und weit – ganz hinten – riefen Kinderstimmen
Zum Spiel. Taghelle warme Kinderstimmen,
Die jemand suchten, riefen durch den Wald.

Mir aber war, als riefen sie nach mir.
— — — — — — — — — — — — —

Die Abendsonne spann ein traumhaft Netz
Mit goldnen Fäden durch die braunen Fichten,
Die Gräser blinkten übers Heidekraut.
Und ganz weit hinten riefen Kinderstimmen –
– zum Spiel – – –

(Aus Julius Babs Lyrischen Porträten, S. Fischer, Berlin)

Der Schimmelreiter — Zeichnung von Otto Soltau

Storms Märchen

Von Waldemar Mühlner

Fünf Märchen, eine dramatisierte Märchenszene und einige Gedichte: man ahnt nicht, daß hinter einer so geringen Ernte aus dem Märchenlande eine unaussprechlich tiefe Sehnsucht stand. Und doch lebte in Storm jahrzehntelang der heiße Wunsch, Märchen zu schreiben. Aus den Bekenntnissen seines Lebens erfahren wir, daß er an aller Märchendichtung der Vergangenheit und Gegenwart das lebhafteste Interesse hatte. Unter seinen Bücherschätzen besaß er eine auserlesene Anzahl von Märchenbücheren, unter denen Volksmärchen, Romantiker, Hauff und Andersen die Hauptstellen einnahmen. In seiner Jugend war er selbst eifriger Märchen- und Sagensammler und legte mit Mommsen und Müllenhoff den Grund zu der großen Müllenhoffschen Sammlung „Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg". Im Familienkreise las und erzählte er meisterhaft Märchen, und mancher Freund (Erich Schmidt, Fontane) durfte ihn in seiner unnachahmlichen Kunst bewundern, durch ein Märchen, vor allem eine Spukgeschichte, alle seine Zuhörer zu fesseln. Dabei hatte er ein feines Empfinden für das Echte im Märchenkunstwerk. Nur wenige Meister bestanden vor seinem Urteil, ja, er fand scharfe Worte, wo er Absicht und Stimmungsberechnung (wie bei Hackländer) witterte.

Seine eignen Märchen sind nicht die Frucht eines willkürlichen Interesses. 1849 gelang ihm „Der kleine Häwelmann", zur Belustigung für seine eignen Kinder, im nächsten Jahre „Hinzelmeier". Dann wartete er vierzehn Jahre lang vergeblich, bis plötzlich, als er schon die Hoffnung aufgegeben hatte, zum Märchen in ein näheres Verhältnis zu kommen, eine ganze Saat der schönsten Märchenmotive in ihm aufkeimte. Innerhalb von zwölf Tagen schrieb er in Heiligenstadt die „Regentrude" im Unreinen und in der Reinschrift nieder. Nur zwei Märchen freilich außer diesem wurden noch fertig. Der Tod nahm ihm die geliebte Frau Constanze; das Ereignis legte sich lähmend auf diese Lichtseite

seiner Muse. Er hat später selbst in dem harten Schicksalsschlage den Grund für das Versiegen des Märchenquells gesehen. Ob mit Recht? Sicher ist, daß seine Dichtung durch den Verlust der teuren Lebensgefährtin beeinflußt wurde. Waren aber für den vorzeitigen Abschluß seiner Märchentätigkeit nicht auch noch andre Ursachen wirksam?

Storm klagt im Vorwort zu seinen Märchen (Sämtliche Werke, Band 2. Verlag von Georg Westermann, Braunschweig): „Das Märchen hat seinen Kredit verloren; es ist die Werkstatt des Dilettantismus geworden, der seine Pfuscherarbeit mit bunten Bildern überkleistert und in den zahllosen Jugendschriften einen lebhaften Markt damit eröffnet; das Wenige, was von echter Meisterhand in dieser Dichtungsart geleistet ist, verschwindet in diesem Wuste." Mörike rät gemütlich lächelnd einem kritischen Freunde:

Die Märchen sind halt Nürnberger War',
Wenn der Mond nachts in die Butiken scheint.
Drum nicht so strenge, lieber Freund!
Weihnachten ist nur einmal im Jahr.

Vor beiden steht in diesen Worten das Problem der Märchendichtung unsrer Zeit. Sind Märchen in unsern Tagen noch möglich zu schreiben, und welche Bedingungen müssen in dem Märchendichter und für ihn vorhanden sein?

Trotz der Menge der Verfasser und des Interesses der Leser sind die meisten Märchendichtungen der Gegenwart Fabrikware. Zwischen Volksmärchen von einst und Kunstmärchen von jetzt geht ein tiefer Riß hindurch, den zu überwinden nur auserlesenen Begabungen gelingt. Das Volksmärchen war damals, als es entstand, eine ernste Dichtung, die Form aller Dichtung, für den Naturmenschen mit seiner einfachen Kultur der Ausdruck seiner Weltanschauung, ein Ausdruck seiner Gedanken, seiner Sehnsucht, seiner Wünsche. Dichter und Kunstwerk waren eine Einheit, die uns als das Ideal aller echten Kunst erscheint. Aus der Anschauung heraus, aus seinen sinnlichen Empfindungen schuf der Dichter dieser Urperiode. Daher stammt die wunderbare Plastik der geschauten Bilder, die Harmonie zwischen Inhalt und Darstellung. Waren die Kunstmittel auch einfach, so war ihre Kraft doch um so größer. Das Märchenbuch der Brüder Grimm, die selbst vom Geiste dieser Urdichter beseelt waren, gehört deshalb zu den klassischen, unvergänglichen Werken unsrer Literatur.

Für den Dichter der Gegenwart ist vom umfassenden Wesen des Märchens wenig übriggeblieben: ein Spiel der Phantasie, eine einfache Form der Dichtung aus einem Seitenraume der Kunst. Zwischen Dichter und Werk gehen die Fäden nicht mehr mit Naturnotwendigkeit herüber und hinüber. Der Kulturmensch ist über die Kunst einer grauen Vorzeit weit hinausgewachsen. Welten trennen ihn von der Sphäre des einfachen Märchens. Sein Geistesleben ist umfassender, verwickelter, feinstimmiger geworden. Nicht mehr mit der elementaren Wucht des einfachen Charakters drängen ihn seine künstlerischen Interessen zum Märchen, sondern er muß eine glückliche Stunde abwarten, in der er Kind unter Kindern ist. Für ihn ist das Märchen bewußt das, was es vorzeiten oder in primitiven Verhältnissen naturnotwendig war: naive Phantastik.

Es scheint, als habe unsre Welt nicht immer diesen Wesensbegriff klar vor Augen gehabt, als habe die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Märchendichtung den natürlichen Charakter der praktischen Betätigung vergessen lassen. In der künstlerischen Natur des Märchens liegt für den schaffenden Künstler der Neuzeit eine große Klippe, und diese Gefahr wird den meisten verhängnisvoll. Die Erzähler suchen das Naive durch die Mittel des Volksmärchens zu erzwingen. In der Regel wirken diese Mittel aber, so benutzt, wie abgegriffene Münzen. Die Riesen und Zwerge und Elfen und Kobolde können ihre Absicht nicht verleugnen und uns nicht erwärmen und froh machen. Will aber der Dichter die naive Stimmung durch andre Mittel herbeiziehen, dann mißglückt ihm die Darstellung oft erst recht. Der Kunstmärchendichter geht haarscharf an der Grenze von Berechnung, Harmlosigkeit, läppischem Getändel entlang. Ohne Zweifel hat Andersen, der erfolgreichste Märchenerzähler des neunzehnten Jahrhunderts, die Grenze nicht immer scharf gesehen, sondern oft überschritten. Storm hat recht, wenn er über ihn urteilt: „Der Eindruck, den ich von Andersens Märchen behalten, ist der, daß seine Naivität im wesentlichen recht bewußt ist, als wenn jemand der Jugend in niedlicher Herablassung erzählt." Trotzdem schätzt er ihn: „Dessenungeachtet ist viel Hübsches darin." (Storm an Kuh, Stillfreitag 1875.)

Storm selbst hat im „Hinzelmeier" eine „phantastisch-allegorische Dichtung geschrieben, wobei der Dichter nicht mit vollem Glauben seine Geschichte erzählt,

sondern halb reflektierend danebensteht". (Storm an Kuh, 22. Dezember 1872.) Ich habe zwar eben den „Hinzelmeier", der voll von Märchenschönheiten ist, den Märchen zugezählt, Storm selbst aber spricht der Erzählung den reinen Märchencharakter ab. In einem Briefe an Eggers läßt er sich darüber näher aus: „Es ist gewiß ein Vorzug auch eines Märchens, wenn demselben ein bestimmter Gedanke, und zwar ein solcher, dessen Gültigkeit über die in casu dargestellten facta hinausgeht, eine Idee, wie man zu sagen pflegt, zugrunde liegt, wie z. B. in dem Märchen vom Fischer und sine Fru, die im Pispott wohnen; ein Fehler, ein quantitativer Abfall vom Poetischen aber und mit ersterem nicht zu verwechseln (es ist eben ein Fehler in der Ausführung) ist es, wenn man einen Begriff, der poëtice immer nur szenisch dargestellt werden darf, durch eine Sache darstellen will, wie dies in meiner Geschichte durch die Rose und die Brille (und Rüben) geschehen. Daß jeder ohne weiteres veranlaßt wird, hinter diesen Dingen noch etwas andres, als was sie sich geben, zu suchen, schwächt offenbar den poetischen Eindruck; denn es verkümmert das Interesse an dem unmittelbar Dargestellten. Dies zugegeben, glaube ich allerdings die Sache ziemlich befleischt und einzelne Szenen, z. B. die auf dem Boden, in der Küche, die zwischen Kaspar und Hinzelmeier, den letzten Schlaf des Helden, in Blut und Leben dargestellt und namentlich im Kapitel ‚Krahirius' das Frühlingswerden bis zur ‚sinnlichen Mitempfindung' herausgekriegt zu haben." (Brief an Friedrich Eggers vom 16. Januar 1856. Berlin, Karl Curtius. 1911.) Der „Hinzelmeier" ist zu „nachdenklich". Das Geheimnis des Märchens liegt eben darin, daß der Dichter seinen reichen Anschauungskreis vergessen kann, daß er alles abzulegen imstande ist, was an seinen überlegeneren Verstand erinnert; er muß im Reiche des Wunderbaren zu Hause sein und aus dieser Welt frisch und fröhlich gestalten können, ohne den Stoff durch Reflexion abzuschwächen, ohne einen Zweck zu bedenken, ohne nach dem Leser oder Zuhörer zu fragen.

— Hat Storm vom Borne der echten Märchendichtung getrunken?

Storm hat sich über keine andre Seite seines Wesens und seiner Dichtung bestimmter und persönlicher ausgesprochen als über seine Märchen. Wir sehen sie in seinen Briefen entstehen — nicht wachsen. Sie kamen urplötzlich, so daß er sich erst Rechenschaft geben konnte, als sie fertig für den Druck vor ihm

lagen. Schon die Schneewittchenszene tauchte in seiner Bräutigamszeit 1844 blitzartig in ihm auf. Auch „Häwelmann", von Storm selbst ein Einfall genannt, ist aus einem Augenblicksbilde hervorgegangen. Storm saß am Abend am Bettchen seines Ältesten voll Vaterfreude:

Mein Häwelmann, mein Bursche klein,
Du bist des Hauses Sonnenschein,
Die Vögel singen, die Kinder lachen,
Wenn deine strahlenden Augen wachen.

(Sämtl. Werke, Bd. 8, S. 217.)

Aber die Augen des strampelnden Häwelmanns wollten sich nicht schließen. Mehr sollte der Vater erzählen, immer mehr, bis sich der Kleine plötzlich im Meere fand, in das ihn der Vater mit seinem „Mehr, mehr!" hatte hineinfahren lassen und aus dem er ihn nun herausholen mußte.

Die Stoffe der drei Hauptmärchen („Hinzelmeier" scheiden wir aus dem schon erwähnten Grunde aus) flogen dem Dichter 1863 zu. Zum Weihnachtsfest dieses Jahres, des letzten in Heiligenstadt, hatte Storm seinen Kindern neben andern Büchern (auch Hauffs Märchen) Hackländers Märchen gekauft, über die er urteilte: „Sie sind freilich schludrig gearbeitet, zum Teil aus Volksmärchen zusammengeflickt, aber es ist Stimmung darin." In den Weihnachtstagen las er den „Zauberkrug" vor. Und da mit einem Male standen sie vor ihm, Stoffe, die er lange gesucht hatte, und die nun ungesucht bei ihm anklopften. Und woher stammten sie? Nicht aus einem der literarischen Vorbilder. Hackländers Patenschaft hat nur den Anstoß gegeben, daß sich das schwebende Interesse Storms verdichtete. Über die „Regentrude" weiß er nichts zu berichten, als daß sie die Reihe einleitete und daß sie im Zusammenhang stand mit dem „Sinn und Geist der germanischen Mythologie". Wir aber wissen, daß sie der Ausfluß seiner Naturfreude war. Der Mann, der in so innigem Zusammenhang mit Natur und Heimat stand und nicht müde ward, in ihren Stimmungszauber immer und immer wieder hinabzutauchen, der mußte die Geister und geheimnisvollen Kräfte dieser Welt kennen und konnte ihnen näher ins Auge schauen. „Bulemanns Haus" ging auf ein Bilderbuch mit Schiefertafelbildern zurück, das 1851 in die Familie gekommen war. Die Blätter des Buches

machten den Eindruck von Schiefertafeln, auf die Bilder mit dem Griffel gemalt waren. Unter den Bildern waren alt Volksreime und Kinderlieder zu lesen, darunter der Vers: „In Bulemanns Haus, in Bulemanns Haus, da gucken die Mäuse zum Fenster heraus." Im „Spiegel des Cyprianus" spielt bei dem Gespräch des Obersten Hager mit dem Kuno, ehe er ihn tötet, die Volksballade von der Gräfin von Orlamünde hinein, aus der auch der Name „Hager" benutzt ist. Im übrigen kristallisierte sich dieses Märchen um einen Vorgang, der zwölf Jahre zurücklag. Storm sah damals eins seiner Kinder sich in einer dunkelbraunen polierten Kommode spiegeln, und das machte einen seltsamen Eindruck auf ihn.

Aus unmittelbarem geistigem Schauen also wuchsen die Märchen. Ein starkes inneres Gefühl trieb Storm zum Märchen, und seine ganze Natur kam diesem Gefühl entgegen. Wir sehen an andrer Stelle Storms Vorliebe zur romantischen Denk- und Anschauungsweise, seine Spuk- und Gespensterfreude, den Zusammenhang seines Inneren mit den geistesfrischen Mächten des Lebens, der Natur, der Familie, dem Kindesleben, der Tradition, sehen die Sinnlichkeit seines Wesens, die Unmittelbarkeit seiner Kunst, und alles dies, was Storm selbst so schön im großen Bekenntnisse an Kuh (Brief vom 13. und 21. August 1873) berührt, wird gemeinsam der Nährboden des Märchens. Der Dichter gehört zu den Persönlichkeiten, die Schiller als naiv bezeichnet. Seine Märchen sind das Werk eines Künstlers, der nicht zu tasten braucht und nicht grübeln muß nach Situationen, um Fleisch zu seinen Gedanken zu finden, eines Mannes, dem die Phantasie und das künstlerische Auge Führer sind und der im nüchternen Alltagsleben noch Wunder sieht.

Dazu besitzt er die feine Hand, diese Wunder, auch im Märchenreiche, zu formen. Er ist Meister seiner Motive. Das beweist der Ton, in dem seine Märchen geschrieben sind, neben den stofflichen Elementen das zweite Wesensmerkmal. „Ich glaube", urteilt er selbst gegen Kuh (22. Dezember 1872), „bei diesen Märchen meine Freiheit im Stil und Vortrag bewiesen zu haben; wie ich in der Vorrede der drei Märchen sagte, trägt der Cyprianus den vornehmeren Ton der Sage, während Bulemann auch eine seltsame Historie genannt werden könnte." Begeistert stimmten ihm die Freunde zu. Es gibt mehr als eine Stimme, die seine Märchenerzählungen zu seinen hervorragendsten

Schöpfungen rechnet. Kuh antwortete ihm auf den Brief vom 22. Dezember 1872: „Die einzigen echt poetischen Märchen, die mir von Kunstdichtern bekannt geworden, sind Tiecks ‚Blonder Eckbert', ‚Liebeszauber', ‚Runenberg', Ihre ‚Regentrude' und der ‚Spiegel des Cyprianus'. Gegen Tieck haben Sie in dieser Form eine unbefangene Heiterkeit voraus... Vom Baum der Erkenntnis haben Sie wie Tieck gegessen. Meisterhaft ist in der ‚Regentrude' die Hitze anschaulich gemacht und hierauf die Regenszenerie gemalt." Man muß leuchtende Kinderaugen beim Vorlesen des „Häwelmann" gesehen haben und ist davon überzeugt, daß Storms Märchen wunderschön sind.

Storms Märchendichtung nimmt einen Ehrenplatz in der Märchenliteratur ein. Ihr Schöpfer kann mit Befriedigung von ihr sagen: „Ich lege einigen Wert auf diese Märchen, da nach meiner Ansicht das Märchen als poetische Kunstform in unsrer Literatur äußerst schwach vertreten ist und überdies die drei Sachen so recht aus dem vollen geschrieben sind; sie entsprangen alle drei fast zugleich meiner Phantasie." (An Kuh 22. Dezember 1872.) Und im nächsten Briefe (24. Februar 1873), nachdem Kuh von einer stark entwickelten Symbolik in ihnen gesprochen hatte, schreibt er: „In puncto meiner Märchen versichere ich Sie, daß ich nicht den leisesten Gedanken an ein Symbolisieren bei der Abfassung gehabt habe, ich habe an nichts dabei gedacht, als an Fixierung der Welt, die da vor mir aufstieg." Und an andrer Stelle sagt er: „Es ist kein einziges verbrauchtes Motiv darin, wenigstens in den drei ersten ist alles rein aus meiner Phantasie herausgewachsen." Es schmerzte ihn, wenn gerade diese seine Werke schief beurteilt und mit einem Maßstabe gemessen wurden, der ihnen nicht zukam. Dann schwieg er auch nicht, und einem solchen Umstande verdanken wir eine bemerkenswerte Gesamtauslassung über seine Märchen. An Brinckmann schrieb er, als dieser eine einseitige Kritik der „Regentrude" veröffentlicht hatte: „Hör' einmal, mit der Märchenkritik hast du mich wirklich geärgert. Wenn dir diese drei sämtlich aus unmittelbarster, naiver und hingebendster Anschauung entstandenen Dichtungen nicht die reinste Freude gemacht haben, so gebe ich es auf, noch etwas zu schreiben, was du für poetisch berechtigt halten könntest. Sie sind nicht allein das Beste, was ich geschrieben habe, sondern ungefähr das Beste, was in dieser Art in deutscher Zunge existiert. ‚Die Regentrude', dieses von Naturgefühl bis zur sinnlichen Empfindung ge-

tränkte und, wie Pietsch schrieb, von der holdseligsten Phantasie belebte Märchen ist von Männern, Weibern, Kindern, wer es gelesen, mit Entzücken gelesen, wenigstens so weit bis jetzt meine Erfahrung reicht. Wenn ein Einwand berechtigt, so wäre es vielleicht der, daß der Feuermann nicht so lebendig geworden wie die Trude. Auch das spricht wohl für meine Dichtung, daß ich ganz instinktiv im Sinn und Geist der germanischen Mythologie geschrieben. Das in sich vollendetste ist wohl ‚Bulemanns Haus'. ‚Der Spiegel des Cyprianus' (ein jungfräulicher Hauch liegt auf diesem Spiegel des Cyprianus) ist mir das liebste, auch Constanze liebte diese Dichtung sehr. Jedes dieser drei Märchen hat den Ton, der aus dem Stoff erwächst. So wie in ‚Bulemanns Haus', wiederum so wie im ‚Spiegel des Cyprianus' habe ich noch nie geschrieben, und doch hätte niemand als Theodor Storm der Verfasser dieser Sachen sein können."

Hoch, sehr hoch müssen wir die Märchen Storms stellen. Aber trotz ihrer Vollendung dürfen wir in ihnen die Züge nicht übersehen, die den Märchenversuchen Storms ein Gepräge besonderer Art geben.

In der „Regentrude" führt uns Storm in plastischer Weise die Dürre des regenlosen Sommers und das Wiederaufblühen der verschmachteten Natur vor Augen. Eine wundervolle Naturschilderung ist das; aber es ist ein Kunstmittel, das dem innersten Wesen des Märchens aller Zeiten widerspricht, das deshalb keiner Steigerung fähig ist. Das Märchen will als naive Phantastik Tatsachen. Ein ausruhendes Verweilen beim Zuständlichen in der Natur verträgt sich mit dieser Wesensart nicht. Dem Volksmärchen ist es darum ganz fremd. Das Kunstmärchen, das die Märchenwelt unsrer Zeit und unsrer Märchenerzähler widerspiegelt, kann sich auf ihm aufbauen, wenn es in so formsicherer Weise geschieht wie in der „Regentrude". Doch ist dem Mittel eine enge Grenze gezogen. Das Märchen wird bei zu weit ausgeholter Stimmungsmalerei arm. Gelangweilt wendet sich der Leser von ihm. Storm wußte Maß zu halten. Es ist bezeichnend, daß er als der feinsinnige Märchenkenner nicht die „Regentrude" als seinen Liebling bezeichnet, sondern den „Spiegel des Cyprianus", das Märchen, das dem Volksmärchen am nächsten kommt, weil in ihm Schilderung und Naturbild als Zweck fehlen.

Auf dem Naturbild beruht in allen Werken Storms der Zauber seiner

Persönlichkeit. Er weiß das Bild in einer Form zu geben, die das Zuständliche in reine Kunst auflöst. Wir nennen diese nicht wiederzugebende Seite seiner Poesie ihren Stimmungsgehalt. Sie ist bei Storm so stark, vor allem in seinen früheren Erzählungen, daß sie ihre Wirkung auf sinnige Gemüter nie verfehlt. Sie gibt seiner Dichtung den kennzeichnenden Ton. Storm schildert nicht nur das dürre Feld und die dürre Wiese in der „Regentrude"; Menschenleben, Naturszenerie, Verzagtheit, bange Erwartung, Hoffnungsseligkeit und seliges Glücksgefühl in der Erfüllung aller Wünsche geben zusammen ein Gemälde, über dem Schwüle und befreiendes Aufatmen von tiefem Drucke ruhen. In gleicher Vollendung ist das unheimliche Grauen der Umgebung des Herrn Bulemann gelungen, das noch am Hause in ungewisser Erinnerung hängt, lange danach, als die Zeit Bulemanns nach menschlichem Maße in die Vergangenheit versunken war.

Die Vergangenheit und die Erinnerung daran! Das ist ein andrer Zauber, der unlöslich mit Storms Schaffen verknüpft ist. Auch er ist in die Märchen übergegangen. Lebt Bulemann noch? Der Nachtwächter will ihn einmal in mondheller Nacht gesehen haben. Ein übermütiger Bursche hat einst den Türklopfer angeschlagen und das Springen großer Tiere gehört. Man weiß nichts Gewisses. Nur der Dichter ahnt alles. Ein alter Organist draußen in der Vorstadt, der nun auch schon längst tot ist, hat davon erzählt. Im „Spiegel des Cyprianus" taucht die Geschichte des unheilvollen und doch segenbringenden Spiegels in der Erzählung der alten Kammerfrau aus der Familiengeschichte des Schloßgeschlechtes auf, Erinnerungen auch in der gütigen Schloßfrau weckend und dadurch erst das volle Verständnis alles Geschehens erschließend.

Und nun noch die Form: Storm begnügt sich nicht damit, die Märchen zu erzählen. Allen dreien, „Regentrude", „Bulemanns Haus" und „Spiegel des Cyprianus", gibt er eine Einkleidung mit stark realistischen Zügen, vor allem der „Regentrude". Das Märchen steckt hier in einer vollständig ausgeführten Dorfgeschichte. In „Bulemanns Haus" ist der Kern das Bild eines Geizhalses inmitten seiner nicht auf ehrliche Weise erworbenen Schätze, der seine Schwester mit ihrem kranken Kinde roh von sich stößt. „Der Spiegel des Cyprianus" erzählt vom gütigen Walten der zweiten Frau des Schloßherrn, die durch ihre Liebe den todkranken Stiefsohn gesund pflegt. Selbstverständlich

kann dem Dichter kein Vorwurf um dieser Züge selbst willen gemacht werden. Aber er unterläßt es – außer in „Bulemanns Haus", von Storm darum das in sich vollendetste genannt –, die Märchenwelt mit der Wirklichkeit unlöslich zu verkitten. Die beiden Reihen gehen nebeneinander her, nicht ineinander über, wie bei Tieck. Immer findet Storm den Anschluß an die Wirklichkeit wieder. Das ist das Ergebnis seiner Wirklichkeitstreue.

Nur ein Märchen ist ganz frei von mitschwingenden Momenten: der Einfall „Der kleine Häwelmann", das deshalb auch das beste Kindermärchen unter den Schöpfungen Storms geworden ist.

Naturschilderung, Stimmungsgehalt, Erinnerungszauber, novellenhafter Einschlag, das sind Züge grundsätzlicher Art in Storms Märchen. Sie wurzeln in seiner Persönlichkeit, die die moderne Kultur in sich aufgenommen hat, sind also Kennzeichen des Kulturpoeten. Sie stempeln die Märchen zu Stormschen Dichtungen. In keiner Weise beeinträchtigen sie den Wert des Ganzen, eher heben sie ihn, aber sie zeigen die Grenze der Märchenkunst Storms. „Niemand als Theodor Storm hätte der Verfasser dieser Sachen sein können", dies Wort, das zunächst überrascht, ist der Schlüssel zur letzten Beurteilung des Märchendichters Storm.

Wäre es Storm möglich gewesen, tiefer in das Märchenland hinabzusteigen? Das ist eine müßige Frage. Storm war Märchendichter, aber Kulturpersönlichkeit, naiv in seiner künstlerischen Ausdrucksform, aber sentimental in seiner Denk- und Gefühlsweise. Die Mischung dieser beiden Naturen schuf die Eigenart seiner Kunst. Sie erklärt auch, warum er zum Märchen kommen mußte. „Trotz dieser politischen Zeit," – die drei Hauptmärchen entstanden 1864/65 – „vielleicht gerade durch sie, weil sie ihr Gegengewicht verlangte, ward mir in dieser Zeit, was ich mir seit zwanzig Jahren vergebens gewünscht hatte, die Fähigkeit und der fast dämonische Drang zur Märchendichtung." Und das läßt zugleich verstehen, weshalb der Meister sich weise mit seiner Ausbeute begnügte.

Viola tricolor

Zeichnung von Otto Soltau

Storm in Heiligenstadt

Von Maria Brüll (Heiligenstadt)

„Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn." Das ist ein Satz, den wir Deutsche jetzt getreulich befolgen. Von wenigen Dichtern aber ist uns dieses Nachwandern auf ihren Spuren so leicht gemacht worden wie von Theodor Storm, der ja alle, die sich von seiner Poesie in Bann schlagen lassen, immer wieder mit liebenswürdiger Gewalt hinführt in sein Land, sein Jugend-, sein Heimatland. Wir kennen sie schon gut und lieben sie mit ihm, die Heide, das Moor, die Marschen, die Deiche, das Meer, die Winkel und Abseiten der „grauen Stadt", die wir alle mit seinen Augen sehen lernten, und beinah fühlen wir uns dort schon selbst zu Hause. Doch sicher nur sehr wenige aus der großen Schar der Freunde und Verehrer unsers Dichters könnten von sich sagen, daß sie auch mit dem Städtchen vertraut wären, in dem Storm, als er seiner politischen Überzeugung wegen in die Verbannung gehen mußte, acht lange Jahre lebte. Ob die Novelle „Unter dem Tannenbaum" wohl daran schuld ist? Viele mögen in dieser Geschichte, die so trüb von dem Weihnachtsabend des landfremden „norddeutschen Amtsrichters in der mitteldeutschen Stadt" erzählt, das getreue Abbild von Storms eignem Leben in Heiligenstadt vermuten — die „Dichtung" darin eben auch für „Wahrheit" nehmen. Dann allerdings hätte die ganze Zeit, die er dort verlebte, nicht mehr für ihn bedeutet als eine traurige Episode, so voll von schmerzlich-schwerer Heimatsehnsucht, daß alles andre Erleben dagegen in den Hintergrund gedrängt wurde.

Doch es war nicht so: die „Briefe in die Heimat" reden eine andre Sprache. In Potsdam hatte die Not der Fremde wohl schwer auf ihm gelastet, aber aus Heiligenstadt* klingen die Briefe anders. Er hatte das obereichsfeldische Städtchen mit seiner reizvollen Umgebung und seiner „von den Eisenbahnen ungestörten

* Was der Aufenthalt in Heiligenstadt für Th. Storm bedeutete, ist ausführlicher behandelt in meinem Buche „Heiligenstadt in Th. Storms Leben und Entwicklung" (Münster 1915).

Behaglichkeit des Stillebens" gleich von Anfang an ins Herz geschlossen. Zwar der erste Eindruck, den die Stadt auf den neubestallten Kreisrichter machte, als er, am 19. August 1856 von Göttingen, der nächsten Bahnstation, kommend, seinen Einzug hielt, war von sehr gemischten Gefühlen begleitet, wie der Brief an Frau Constanze deutlich zeigt. „Da sind wir denn!" so heißt es. „Die erste Wegstrecke hierher war überaus schön: Wälder, Berge, Täler, dazwischen reiche Getreidefelder; dann wurden die Höhenzüge kahler, bis endlich dunkle, bewaldete Berge sich vor uns lagerten; im Grunde lag eine Stadt mit alten Kirchtürmen. ‚Heiligenstadt!' sagte der Kutscher. Mir schossen die Tränen etwas in die Augen. So fuhren wir denn nach dreistündiger Fahrt den abschüssigen Weg hinunter bis in die Stadt. Hilf Himmel, welch eine Stadt! Lehmhütten und Baracken, Häuser, wie sie bei uns nicht für Geld aufzuweisen wären. Man begreift nicht, daß darin die lustigen Heiligenstädter, wie sie allgemein heißen, existieren können. Nur sehr einzelne gute Häuser liegen dazwischen; das beste ist unser Wirtshaus, offenbar ein altes Palais. Daß Heiligenstadt eine Residenz des Kurfürsten (geistlichen) von Mainz gewesen, sieht man nur an den zwei oder drei alten Kirchen und dem alten Residenzschloß, dem jetzigen Gerichtsgebäude."

Die Abspannung nach der langen Reise und dazu die fast schlaflos verbrachte Nacht – die „lustigen Heiligenstädter" feierten nämlich unglückseligerweise gerade ihr Schützenfest – hatten augenscheinlich ihre Einwirkung auf dieses wenig schmeichelhafte Urteil ausgeübt, denn sobald Storm sich das Städtchen bei Tageslicht etwas näher besehen hat, muß er gestehen: „Merkwürdig, heute sieht mir die Hauptstraße ganz nett aus." Die erste Klage über den neuen Wohnort ist jedenfalls zugleich auch die letzte, und es sollte sich zeigen, daß er mit dem guten Ausblick recht behielt, den er schon zu Ende seines ersten Briefes zu geben sich getraute: „Das Ganze macht mir trotz der Armlichkeit keinen üblen Eindruck, die Berge gucken überall in die Stadt; es muß sich im Sommerhier angenehm im Freien und im Winter recht heimlich in den Stuben leben lassen."

Gut, daß Storm ein so eifriger Briefschreiber war! So liegt die Geschichte der Heiligenstädter Jahre in den „Briefen in die Heimat" klar vor unsern Augen. Gleich die ersten Briefe zeigen uns, daß durch die Seele des Dichters,

dem in Potsdam „die eigentlichen Adern seines Lebens unterbunden waren" und der daher mit Schmerzen fühlte, daß das rechte, warme Produktionsvermögen unter diesem Drucke bald versiegen werde, ein erlösendes, befreiendes Aufatmen geht. Denn hier hat er endlich die Lebensbedingungen seines Glückes und seiner Muse: die gemütliche Ruhe des Kleinstadtlebens und das innige „In-und-mit-der-Natur-leben" wiedergefunden. Schon das Städtchen an sich gefiel Storm so gut, daß er bald an seine Berliner Freunde schrieb: „Da ich nicht in Husum sein kann, wünsche ich mir, in Heiligenstadt zu sein." Und diese, die mit Fontane sich lange vergeblich bemüht hatten, ihn von seiner „das Maß überschreitenden Husumerei" zu bekehren, werden staunend gewürdigt haben, welches ungeheure Lob dieser Ausspruch im Munde Storms bedeutete.

Das obereichsfeldische Städtchen ist auch wirklich ein Erdenfleckchen, dem ein Dichterherz gut sein kann. Aus der strengen, dunklen Umrahmung seiner Waldberge lacht es mit seinen roten Ziegeldächern jedem um so freundlicher entgegen, und dann trägt es — als ehemalige fürstbischöfliche Residenz — doch auch kein alltägliches Gesicht, sondern altehrwürdige, bedeutende Züge. Und dazu hatte das Leben, das sich innerhalb der alten Festungsmauern mit ihren grün umsponnenen Wachttürmen und den drei Toren abspielte, gar nichts „Seldwylamäßiges", wie unser Dichter zu Anfang gefürchtet hatte, sondern trug dasselbe gemütliche, kleinbürgerlich-ehrenfeste Gepräge, wie er es an seiner „grauen Stadt am Meer" so liebte. Die Umgebung des Städtchens aber hatte für ihn, der bisher nur die Ebene kannte, ganz neue Reize, und tief läßt er die herbe Schönheit des obereichsfeldischen Berglandes auf Aug' und Herz einwirken.

Alles, was er sieht, macht ihm Freude. Schon die Aussicht von seinem Hause vor der Stadt ist das „Schönste, was ihm wohl noch vorgekommen ist", und lange dauert es nicht, da hat der neue Herr Kreisrichter die Umgegend schon tüchtig durchstreift. Die Eltern, die Freunde müssen teilhaben an seinen Entdeckungsfreuden; sie hören von „hübschen Dörfchen", die er auf Amtsfahrten gesehen, von Mühlen, die „idyllisch allein im reizendsten Tale liegen", von „romantischen Schluchteneinsamkeiten nach Eichendorff, wirklich zum Teil von wunderbarer Stille und Poesie". Oder er schildert: „Mitunter springt ein Waldquell vom Felsen in die Schlucht, daß die Tropfen in der Sonne umhersprühen, und darunter steht das Maiengrün des Sauerklees mit den weißen Glöckchen".

Im Winter hatte der ungewohnte, feierlichschöne Anblick der verschneiten, sonnenbeglänzten Berglandschaft die „reinste Weihnachtsheiterkeit in ihm wachgerufen." Als er nun das Erwachen des Frühlings zum ersten Male auf den Bergen miterlebte, da fühlte er sich mit den Seinen dort schon so daheim, daß es von nun an in den Briefen nur noch „unsre Berge" heißt. Der Dichter, den ein so feines, liebevolles Verständnis gerade für das Kleinleben in der Natur auszeichnet, sieht jetzt mit Entzücken ein Sprießen und Blühen anheben, wie es so reich, so mannigfaltig nur der unberührte Bergfriede kennt. Die echte Frühlingsseligkeit spricht hell aus allen seinen Briefen: „Die jungen Buchenschläge grünen, daß es eine wahre Pracht ist", und „der Drosselschlag, der in der Dämmerung oben im Walde lebendig wird, ist wirklich zum Entzücken; und dazu kommt noch eine liebliche Überraschung: „Eine Flut von Veilchen bricht überall aus dem Grase hervor, alle Kinder laufen mit blauen Sträußen" — und auch ihn hat ein fast kindlicher Jubel über den Veilchenüberfluß ergriffen. Die schöne Jahreszeit wird fleißig ausgenützt, und die täglichen weiten Spaziergänge durch Berg und Wald — auf den Iberg, die Elisabeth-Höhe, den Dün, zur alten Burg, zur Maienwand und wie die Wanderziele alle heißen mögen — sind für ihn und seine Kinder mit dem steigenden Jahre schon beinah Lebensbedingung geworden, und wer weiß, ob der Juli mit seinem in den Briefen oft gerühmten Reichtum an Walderdbeeren auf die kleinen Storms nicht einen mindestens ebenso starken Eindruck machte wie die Veilchenfülle des Frühjahrs!

In Gesellschaft der neuen Bekannten lernt unser Dichter nach und nach auch die schönen Punkte der weiteren Umgebung kennen, so die Werragegend mit ihren Blütentälern, Waldbergen und Burgen und den „kleinen, stillen Städtchen von märchenhafter Architektur", die er entzückt seinem Freunde Eggers schildert. Oder es ging zur „Teufelskanzel", zum Hanstein, der trutzigen, nur halb gebrochenen Grafenfeste, auf die Göttinger Gleichen, wo er von den Trümmern der Doppelburgen aus weite Umschau hält. Und wie er das weite, hüglige Wäldermeer in seiner bunten Farbenpracht, verklärt von der wundervollen goldenen Herbstsonne und so majestätisch in seiner ungebrochenen Einsamkeit, vor sich ausgebreitet sieht, da erklärt unser Dichter, dem doch so viele das Verständnis für jede andre als die heimische Landschaft absprechen: „Ich weiß nicht, daß ich schon jemals von der zauberhaften Schönheit eines Erdenflecks so inner-

lichst berührt worden wäre." Die Schönheit unsrer einsamen Waldberge hat mit starker Stimme zu seinem Dichterherzen gesprochen und es tief ergriffen. „Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht ersagen!" Und wenn Storm es nicht selbst erlebt hätte, so hätte er nicht so ergreifend schildern können, wie das geheimnisschwere, feierliche Rauschen des Tannenhochwaldes den Menschen ganz eigen in Bann nimmt, ihn mit ahnungsvollen Schauern erfüllt, so daß dem einsamen Schloßkinde die Augen groß werden, da ihm ist, als sähe es den blauen Mantel Gottes durch die Wipfel streifen. Er hätte uns auch nicht die befreiende, erlösende Gewalt, die die Einsamkeit der Berge, dies Gefühl des Hochhinausgehobenseins über die Stätten des Alltags mit ihrer Enge, ihren Quälereien auf ringende Seelen üben kann, so greifbar machen können, wie er es in „Veronika" tut; er hätte auch nicht in der Novelle „Eine Malerarbeit" so lebenswahr zeigen können, wie die überraschende Fernschau von hoher Felsenkanzel aus über endlose, sonnenverklärte Berge, ein schönheitsdürstendes Künstlerherz so erschüttert, über sich selbst hinaushebt, ja trunken macht vor Schönheitsseligkeit und Lebenslust, daß es — aus dem holden Taumel gerissen — sich in der rauhen Wirklichkeit nicht mehr zurechtfindet. Storm muß die Schönheit der Landschaft, die ihn in Heiligenstadt umgab, so tief innerlich genossen haben, daß sie ein Teil seines Lebens wurde, untrennbar von seinem seligsten Erleben, seiner Liebe, so daß er im späteren Erinnern den schönen Rahmen, der damals sein Glück umschlossen, gar nicht von diesem zu trennen vermochte, wie das schmerzlich holde Gedicht „Verloren" bezeugt.

Und was für Menschen traf Theodor Storm in Heiligenstadt an? Als der neue Kreisrichter dort einzog, wußte er, daß es streng katholisch dort war, und ob man ihn, wie in Potsdam, seiner Dichtergabe wegen schätzen werde, schien ihm auch noch fraglich. „Ich bin ein Schlemihl, dem sein Schatten fehlt", sagte er sich, „man kennt nur den Kreisrichter, nicht den Poeten." Doch das war vorläufig vielleicht ganz gut so, denn wer weiß, ob die Kollegen gegen den Richter Storm nicht zunächst etwas mißtrauisch gewesen wären, wenn sie in ihm gleich den Poeten gekannt hätten.

Aber es ging über Erwarten gut. In den ersten Tagen merkte er schon, „daß bei dem dortigen Gericht die Freundlichkeit geradezu zu Hause sei". Freundlichkeit kam ihm auch sonst von allen Seiten entgegen. Denn ein hei-

terer, lebendiger Menschenschlag war hier daheim, in dessen gebildeteren Schichten, vielleicht begünstigt von dem Gefühl des Aufeinanderangewiesenseins, nach alter guter Sitte die Pflege einer gemütlichen Geselligkeit gedieh, in deren Kreis sich die von draußen hierher versetzten Beamten meist bald ganz heimisch fühlten. So bot man mit offener Zutraulichkeit auch der landfremden Familie Storm die Hand, und schnell sah sie, die nach norddeutscher Art eher kühl und zurückhaltend war, fast ohne zu wissen, wie es gekommen, sich mitten in den fröhlichen Kreis hineingezogen, in dem man trotz den einfachsten Verhältnissen sich doch recht gut auf die Kunst verstand, „den grauen Tag" so ganz im Stormschen Sinne sich zu „vergolden".

Besonders die lustigen Waldfeste gefielen den großen wie den kleinen Storms. „In buntem Zug zum Walde ging's hinaus"; ein jeder war schwer bepackt, denn weit draußen, auf der Mathildensruh, oder bei den „neun Brunnen" oder auch — und da fand Storm es am schönsten — im Buchenhochwald, zwischen den romantischen Felsen der Alten Burg wurde Kaffee gekocht und dazu am Reisigfeuer Waffeln gebacken. Und wenn diese Herrlichkeiten in Gemütlichkeit vertilgt waren, wurde noch lange gespielt, gelacht, vielleicht sogar getanzt, bis dann der Abend die lustige Karawane wieder auf dem Heimweg antraf. Auf solchen Festen konnte man sich ja allerdings rasch und ungezwungen näherkommen, und es dauerte gar nicht lange, so hatte unser Dichter einige feingebildete, liebe Menschen gefunden, denen er sich mit Freuden zu täglichem Verkehr anschloß. Recht behaglich schreibt er in einem Brief aus dieser Zeit:

Gern schließ' ich einmal meine Türen,
Um auf des Nachbars Grund zu gehn;
Doch muß ich deutlich dort verspüren
Den Duft des Kräutleins: Gerngesehn.

Und dieser anheimelnde Duft strömt ihm warm aus dem neuen Freundeskreise entgegen, der sich bald um Storm, als seinen Mittelpunkt, schart, mit dankbarer Begeisterung den Anregungen folgend, mit denen der neue geniale Freund ihr Leben bereichert. Des Sommers trifft man zu den immer regelmäßiger werdenden gemütlichen Abenden im Garten, in der Laube — am liebsten in Wussows großem „mit Rosen förmlich überschüttetem Garten" zusammen, im

Der Imker

Zeichnung von Georg Greve-Lindau

Winter drinnen beim Kienäpfelfeuerchen um den summenden Teekessel, wie Storm es in der Skizze „Am Kamin" so behaglich schildert. Es wird geplaudert, musiziert; man liest gemeinschaftlich, was die Zeit an neuen Dichtungen bringt, erzählt mit Vorliebe Gespenstergeschichten, wenn draußen der Wind in den Bäumen ächzt nnd an den Fensterladen rüttelt, und es drinnen um so heimlicher ist; oder aber — und das ist das Schönste — man lauscht mit atemloser Spannung, wenn Storm mit seiner eigenartig wohltönenden Stimme etwas neugeschaffenes Eignes vorträgt. Und dann — doch meist erst, wenn er selbst mit einem Scherzwort den Zauberbann von seinen Hörern genommen hat — geht ein lebhaftes Besprechen und Beurteilen dieses jüngsten seiner Musenkinder an. Daß der Dichter sich manchen feinen Wink aus diesen Freundesurteilen zunutze machen konnte, zeigen uns seine Briefe; und das können wir mit Sicherheit annehmen, daß der warme, begeisterte Beifall, der ihm hier wurde, ein starker Ansporn für die Schaffenslust war, die — seitdem er hier in Heiligenstadt wieder die für seine Dichternatur so unentbehrliche behagliche, glückliche Lebensluft atmete — wieder wach geworden war und nun kräftig ihre Schwingen regte.

In diesem Kreise fand Storm auch — und es war ein besonderes Glück für ihn — in dem Landrat von Wussow einen Freund, wie er ihm seit langen Jahren gefehlt hatte, einen Freund, der in vielen Interessen mit ihm eins war, bei dem er aber doch auch die „zum täglichen Leben nötige Reibung" fand, einen Freund, der mit feinstem Verständnis auf seine poetischen Pläne und Leistungen einging und der ihm mit seiner innigen, sich immer gleichbleibenden Liebe über manche bedrückte Stunde hinweghalf. Das Gefühl, einer solchen Freundschaft sicher zu sein, und das Bewußtsein, daß hier „die Menschen aus den verschiedensten Schichten mit Verehrung, ja mit Liebe an ihm hingen", erhöhten seine Lebensfreudigkeit so sehr, daß der sonst so zurückhaltende Dichter es mit Freuden begrüßt, als mit der Begründung der „römischen Abende" das gesellige Leben im Städtchen größere Kreise zu ziehen beginnt. Sie gefielen ihm so ausnehmend gut, daß er noch nach langen Jahren in Hademarschen etwas Ähnliches einzuführen suchte. Damals schrieb er den Eltern, sie seien „das Hübscheste, was er eigentlich an Geselligkeit seit langem gesehen, und dabei wohlfeil".

Es hatten sich nämlich „ungefähr zwanzig der ersten Familien der Stadt in der Weise zusammengetan, daß jeden Donnerstagabend bei einer ‚die Salons'

geöffnet sind; man geht und kommt, wie man lustig ist, ohne allen Zwang. Aber es gibt nichts als eine Tasse Tee und ein Stück Syster- oder Platenkuchen".

Eine größere Bereicherung für Theodor Storms Leben aber bedeutete es, daß in Heiligenstadt die Musik so recht die Begleiterin seines Lebens sein konnte, da er hier viele eifrige Genossen in der Pflege seiner Lieblingsneigung fand. Das mit einigen Bekannten gegründete „Singkränzchen" ist nach Jahresfrist schon — und unsre sangesfrohe Stadt weiß ihm noch heute Dank für diese Gründung — zu einem tüchtigen Gesangverein von einigen zwanzig Stimmen geworden, zu denen auch Frau Constanzes volle, reine Altstimme und Storms ausdrucksvoller Tenor zählten. Mit der Zeit wuchs er sich zu einem stattlichen, leistungsfähigen Chore aus, der sich immer höhere Aufgaben stellen durfte, wie die immer bedeutender lautenden Programme der Konzerte zeigen. Mit welcher Liebe und Begeisterung Storm an dieser seiner blühenden Gründung hing und wie das volle Genügen, das er so in Heiligenstadt in der Musik fand, ihn beglückte, das beweist seine Schilderung des letzten Konzertabends vor seinem Abschied. „Als ich zuletzt den vollen, prächtigen Chor von über fünfzig Sängern, den ich gestiftet, dirigierte, als so aller Blicke an meinem Stäbchen hingen und die Tonwellen nun zum letztenmal aus begeisterter Menschenbrust brausend hervorströmten, da mußte ich mein Herz in beide Hände nehmen, um nicht in Tränen auszubrechen. Auch ich sang noch und sang aus meinem bewegten Herzen und mit mächtiger Stimme: ‚Du wirst ja dran gedenken, denn meine Seele sagte es mir'. Es war eine lautlose Stille. So, nachdem eben der volle Chor ausgebraust, zu singen und so gehört zu werden, ist einer der glücklichsten Momente des Menschenlebens. — Es war für mich zum letzten Male."

Ludwig Pietsch, der eine kleine Spanne Zeit von Storms Aufenthalt in Heiligenstadt miterlebte, hat sie kurz „sonnige, schöne, erfüllte Tage" genannt, und es will mir scheinen, als ob man das Recht hätte, in diese drei Wörtchen den Inhalt der vollen acht Jahre, die der Dichter in dem Städtchen verlebte, zusammenzufassen. Die ganze Zeit war für ihn eine „sonnige, schöne, erfüllte", eine glückliche, ja, wie er später auf sein Leben zurückblickend sich sagte, die glücklichste Zeit seines Lebens. Und wenn auch der Hauptgrund dafür war, daß mit dem längeren Zusammenleben die Liebe zwischen ihm und seiner Frau Con-

stanze sich immer tiefer, immer inniger gestaltete, so daß gerade in diesen Jahren die Liebe als unverändert strahlendes Tagesgestirn über seinem Leben stand, sein ganzes Sein durchleuchtend und durchglühend, so ist es doch der Gunst des Ortes zu danken, daß Storm dies Glück so schön und ungetrübt genießen und wieder Mut und Kraft zu neuem Aufschwung seines dichterischen Schaffens finden konnte. Beides wäre ja in drückender Umgebung für eine Natur wie die seine eine Unmöglichkeit gewesen.

Er selbst hat es wohl gewußt, was er der kleinen Stadt zu danken hatte. Denn als ihm das jahrelang ersehnte Glück, die Rückkehr in die Heimat winkt, da drängt beim Abschiednehmen sich noch einmal das Bewußtsein alles dessen in seiner Seele zusammen, was er an Naturschönheit, an Anregung, Freude, Anerkennung, Freundschaft und Liebe hier genossen hat. Jetzt fühlt er es schmerzlich, wie innig er dieses Erdenfleckchen, mit allem, was es trägt, liebgewonnen hat, und er klagt: „Mein Herz ist in der Tat ganz zerrissen bei dem Abschiednehmen von hier; mir ist, als schiede ich aus einer zweiten Heimat."

Ob es sich also wohl lohnt, dem Dichter auch einmal in dieses sein Land nachzugehen?

Theodor Storm als Komponist

Ein Fund von Dr. Leopold Hirschberg

Leben und Werke Theodor Storms bringen vielfache Beweise, daß der Dichter, wie jeder tief empfindende Mensch, ein inniger Verehrer der Musik war. Sein Lieblingsinstrument ist offenbar die Geige gewesen; Verse wie

Da nehm' ich auch zu guter Nacht
Zur Hand die Geige mein;
Das ist ein klingend Nachtgebet
Und steigt zum Himmel ein

oder

In lindem Schlaf schon lag ich hingestreckt,
Da hat mich jäh dein Geigenspiel erweckt.
Doch, wo das Menschenherz mir so begegnet,
Nacht oder Tag, die Stunde sei gesegnet

können nur aus einem Herzen kommen, dem die holde Kunst in ihrer ganzen Schönheit und Tiefe aufging. „Und meine Geige sang, oder eigentlich meine Seele, sie sang wie einst der Neck am Wasserfall", erzählt der „Vetter" in der „Halligfahrt"; der „stille Musikant" läßt noch „tiefere Blicke in sein Musikgetriebe tun", um mit Robert Schumann zu sprechen, der diese Worte an einen Freund über seine Liederreihe „Myrten" schreibt. Schumanns Lieder oder alte Volksweisen zu singen, war selbst für den schon Bejahrten, der seine schöne Tenorstimme bis ins Alter behielt, wie für seine Zuhörer ein festlicher Genuß. Auch wissen wir ja von des Dichters erfolgreicher Tätigkeit als Gründer und Leiter gutgeschulter Gesangvereine in Husum wie in Heiligenstadt. So lebte und webte er in der Musik; und Ludwig Pietsch wird mit seiner Äußerung, er habe wenig Männerstimmen gehört, die so als der klingende, unmittelbare Ausdruck einer poesieerfüllten Seele erschienen und wirkten wie die Storms, nicht zuviel gesagt haben.

Daß Storm aber einmal in seinem Leben unter die wirklichen Komponisten ging, scheint bisher noch unbekannt geblieben zu sein. Er hat zwar sein der Muse der Tonkunst dargebrachtes Opfer drucken lassen, aber an so versteckter Stelle und in so flüchtiger Umgebung, daß seit den zweiundsiebzig Jahren, die darüber ins Land gegangen sind, wohl niemand mehr Kenntnis davon genommen hat.

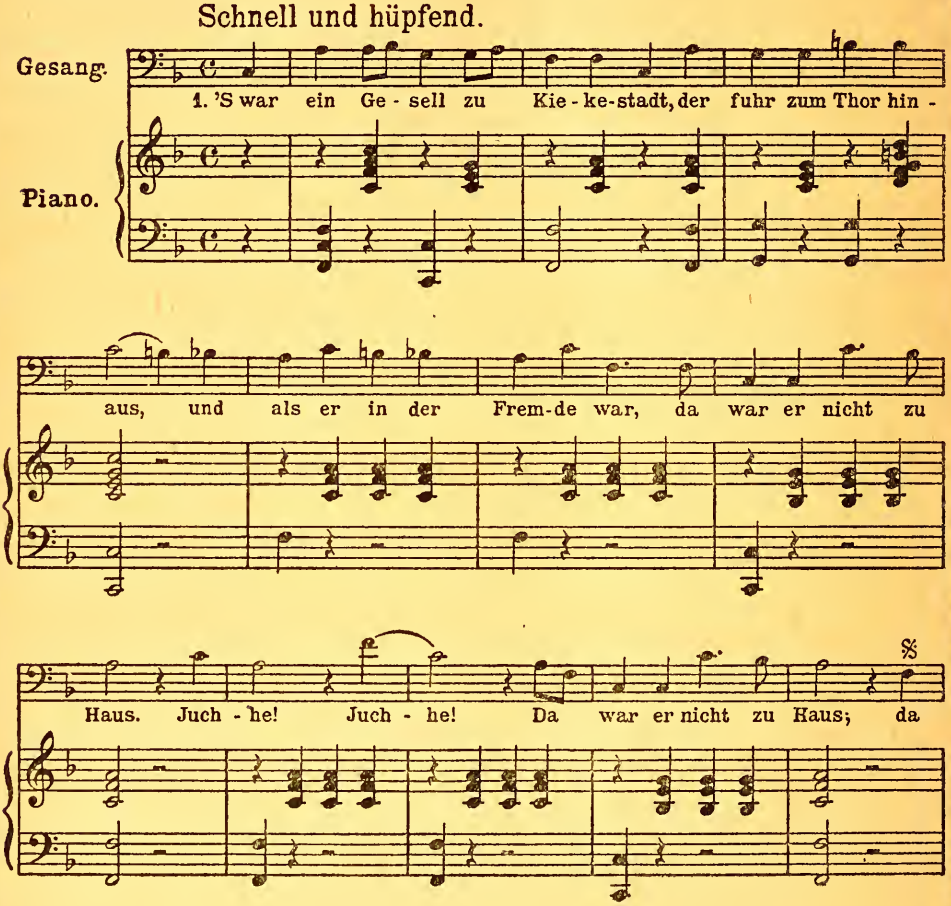
Beim Durchblättern eines zu Stuttgart durch mehrere Jahre in großem Format erschienenen „Lustigen und lehrreichen Volkskalenders für alle Länder deutscher Zunge" mit dem Haupttitel „Der Pilger durch die Welt" fand ich im Jahrgang 1844 eine mit recht gelungenen Holzschnitten verzierte Erzählung: „Vetter Michels Eisenbahn. Eine unglaublich wahre Geschichte des Herrn Magister Antonius Wanst". Das lustige Stücklein hat Storms frühen Lübecker Jugendfreund Ferdinand Röse, einen mannigfach begabten und angeregten, aber wenig disziplinierten Menschen, zum Verfasser und erzählt von den verschiedenen Abenteuern eines von unbezähmbarer Reiselust geplagten norddeutschen Ackerbürgers in Paris, die nach unglaublichen Prellereien mit der Deportation des armen Teufels in irgendeine angenehme französische Kolonie enden. Den Schluß der in Briefform geschriebenen Erzählung bildet „Ein Lied, welches der Herr Magister Antonius Wanst sang, als er den letzten Brief Vetter Michels gelesen hatte", in zwei Strophen, mit der Bemerkung „Komponiert von Th. Storm."

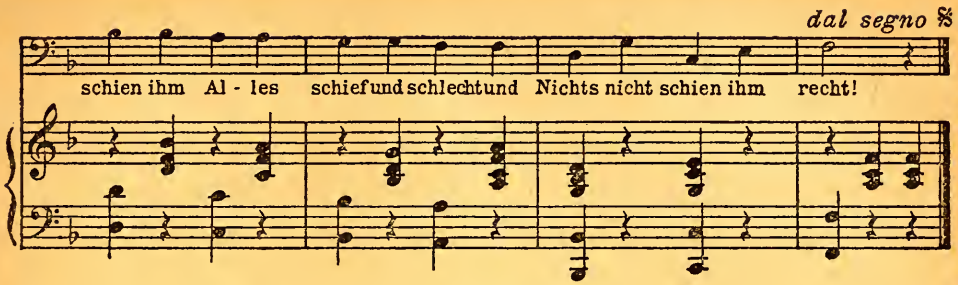
Ich denke mir die Sache so, daß Röse dem begabteren Freunde sein Werkchen, bevor er es der Redaktion des Kalenders zusandte, zur Durchsicht gab und von ihm als zustimmende Antwort das kleine Scherzgedicht mit hinzugefügter Melodie erhielt.

Weder die Dichtung noch die Musik erhebt natürlich den Anspruch auf Originalität oder gar Bedeutung; der Tonsatz verrät deutlich eine durchaus ungeübte Hand, ja, läßt in der letzten Zeile der zweiten Strophe sogar einen durch zuviel „Füße" entstandenen rhythmischen Fehler sehen. Wenn wir es in dem beigefügten Notensatz (S. 150 und 151) trotzdem der Vergessenheit entreißen, so geschieht es aus der leicht erklärlichen Teilnahme, die man selbst an „Jugendsünden" großer Männer nimmt. Übrigens ist die Melodie gar nicht übel und ganz volkstümlich. Es sind schon schlechtere Lieder gedruckt und gesungen worden.

Ein Lied, welches der Herr Magister Antonius Wanst sang, als er den letzten Brief Vetter Michels gelesen hatte

Gedichtet(?) und komponiert von Theodor Storm (1844)





2.

Da fragt er einen weisen Mann,
Der legte ihm das aus:
Sieh, wenn man in der Fremde ist,
Da ist man nicht zu Haus.
Juchhe! Juchhe!
Da ist man nicht zu Haus;
Wer immer nach der Fremde tracht,
Die Heimath sich zur Fremde macht.

„Zur Chronik von Grieshuus"

Ein paar Worte zur Entstehung der Novelle

Von Fritz Böhme

In einem (in Berliner Privatbesitz aufbewahrten) Briefe Theodor Storms an Frau Margarete Mörike vom 30. Juli 1883 findet sich folgende Stelle: „Eine kleine Arbeit, was, wie Sie auch wohl einst bei Ihrem Eduard empfunden haben, zur vollen Behaglichkeit gehört, ist auch wiederum begonnen, schreitet bei den vielen einkehrenden Gästen aber nur langsam vorwärts, obgleich, als eine Art Nötigung, der Titel ‚Alte Kunden' schon groß darübergeschrieben ist. Ob's was wird? — Nous verrons." Ende Februar 1883 hatte Storm die Novelle „Schweigen" beendet (vgl. Gertrud Storm: Lebensbild II, 217). Die zeitlich in den Werken nun folgende Novelle ist „Zur Chronik von Grieshuus". In Storms Briefen an Gottfried Keller ist von ihr als einer neuen Arbeit, die er „bis zu einem ersten Ruhepunkt geführt habe", am 13. September 1883 die Rede (vgl. Storm-Keller-Briefwechsel, hrsg. von Köster. 3. Aufl. 1909. S. 178). Am 20. Mai 1883 schreibt Storm an Erich Schmidt noch über „Schweigen" und erst am 28. September 1883 über „Zur Chronik von Grieshuus". Zwischen diesen Terminen sind, ähnlich wie von Keller und Storm, von beiden keine Briefe gewechselt worden. Man möchte nach diesem annehmen, daß „Alte Kunden" eine Novelle sei, die im Juli 1883 begonnen, später aber nicht weitergeschrieben sei, wie wir es von der entworfenen, aber nicht ausgeführten Novelle „Im Korn" von 1862 wissen (vgl. Literar. Echo 18 [1916]. Sp. 644/7). Ich glaube aber, daß der Titel „Alte Kunden" die erste Bezeichnung für die später „Zur Chronik von Grieshuus" genannte Novelle ist. Daß Storm oft nicht von Anfang an den endgültigen Titel wählte, ist bekannt. Daß er in der Briefstelle von einer „kleinen Arbeit" spricht, die „Chronik von Grieshuus" aber zu seinen umfangreichsten gehört, kann so erklärt werden, daß er sich anfangs über

den Umfang der Arbeit nicht völlig klar gewesen ist. Ich würde aber zu der Annahme, daß wir es hier mit einem vorläufigen Titel zu tun haben, nicht gekommen sein, wenn mir nicht eine Stelle aus der Novelle selbst eine Andeutung zu enthalten schiene. Am Ende der Einleitung (Sämtl. Werke VI, 90) steht folgender Satz: „Auch trugen mein Fleiß und meine Unverschämtheit mir unerwartet reiche Frucht; mein Vater aber, wenn er mich die eingeheimsten Kunden in das eigens dazu hergerichtete Heft eintragen sah, nannte mich scherzend den ‚Chronisten von Grieshuus'." Hier sieht man fast handgreiflich deutlich, was Storm in dem Brief an Margarete Mörike mit den Worten ausdrückt: „obgleich, als eine Art Nötigung, der Titel ‚Alte Kunden' schon groß darübergeschrieben ist". Ich glaube außerdem, daß die logische Entwicklung des Titels „Alte Kunden" über „Alte Kunden zur Chronik von Grieshuus" zu der letzten Fassung „Zur Chronik von Grieshuus" ganz geradlinig ist und daß wenigstens hier von einer Hilfslosigkeit bei der Wahl des Titels (wie es anderswo über Storm behauptet wird) kaum geredet werden kann. Mit dieser Annahme fällt der Beginn der Novelle „Zur Chronik von Grieshuus" vor den 30. Juli 1883 und nach dem 20. Mai 1883. Erst im Oktober 1884 erschien sie in „Westermanns Monatsheften".

An Theodor Storm

(Zum 14. September 1853)

Von Theodor Fontane

Der Herbst ist da, und Storm ist da,
Schenkt ein den Wein, den holden,
Wir wollen diesen goldnen Tag
Verschwenderisch noch vergolden.

Und geht es draußen noch so toll,
Und hängt die Welt voll Knuten,
Kein Mucker und kein Hassenpflug
Soll unsern Mut entmuten.

Und wimmert auch einmal das Herz
Und will nicht fort nach Pommern,
Wir wissen doch, es schmilzt der Schnee,
Es geht zu neuen Sommern.

Was sind denn sechsundreißig Jahr'?
Sie sind ein bloßes Weilchen.
Doch vierzig, fünfzig, sechzig hin,
Da blühen erst die Veilchen.

Mit siebzig und mit achtzig erst
Erschließen sich die Rosen,
Mit neunzig Jahren schrieb Hafis
Von Freundschaft, Wein und Kosen.

Bis dahin aber jeden Tag
Sollst du wie heut genießen
Und statt des Tods ein Lorbeerblatt
Dir deine Augen schließen.

(Aus Theodor Fontanes Gesammelten Werken, Berlin, F. Fontane & Ko.)

Viola tricolor

Zeichnung von Otto Soltau

Theodor Storm

Emil Kuh

Aus dem Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Emil Kuh

Im Oktober 1889, ein Jahr nach dem Tode des Dichters, begann in Westermanns Monatsheften der Briefwechsel Theodor Storms und Emil Kuhs zu erscheinen. Die Veröffentlichung lief durch vier Hefte und fand sofort nicht bloß bei den Gelehrten, die hier eine Menge neuer Aufschlüsse über Storms Leben und Dichten fanden, nein, überhaupt bei allen Literaturfreunden außergewöhnliche Beachtung. War es dem feinhörigen Leser dieser Bekenntnisse doch vergönnt, in die Werkstatt eines Dichters und zugleich in die Herzkammer zweier Menschen hinabzulauschen, die sich durch inniges

Verständnis für die letzten Geheimnisse der Dichtkunst von vornherein eng miteinander verwandt zeigten, im Laufe ihres brieflichen Verkehrs aber dank gegenseitigem Vertrauen nur noch immer näher zueinander kamen und immer rückhaltloser ihr Innerstes voreinander erschlossen.

Diese frühe Wertschätzung des Briefwechsels hat sich nun bald ein Menschenalter lang behauptet, obwohl ihm in Storms Briefwechseln mit Mörike und Gottfried Keller Bekenntnisse und Aufschlüsse an die Seite traten, die jenen Gedanken- und Gefühlsaustausch an geistigem und seelischem Wert vielleicht noch überragen. Um so verständlicher erschien die von Jahr zu Jahr wachsende Klage, daß jene vier Hefte nur schwer zugänglich waren und endlich — nun schon vor langer Zeit — auf dem Büchermarkt ganz verschwanden. Auch der Verlag und die Schriftleitung der Monatshefte besitzen sie nur in je einem Druck und konnten deshalb auf alle Nachfragen nur mit einem Achselzucken schmerzlichen Bedauerns antworten. Wäre der Krieg nicht gekommen, erfreuten wir uns heute wahrscheinlich schon des vielvermißten und vielbegehrten Neudrucks. Geplant wenigstens ist er schon seit langem: ein zweiter Nachtragsband zu Storms Sämtlichen Werken sollte neben andern verschollenen Kostbarkeiten aus seiner Werkstatt auch diesen Briefwechsel wieder allgemein zugänglich machen. Jetzt mag bis zum Erscheinen dieses Ergänzungsbandes noch einige Zeit vergehen. Inzwischen sei es uns in diesem Storms menschlichem und dichterischem Andenken gewidmeten Buche vergönnt, wenigstens eine Auswahl aus den Briefen zusammenzustellen.

Solche Auslese fällt uns nicht leicht. Denn dieser Briefwechsel mit seinen insgesamt sechsundvierzig Stücken birgt auf jeder Seite, zuweilen in jeder Zeile so viel literarisch und menschlich Wertvolles, daß es jedesmal einen Kampf der Entsagung mit der Notwendigkeit kostet, wenn Auslassungen oder Kürzungen eintreten müssen. Des Dankes freilich, wenigstens bei allen unmittelbar, ohne gelehrte Absichten und Ansprüche Genießenden, wird dieser Auszug auch trotz solcher notgedrungenen Beschränkung gewiß sein dürfen.

Nur noch ein paar Worte zur Einleitung, wobei wir uns im wesentlichen an das halten, was der erste Herausgeber des Briefwechsels Paul R. Kuh, Emil Kuhs Sohn, in seiner kurzen Vorrede (Westermanns Monatshefte, Oktober 1889) gesagt hat.

Der Briefwechsel zwischen Storm und Kuh umspannt die Zeit vom September 1871 bis zu dem Ende 1876 erfolgten Tode Kuhs. Sein äußerer Anlaß ergab sich aus einem Briefe Klaus Groths, mit dem der für das Verständnis norddeutscher Literatur eifrig tätige Wiener seit dem Jahre 1864 in Verbindung stand; aber schon geraume Zeit vorher drängte es den Biographen Hebbels, als der sich Kuh seit dem Jahre 1864 fühlte, zu einer Annäherung an den schleswig-holsteinischen Dichter. Seiner Verehrung und Hingebung kam bald ein gleichgestimmter Widerhall aus der sonst so verschlossenen Brust des Freundes entgegen, und dieser Einklang hielt, abgesehen von einer vorübergehenden, aus einem Mißverständnis erwachsenen Verstimmung, bis zum Tode Kuhs an, obgleich es beiden nicht vergönnt war, einander auch nur einmal von Angesicht zu Angesicht zu begegnen.

In die Zeit des Briefwechsels fielen bei Kuh seine dem Abschluß zustrebenden, aber leider nicht zur letzten Vollendung gediehenen Arbeiten an dem Lebensbilde Hebbels; Storm — und das verleiht wie ein gutes Gestirn seinen Briefen so viel Leben und Wärme — schrieb während dieser Jahre ein paar seiner schönsten und reifsten Novellen: „Viola tricolor", „Waldwinkel", „Psyche", „Aquis submersus". Natürlich ist er es, der damals und heute am meisten zu geben hat; aber auch aus manchem der Briefe Kuhs kommt uns neben einer vollen und liebenswürdigen, wenn auch keineswegs leidenschaftslosen Menschlichkeit ein fein empfänglicher Sinn für alles Edle und Schöne und eine manchmal geradezu selbstschöpferisch anmutende Mit- und Nachempfindung alles Dichterischen entgegen. So begreifen wir es vollkommen, daß Storm auf dem Umschlag, der die Briefe und kritischen Aufsätze Kuhs umschloß, mit eigner Hand die Worte geschrieben hat: „Briefe von Emil Kuh, gestorben 30. Dezember 1876, nebst seinen meist sehr feinen Aufsätzen über meine Sachen", aber auch der Zusatz wird jedem, der Storms Selbstgefühl kennt, verständlich sein: „Nur in seiner Beurteilung meiner Lyrik muß ich vielfach protestieren. Er mißt mich an dem, was Mörike kann und ich *nicht*; aber nicht an dem, was ich kann und Mörike nicht."

F. D.

Kuh an Storm.

Berchtesgaden, 28. September 1871.

Hochverehrter Herr!

... Die letzte Weihnacht war aufs engste mit Ihrer Person verknüpft: ich war in die Buchhandlung gegangen, um für mein Töchterchen, ein dreizehnjähriges Mädchen, eine Anthologie zu kaufen. Da legte der Buchhändler Ihr „Hausbuch" in meine Hand. Ich kaufte es sozusagen blind, denn wer sollte eine Anthologie nach meinem Sinn zusammengeflickt haben, wenn nicht Theodor Storm! Zu Hause angelangt, blätterte ich in dem Werke, und neben der geistigen Befriedigung, welche mir im Anblick einer Anzahl Stücke ward, die längst in meinem Juwelenschrein funkelten, empfand ich den Kitzel der Eitelkeit, als ich Verse von mir selbst, und zwar Lieblingsverse, darin gewahrte.

Meine Klara aber schwelgte geradezu in dem Buche; mein zweites Kind, der achtjährige Paul, war selig, wenn er einmal davon naschen durfte, und beiden kommt das „Hausbuch" nicht mehr von der Seite. Es wanderte natürlich auch nach Berchtesgaden mit.

Von Wien aus will ich Ihnen eine Reihe Gedichte senden, die Sie möglicherweise bei einer zweiten Auflage des Buches berücksichtigen. Jedenfalls schreibe ich über dieses Buch vor der nächsten Weihnachtszeit. Ich möchte im künftigen Winter ausführlich über Ihre Gesamttätigkeit mich verbreiten, entweder in der „Neuen Freien Presse" oder in der kaiserlichen „Wiener Zeitung", deren ständiger Mitarbeiter ich bin.

Wollen Sie nicht Ihren Verleger bestimmen, daß er mir ein Exemplar Ihrer sämtlichen Werke zugehen lasse?! Als Gegengeschenk könnte ich Ihnen Hebbels Werke (die ich herausgegeben) anbieten, vorausgesetzt, daß Sie noch nicht im Besitze derselben sind. Wie gerne setze ich für Dichter Ihres Zeichens meine schwache Kraft ein! Sie zählen eben nicht zu den Autoren, welche, wie ich neulich schrieb, auf Vorposten ihres eignen Ruhmes stehen.

Ich reise morgen nach dritthalbmonatlanger Abwesenheit von Wien dahin zurück; ehe acht Tage um sind, schreite ich wieder im Joch meiner Lehrtätigkeit einher. Die letzten Stunden meiner Muße gehörten teilweise Ihnen.

Ich grüße Sie freundlich aus der Ferne als einen mir nicht fremden Mann und zeichne mit dem Ausdrucke wahrhafter Verehrung Ihr ganz ergebener Emil Kuh.

Storm an Kuh.

Husum, 2. Oktober 1871.

Verehrter Herr!

„Wieder ein Tag vorüber in der Einsamkeit der Dichtung!" beginnt Arnim die Einleitung zu seinen Kronenwächtern.

Die Zeit, wo auch ich das sagen konnte, liegt hinter mir; aber es ist tröstlich, beim Sinken der Sonne zu sehen, daß die Tagesarbeit noch lebendig fortwirkt. Ich bin glücklich genug, dann und wann ein solches Zeichen zu empfangen, und ich darf mir wohl sagen, es ist der Lohn dafür, daß ich mein kleines Pfund im wesentlichen gewissenhaft und ohne Überhebung verwaltet habe. Daß ich das so ausspreche, mag Ihnen beweisen, wie herzlich mich Ihr Brief berührt hat. Ich erhielt ihn im Hause meiner Eltern — sie sind beide noch ganz rüstig, mein Vater ist im einundachtzigsten Jahre noch mit braunem glänzendem Haupthaar —, da wir im großen Familienkreise den Konfirmationstag einer meiner Nichten feierten; er wurde sogleich vorgelesen, und ich konnte nicht hindern, daß meine alte Mutter wieder einmal ein wenig stolz auf ihren Ältesten wurde

Mit Freude höre ich auch, daß sich mein „Hausbuch" so bei Ihnen eingebürgert hat, und nehme dankbar Ihr freundliches Versprechen an, mir für die zu hoffende zweite Auflage eine Beisteuer zu senden.

... Mein „Hausbuch" geht davon aus, daß die Poesie es zunächst und wesentlich nicht mit Gedanken über das Leben, sondern wie jede Kunst mit der Darstellung des Lebens selbst — sei es in Empfindung, Zustand, Handlung — zu tun hat.

Daß Sie vorhaben, sich so eingehend über mich auszulassen, wird meinem Verleger ohne Zweifel ebenso angenehm sein wie mir, und ich will wegen der gesamten Ausgabe sofort die nötige Order ergehen lassen. Sollten Sie in etwa vierzehn Tagen noch nicht im Besitz des Exemplars sein, so bitte ich um Nachricht. Ihre Hebbel-Ausgabe steht freilich seit Jahren in meiner Bibliothek, aber ich bitte um Ihre eigenen Bücher — sind nicht auch Novellen darunter? — und insbesondere auch um die Schrift „Über neuere Lyrik". Vielleicht kann

ich in betreff meiner Sachen dies oder jenes demnächst beibringen, was Sie dann benutzen mögen oder nicht, in puncto Lyrik an letztere anknüpfend.

Eins möchte ich schon jetzt bemerken. Ist in Ihrer Besprechung meiner Gedichte nicht die männliche oder — wie soll ich sagen — Charakterseite derselben etwas zu wenig betont? Oder irre ich darin? Ich erinnere an Gedichte wie: „Für meine Söhne", „Der Zweifel", „Ein Epilog", „Abschied", „Ein Sterbender", „Der Lump", „Es gibt eine Sorte"; in betreff des letzteren wurde ich von einem ängstlichen Freunde derzeit gebeten, Frau und Kinder zu bedenken und so etwas als königlich preußischer Kreisrichter nicht drucken zu lassen. Dies nur als Kuriosum.

Ich werde, wenn es Ihnen recht ist, einige zerstreute Notizen aufzeichnen und sie Ihnen demnächst zu beliebigem Gebrauche zustellen.

Von dem „Hausbuch" werden sie hoffentlich den Eindruck erhalten haben, daß der Reichtum desselben wesentlich durch die Abwesenheit des Schlechten oder Unbedeutenden hervorgebracht ist. Gleichwohl sind bei der zweiten Auflage einige Sachen zu streichen; doch wird das im Verhältnis zum Ganzen ein verschwindender Teil sein.

Vergessen Sie nun neben der versprochenen positiven Beisteuer zur zweiten Auflage auch nicht die negative, mir Ihre Ansicht über zu Streichendes mitzuteilen. Auch dafür werde ich Ihnen sehr dankbar sein.

Mit freundlichem Gruß, insbesondere auch für meine jungen Freunde Klara und Paul, Ihr Theodor Storm.

„Die lyrische Empfindung muß sehr stark sein, um auf eigene Faust leben zu können. E. Kuh."

soll als Motto auf die zweite Auflage des „Hausbuches". — Was macht Ihre Hebbel-Biographie?

Storm an Kuh.

Husum, 22. Dezember 1871.

Lieber Herr Professor!

Nur ein paar Worte zur Begleitung meines Bildes, das ich am Weihnachtsabend gern bei Ihnen wissen möchte (übrigens um Gegenleistung bittend); denn es ist für einen, der zwei Söhne auf Universitäten und einen auf einem

Konservatorium draußen im Reich und ringsum eine große Sippe im Lande hat, jetzt eine heiße Korrespendenzzeit.

... Für das Originalgedicht meinen herzlichen Dank; gerade in der Lyrik scheinen mir Hebbels reinste und beste Leistungen zu liegen. Das Gedicht von Halm ist sehr nett, wenn es nur nicht ein Gedicht über Dichter wäre. — Ihr „Juli" regt in der Tat die Sehnsucht nach längstvergessenen Sommernachts-Abenteuern an. Die Strophen 10 bis 23 finde ich eben so schön als unerlaubt. Ich weiß wohl, es sind auch in meinen Liedern solche Sünden. Der weitere Verlauf des Gedichtes ist mir nur klar, wenn ich es als ein Tagebuchblatt betrachte. Mein Vers war übrigens an eine junge Frau gerichtet, bei der ich die erste Schwangerschaft vermutete.

Soll ich nun auch den eitlen Gedanken bekennen, der mich beim Lesen Ihrer Dichtung befiel? — Wie Hebbel Sie in betreff der „Linden Lüfte", so fragte ich mich selbst in betreff meiner Verse: „Gibt es denn noch sonst ein Sommerlied?" Es wird wohl noch eins geben; aber ich wüßte und weiß auch jetzt noch kein anderes. Wenn ich recht habe und Hebbel in betreff Uhland, so ist das eigentlich seltsam, da die Dichter nun schon Tausende von Jahren den Frühling und den Sommer besungen haben. Bedecken Sie übrigens diese Äußerung mit dem Mantel der Liebe; ich glaube sonst eben nicht zu den eitlen Menschen zu gehören.

In Ihrem „Gilm" zweifle ich doch daran, eine wirklich bemerkenswerte Ausbeute zu finden. Es fehlt eben immer gerade das Letzte, dessen man bedarf: die künstlerische Begrenzung, der Sinn für das Wesentliche; auch ist mir der Ausdruck der Empfindung nicht energisch genug, und auch in den Schilderungen fehlt das Farbensatte. Schön ist freilich „Ist das bald?" Dann wäre etwa noch „Allerseelen" und „Im Frühling"; in den größeren, Tirol betreffenden Sachen sind überall matte oder nicht herauskommende Stellen, die einem das Ganze verleiden. Es hat ihm ja doch auch wohl im Leben an dem recht energischen Mut gefehlt, mit Verhältnissen zu brechen, wo sie ihm gegen seine Überzeugung waren.

... Doch frohe Weihnacht Ihnen und den Ihrigen. Meine drei Söhne sind, wie bemerkt, alle draußen; aber fünf prächtige Mädel hab' ich noch im Hause, und so ist noch immer Leben genug!

Über meine eigenen Sachen nächstens! Ihr Theodor Storm.

Kuh an Storm.

Wien, 12. Juli 1872.

Hochverehrter Herr!

... Noch lege ich den ersten Teil eines konfusen und prätentiösen Aufsatzes über Martin Greif bei, als neuerliche Illustration zu unseren literarischen Zuständen. Soweit man diesen Aufsatz überhaupt verstehen kann, erfährt man daraus, daß Martin Greif der erste Lyriker sei, welcher ohne subjektive Zutat Zustandsbilder gedichtet. Mörike, Heine, Storm hat also Herr Doktor Beyersdorfer gar nicht kennengelernt. Für mich ist die Naivität Greifs verdächtig. Man hat den Eindruck: die Reflexion sei zur Stelle gewesen, sei jedoch rasch um die Ecke verschwunden.

Ihre Erzählungen haben mir im letzten Winter manche Stunde vergoldet. Sie sollen mich ins Gebirge begleiten, von wo aus ich Ihnen wieder schreibe. Nächsten Winter werde ich sicherlich ausführlich über Sie schreiben. Sie stellten mir zu einer solchen Arbeit biographische und anderweitige Beiträge in Aussicht. Könnte ich dieselben in den Ferien erhalten?

Leben Sie mit den Ihrigen frohe Sommer- und Herbstwochen.

In herzlicher Verehrung Ihr Emil Kuh.

Kuh an Storm.

Josephsberg bei Meran in Tirol, 6. August 1872.

Seit ich hier oben mit den Meinen bin, lese ich beinahe ausschließlich in Ihren Büchern; nur die Erinnerungen eines alten Mannes (Wilhelm v. Kügelgen) lenken mich auf Stunden, aber nicht zu weit, von Ihren Erzählungen ab. Wenn das sinnlich und geistig rein Abgeschlossene, das auch nicht die kleinste Zutat oder Ablösung duldet, den Begriff des Klassischen ausmacht, dann sind Ihre Erzählungen klassisch. Die Form, aus der und in der sie entstanden, geht gleichsam ohne Rest auf. Als ich kurz vor meiner Abreise aus Wien den Band des deutschen Novellenschatzes aufschlug, welcher eine Ihrer Erzählungen bringt, da stieß ich auf die Bemerkung Paul Heyses, dies seien Novellen eines Lyrikers. Ich finde das Wort unrichtig; das echt Lyrische kann ich mir in keiner anderen Form als der lyrischen ausgedrückt denken; Ihre Erzählungen aber wüßte ich mir nicht vorzustellen, vom verkürzenden und andeutenden

lyrischen Vers getragen. „Im Schloß", „Auf dem Staatshofe", „Veronica" wären nichtige Genrestücke, verduftende, verschwimmende Zustandsbilder, wenn sie lyrisch verleiblicht worden wären; und ein Poet, der bloß lyrisch sprechen und zeichnen kann, hätte nicht den epischen Hauch, der Ihre Erzählungen durchweht. Die prosaische Darstellung Ihrer Erzählungen gibt nirgends von einer epischen Unzulänglichkeit Zeugnis, hat vielmehr so viel vom behaglichen Vortrage, als die eigentümliche Artung dieser sozusagen halb nackten Novellen erfordert.

Dagegen regten mich dieselben zu einer anderen Vergleichung mit der Lyrik an.

Geheimnisvolleres gibt es nichts als die lyrische Plastik. Sie allein ist das entscheidende Merkmal des vollen lyrischen Talents. Wie nun das Plastische in der Lyrik im Ton gelöst wird, so kühlt in Ihren Erzählungen der Ton die Stimmung sinnlich stockend aus. Ihre Schweigsamkeit oder Zurückhaltung in Rücksicht auf die entwickelnden Partien der Erzählung macht niemals den Eindruck der Ohnmacht. Denn fürs erste sind die Themen zu fein, als daß eine alle Mittelglieder zählende Darstellung anders als zerfasernd wirken könnte. Fürs zweite dirigieren Sie stets das Verschwiegene derart, daß unser Gedankengang nur diejenigen Wege einschlägt, welche zur Ausgestaltung des im Kunstwerke Skizzierten nötig sind. Wer sich in den Pausen Ihrer Sonaten verzählt und mit seiner Stimme früher oder zu spät einfällt, der trägt an dem mißlichen Klange selbst die Schuld. Vorläufig möchte ich als das in den strengsten Zügen am schönsten gehaltene Bild „Veronica" bezeichnen und als das zarteste empfundene „Späte Rosen". — Doch ich soll nicht so ernsthaft über Kunst sprechen, weil ich recht elend hierhergekommen.

Eine wochenlange Heiserkeit bestimmte mich, den kühlen und dennoch milden Aufenthalt auf Josephsberg bei Meran zu wählen. Auf einer Bergterrasse, welche gegen Norden liegt, erhebt sich ein schloßartiges Wohngebäude, daran noch einzelne Teile das Klostergewand verraten. Nadelholz ist mit südlichen Kastanien und mit stattlichen Nußbäumen vermengt, wohin wir treten. Dicht am Fuße des Berges tost gewaltig schäumend die Etsch vorbei, an deren Gartenufern rechts und links Wein sich ausbreitet, bis zu den Vorbergen hinan, während den Rahmen des Gartens die Felsenhäupter bilden, welche die

Hochalpen einleiten. Gewöhnlich setzen wir uns, meine Frau und ich, gegen Abend, ein jedes einen Band Storm in der Hand, auf einen moosigen Stein; da wird eine Weile gelesen, dann eine Weile über das Geschaute des Dichters gesonnen oder geredet, und dabei gleiten die Blicke ins Meraner Tal hinunter, das uns das wollüstige Antlitz zukehrt und uns mit der entnervenden Glut verschont, welche drinnen kocht. Die beiden Kinder klettern indessen um uns herum, stören uns nicht selten durch Gelächter oder dergleichen, fügen sich aber doch gar hübsch in den Haushalt Ihrer Dichtungen. ...

Ihr ergebener Emil Kuh.

Storm an Kuh.

Husum, 1. September 1872.

Lieber Herr Professor!

Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen (durch die Hand meiner Frau) zunächst einen Dank für Ihre beiden freundlichen Briefe abstatte, welche ich auf einer großen Reise nachgesandt erhielt, und zwar auf Schloß Leopoldskron bei Salzburg, wohin ich mich, nach oft wiederholter Einladung, endlich einmal wieder aufgemacht hatte.

Ihren letzten Brief las ich zu Schiff auf dem Königssee, den wir bei schönstem Sonnenschein passierten; dazu paßte denn vortrefflich die Beschreibung Ihres improvisierten Familienlebens auf der Bergterrasse bei Meran.

Zur Klassizität gehört doch wohl, daß in den Werken eines Dichters der wesentliche geistige Gehalt seiner Zeit in künstlerisch vollendeter Form abgespiegelt ist, und werde ich mich jedenfalls mit einer Seitenloge begnügen müssen. Übrigens dürfte wohl festgehalten werden, daß, soweit überhaupt, solches in meiner Lyrik und dort vielleicht mehr als die Kritik mir gewöhnlich zusteht, zur Erscheinung kommt. Der Ausdruck, die Bezeichnung „lyrisch", scheint auch mir etwas gefährlich, insofern darin die Verneinung des epischen Charakters liegt, der meinen Novellen doch gewiß nicht abgesprochen werden kann.

Aber für heute — Schluß, mein sehr verehrter Freund; ich sitze hier mit noch ziemlich schwacher Kraft in einer Flut von angesammelten Geschäften.

Noch einmal herzlichen Dank für alle Ihre Teilnahme, und freundlichen Gruß an Frau und Kind! Ihr Theodor Storm.

Storm an Kuh.

Husum, 22. Dezember 1872.

Geehrter Herr und Freund!

Weihnachten soll doch nicht ohne einen Gruß vorübergehen; ich stehe ohnehin bei Ihnen in tiefster Briefschuld. Nebenbei auch ein erst neulich aufgenommenes Bild von mir. Kann ich auf Gegenleistung rechnen?

Ich habe seitdem Ihre Abhandlung über Stifter gelesen und stimme im wesentlichen ganz mit Ihnen. Mit dem „Nachsommer" ist es mir vor Jahren ganz nach Ihrer Darstellung ergangen. Ich hatte in einer Kritik oder wo? — ist es nicht gar bei Hebbel? — gelesen, man könne dem dreist die Krone von Polen versprechen, der es fertigbringe, den Stifterschen „Nachsommer" durchzulesen. Nun wohl, ich habe sie ziemlich leicht und jedenfalls angenehm verdient. Ich sagte mir gleich: Nun sei bescheiden, verlange nichts, lasse dir's wohl sein auf dem freundlichen Rosenhause, und höre, was die kundigen Führer dir erzählen. Und ich habe Freude und Belehrung aus dem Buche gezogen. Dagegen blieb ich stecken im „Witiko". Den hat nur mein Sohn Ernst auszulesen vermocht. Von den Studien für mich, wenn auch nicht als Ganzes am vollendetsten, so jedenfalls das Reichste und Stifter nach allen seinen Seiten am meisten Offenbarende: „Die Narrenburg". Mit der „grünen Fichtau"* ist uns ein Stück Existenz geschenkt, immer wieder, seit ich das gelesen, kehren von Zeit zu Zeit meine Gedanken ein in dieses wunderbar heitere, trauliche Gebirgsleben. Die Chelion** könnte man Stifters Muse nennen. Dem „Abdias" — Sie mögen übrigens für die erste Hälfte recht haben — habe ich nie Geschmack abgewinnen können; es ist eine von den quälenden Geschichten. Von den „Bunten Steinen" stelle ich den „Pfarrer im Karr" bei weitem am höchsten.

Die Geschichte von den beiden Kindern im Schnee ist, so meisterhaft die Darstellung ist, doch für den Stoff zu breit. Ich habe sie infolge Ihrer Beurteilung zweimal wieder gelesen; einmal allein, das ging vortrefflich, und

* So heißt das Wirtshaus in der „Fichtau", der Gegend, wo die Novelle „Die Narrenburg" spielt.

** Der Name einer weiblichen Figur aus derselben Novelle.

darauf meiner zwölfjährigen Tochter Lucie und einer gleichaltrigen Freundin vorgelesen. Beide erklärten freilich, es habe sie durchweg interessiert; ich selbst aber fühlte, daß das ermüdend sei, und hatte den unwillkürlichen Drang, hier und dort Seiten zu überspringen. — Im wesentlichen, wie gesagt, stimme ich ganz mit Ihnen und habe Ihre Darstellung mit großer Freude gelesen.

Im „Grillparzer" habe ich nur noch geblättert. Obgleich ich zu den Wenigen zähle, die seit Jahren alles von Grillparzer Erschienene besaßen, so mußte ich doch erst lesen und wieder lesen, um ein gründliches Verständnis der Sache zu haben. Und dazu habe ich wegen tausend Dingen noch nicht kommen können.

Ein seltsames Geständnis muß ich Ihnen machen. Sie entsinnen sich vielleicht, daß ich Ihnen einst so selbstbegeistert über mein kleines Sommerlied schrieb. Als ich es einige Zeit nachher wieder las, war ich etwas enttäuscht und kam nun zu der holden Selbsterkenntnis, daß ich ganz naiv und dreist den Duft und die Stimmung, die mir aus Ihrer Dichtung im Gemüte geblieben war, meinem kleinen Liede zugelegt hatte.

Dixi et salvavi animam meam. — Gern hätte ich Ihnen mein neues Büchlein „Zerstreute Kapitel" auf den Weihnachtstisch gelegt; aber mein Verleger (Paetel in Berlin) läßt es aus irgendeinem Grunde erst nach Neujahr erscheinen. Es ist eine Novelle „Draußen im Heidedorf" darin; Heyse meinte auf meine Frage, ob schon Greisentum darin sei, im Gegenteil, das sei ja ein ganz neuer Storm. Dieser „neue" ist aber eben der „alte", der nicht mehr die Wege seiner Jugend geht. In den neuen Fiedelliedern habe ich wunderbarerweise den Ton der ersten in meiner Studentenzeit gedichteten Fiedellieder wiedergefunden; nur so war natürlich das Vollenden eines vor über dreißig Jahren Begonnenen möglich. Ich hatte damals noch nicht meinen eigenen Ton; es war in der Lehrzeit und in der Periode, wo ich auf Eichendorffs Waldhorn blies. Desungeachtet ist, meine ich, der Zyklus, wie er jetzt vorliegt, nicht zu verachten. Sie werden ja demnächst selber sehen. — Leider muß ich gestehen, daß ich Ihrer freundlichen Anforderung, über mich selber zu schreiben, noch immer nicht nachgekommen bin. Nur das beiliegende Blättchen über die Märchen ist geschrieben.

Vielleicht, wenn Sie Ihre desfallsige Absicht nicht aufgegeben haben, stellen Sie mir einige bestimmte Fragen; da geht es leichter. — Aber das ganze

Haus ist voll Weihnachtsunruhe; eine ganze Gruppe von Weihnachtsbäumen soll gemacht werden. Sie wissen aus „Unterm Tannenbaum", daß das meine Domäne ist. Ich denke mir, Sie und Ihre Frau sitzen auch jetzt und schneiden Netze — hoffentlich nur schneeweiße — und vergolden und schneiden Flitter.

Also — frohe Weihnacht! Und grüßen Sie Ihre Frau und das Mädel, das so gern Th. St. lesen will. Gestatten Sie ihr nur immerhin die Märchen.

Herzlich Ihr Theodor Storm.

Nachhang: In den drei Märchen ist auch der Stoff völlig von mir erfunden; nur daß im Spiegel des Cyprianus (ich habe den Namen des alten nordischen Zauberers gebraucht) bei dem Gespräch des Oberst Hager mit dem Kuno, ehe er ihn tötet, die Volksballade von der Gräfin von Orlamünde hineinspielt, aus der ich auch den Namen „Hager" benutzt habe. Im übrigen ist dieses Märchen aus einem etwa zwölf Jahre vorher empfangenen Eindruck entstanden. Ich sah damals nämlich eins meiner Kinder sich in einer dunkelbraunen polierten Kommode spiegeln, was mir damals einen seltsamen Eindruck machte. Aus diesem Kern entwickelte sich viele Jahre später das Märchen. „Bulemanns Haus" entstand aus der Anschauung der Schiefertafelbilder zu deutschen „Kinderliedern", ohne Jahreszahl vor vielleicht fünfundzwanzig Jahren erschienen. Vortrefflich. Ich lege einigen Wert auf diese Märchen, da nach meiner Ansicht das Märchen als poetische Kunstform in unserer Literatur äußerst schwach vertreten ist und überdies die drei Sachen so recht aus dem vollen geschrieben sind; sie entsprangen alle drei fast zugleich in meiner Phantasie.

Lange hatte ich mir die Fähigkeit zur Märchendichtung zugetraut; aber weder vorher (das kleine Märchen „Häwelmann" ist doch nur ein Einfall, und „Hinzelmeier" mehr eine phantastisch-allegorische Dichtung, wobei der Dichter nicht mit vollem Glauben seine Geschichte erzählt, sondern halb reflektierend danebensteht) noch nachher konnte ich ein Märchen schreiben. Übrigens glaube ich bei diesen Märchen (wie neuerdings bei der im „Salon" erschienenen Novelle „Draußen im Heidedorf") meine Freiheit in Stil und Vortrag bewiesen zu haben; wie ich in der Vorrede der drei Märchen sagte, trägt der „Cyprianus" den vornehmen Ton der Sage, während „Bulemann" auch eine „seltsame Historie" genannt werden könnte.

Kuh an Storm.

Neapel, 7. Februar 1873.

Hochgeehrter Herr und Freund!

... Wenn ich vor längerer Zeit Ihre Bemerkung über Ihr Sommerlied übergangen habe, so ist dies nicht deshalb geschehen, weil ich etwa anderer Meinung sei. Längst betrachte ich die heißen Juliverse mit der wunderbaren Schlußwendung: „Junge Frau, was sinnst du nur?" als den vollendetsten lyrischen Ausdruck der Empfindung, die der Hochsommer erweckt, und unbedingt ist das Lied dem schönsten Frühlingsliede, das Uhland gesungen, als Gegen- oder Seitenstück anzureihen.

Daß die Uhlandschen Verse leichtfälliger, klingender sind, beruht eben auf stofflichen Unterschieden. Meine „Dichtung", zu der ich durch Ihr Sommerlied verleitet worden, bitte ich ernstlich, aus dem Spiele zu lassen.

Ihre Märchen stelle ich gleichfalls hoch, wiewohl ich nicht leugnen will, daß sie nach meinem Gefühl eine zu sehr entwickelte Symbolik haben. Die einzigen echt poetischen Märchen, die mir von Kunstdichtern bekannt geworden (verzeihen Sie den hier kaum zu umgehenden Schulausdruck), sind Tiecks „Blonder Eckbert", „Liebeszauber", „Runenberg", Ihre „Regentrude" und der „Spiegel des Cyprianus". Gegen Tieck haben Sie in dieser Form eine unbefangene Heiterkeit voraus, während Tieck wieder Sie, trotz seiner nervösen Naivität, in der Stimmung des Dämmerigen, Traumhaften überflügelt. Aber vom Baum der Erkenntnis der Märchenform haben Sie wie Tieck gegessen. Meisterhaft ist in der „Regentrude" die Hitze anschaulich gemacht und hierauf die Regenszenerie gemalt. Goethes Märchen sind mir zu spielerisch und zu allegorisch. Dagegen sind Paul Heyses vor zwanzig Jahren anonym erschienene Märchen unter dem Titel „Der Jungbrunnen" in ihrer geschminkten Unschuld der Gipfel Berlinischer Künstelei. ...

Ihr Emil Kuh.

Storm an Kuh.

Husum, 24. Februar 1873.

Geehrter Freund!

... Sie erhielten diesen Sommer doch von mir einen Korrekturbogen mit: „Lena Wies, ein Gedenkblatt"? Es war ein Stück Jugendgeschichte von mir. Zur Charakteristik dieser alten Freundin gehört noch und wird noch im späteren

Abdruck hinzugefügt: Sie hatte über Gott und Welt so ihre eigenen Ansichten und traute der Verheißung eines künftigen Lebens keineswegs. Da unser Propst sie in ihrer letzten Krankheit damit trösten wollte, ließ sie ihn ruhig reden, dann aber legte sie die Hand auf seinen Arm und sagte lächelnd: „Se kriegen mi nich, Herr Propst!" So hat sie es mir erzählt. Es ist mir daher weder von ihr noch sonst von irgendeiner Seite von religiösen Glaubensdingen in meiner Jugend vorgeredet worden. Mir ist nie dergleichen oktroyiert, und das rechne ich mit zu dem Besten, was mir derzeit widerfahren ist.

In puncto meiner „Märchen" versichere ich Sie, daß ich nicht den leisesten Gedanken an ein Symbolisieren bei der Abfassung gehabt habe — ich nehme natürlich das ältere Märchen „Hinzelmeier" hierbei aus —, ich habe an nichts dabei gedacht, als an Fixierung der Welt, die da vor mir aufstieg.

Sie nennen „Bulemanns Haus" nicht. Wenn auch nicht das schönste, so ist es vielleicht doch, was Konzeption und poetische Gestaltungskraft anbelangt, von den dreien das vorzüglichste. Dr. Weiß (ich meine, er redigierte einmal „Die Zeit") sagte einmal so etwa, es sei das Märchen des Egoismus, gegen den seine eigenen Gespenster aufstehen, oder der gegen sich selbst als Gespenst aufsteht. Ich empfehle den letzten Satz Ihrer freundlichen Beachtung.

In der Märchendichtung nicht zu vergessen sind übrigens: das Waldmärchen in Mosens „Kongreß von Verona", ferner: „Germelshausen" von Gerstäcker, welches letztere (es ist allerdings eigentlich eine kleine ins Phantastische, unter Benutzung einer Sage, hinaufsteigende Novelle) wohl demnächst auf meine Instanz im deutschen Novellenschatz von Heyse und Kurz erscheinen wird. Beides wohl das Beste, was Mosen und Gerstäcker geschrieben haben.

Dann, meine ich, dürfen wir auch Hauff doch nicht vergessen.

Wenig ist jedenfalls nur in dieser Region gelungen. Betreffs Goethe stimme ich bei; der Heysesche „Jungbrunnen" war wohl zunächst auf eine jugendliche Clique berechnet und kam überdies nur abgeschwächt zum Druck. Als Märchen können die Sächelchen natürlich nicht mitsprechen.

Meine „Zerstreuten Kapitel" hatte ich Ihnen kurz vor Empfang Ihres Schreibens durch den Verleger nach Wien zugehen lassen. Neugierig bin ich, was Sie zu „Draußen im Heidedorf" sagen. Ich glaube darin bewiesen zu haben, daß ich auch eine Novelle ohne den Dunstkreis einer bestimmten „Stim-

mung" (das heißt einer sich nicht aus den vorgetragenen Tatsachen von selbst beim Lesen entwickelnden, sondern vom Verfasser a priori herzugebrachten Stimmung [nach Heyse und Kurz lyrische Novelle]) schreiben kann.

Augenblicklich bin ich mit einer durchweg humoristischen Novelle beschäftigt und fühle dabei mitunter, wie schwierig es ist, ohne Aufhören die Schrägstellung des Humors zu den vorgetragenen Dingen mit der Frische der Erzählung zu vereinigen. Bis jetzt, meine ich, ist es mir gelungen.

Leben Sie nun wohl für heute, und möchte ich bald einmal in betreff Ihrer Gesundheit recht Erfreuliches von Ihnen hören.

Ihr Theodor Storm.

Storm an Kuh.

Neumünster in Holstein, 13. August 1873.

Mein sehr verehrter Freund!

... Ihre Fragen will ich offen beantworten und Ihnen im übrigen ganz überlassen, was davon Sie für die Öffentlichkeit geeignet halten.

Ich bin völlig sicher, daß ich in den besten Händen bin.

... Meine Eltern leben noch beide in voller geistiger Frische. Sie lebten stets in wohlhabenden Verhältnissen; im Hause war viel Gastlichkeit. Mein Vater jetzt wie damals ein kleiner, schwächlicher Mann von heftigem Temperament und der tiefsten Innigkeit des Gemütes, die er gern verbirgt und unterdrückt, noch jetzt, weil er sich davon nicht übermannen lassen will. Er liebt uns sehr und hat uns und seiner so sehr geliebten Frau doch oftmals weh getan. Er ist ein Mann ohne alle Selbstsucht, als Advokat — er war namentlich in Administrativsachen von Bedeutung — von einer keuschen Ehrenhaftigkeit; kein gelehrter Jurist, aber berühmt wegen seiner klaren Auffassung der Sachlage.

Im ganzen Lande war er hochgeachtet und geschätzt; er hatte wirkliche Freunde in allen Schichten. Als bei einer Inselreise ein alter Schiffer mich auf seinem Rücken an den Strand trug, sagte er zu mir: „Von Sin Ole (so sagte der Mann) sprikt man ok Gudes, wenn man nich vör em steit." Außer seinen Geschäften, von denen noch jetzt in seinem vierundachtzigsten Jahre er nur einen Teil aufgegeben hat, beschäftigt er sich wesentlich in puncto Lektüre mit politischen und historischen Schriften, wofür mir leider der Sinn abgeht.

In Husum stand durch mehrere vor ihm dagewesene treffliche Leute der Advokatenstand schon in Ehren, er hat durch ein langes Leben wesentlich dazu beigetragen; in gewissem Sinne kann ich sagen, daß er in der kräftigen Zeit seines Wirkens der angesehenste Mann in Stadt und Land war. „De ole Storm" — das Wort wurde mit einer gewissen Ehrerbietung ausgesprochen.

Viele Leute verdankten seinem Rat und seiner Tat ihre ganze Existenz in den Jahren — die zwanziger und dreißiger Jahre —, als der Wert des Grundbesitzes oft auf Null gesunken war. Jetzt sind die meisten dieser vor ihm dahingegangen, und er sitzt im Schatten des Alters. Ich könnte viel von seiner Eigentümlichkeit erzählen; er wohnt nur vier Häuser von mir und nur etwas weiter von meinem jüngsten Bruder, der ein tüchtiger und angesehener Arzt ist; aber er ist in den neun Jahren nur zweimal bei jedem von uns gewesen, obgleich ihn äußerlich nichts daran hindert; ich meine, er fürchtet von seinem Gefühl überwältigt zu werden, wenn er das häusliche Heim seiner Kinder betritt. Wir sind natürlich oft bei ihm. In seinem großen Kontor (das Gefühl und Bedürfnis für freundliche, geschweige schöne Umgebung, was meine Mutter in ziemlichem Grade hat, fehlt ihm ganz) verbringt er seinen Tag, nur mitunter in den Garten gehend, wo ihn ein großes Taubenhaus besonders beschäftigt; abends aber sieht er gern, wenn von den Kindern kommen; dann beherrscht er, wie einst in größerer Geselligkeit, noch jetzt das Gespräch und erzählt von seiner Jugend, vom Drosselfang, von der Dorfschule, von seinem Leben in Feld und Wald, von seiner Mutter (sie starb in meinem dritten Jahr), die er so sehr geliebt. Vor nicht langer Zeit geschah es dabei, daß der alte Mann sich plötzlich von seinem Stuhle aufhob und mit dem Ausruf: „O meine süße Mutter!" beide Arme in die leere Luft streckte. — Die goldene Hochzeit meiner Eltern wurde so gefeiert, daß sie mit uns, ihren Kindern, nach der Heimat unseres Vaters fuhren und die Stätten seiner Jugend aufsuchten. In einem Dorfe lebte seine Schwester, die Witwe des dortigen Schulzen („Bauernvogt" sagen wir). Das Wiedersehen der beiden alten Leute ergriff mich so, daß ich hinters Haus ging, um mich auszuheulen.

Am großen Kaffeetische saßen sie Hand in Hand; die alte Schwester, die er in sieben Jahren nicht gesehen, war halb erblindet. „Weetst noch, Gretjen?" fragte er, und dann kam eine alte Jugendgeschichte. „Ja, Kas" (Johann Kasimir

Storm heißt mein Vater), wo schull man dat vergäten!" war dann die Antwort. – Sechs Wochen später erhielt er die Nachricht von dem Tode dieser Schwester; er ist nun allein übrig von sieben Geschwistern.

Was seltsamerweise meinem Vater ganz, aber ganz abgeht (ich habe es nie in dem Maße bei einem Menschen bemerkt), ist der Humor. Soviel ich erkenne, hat er absolut kein Verständnis dafür; man muß im persönlichen Verkehr diesen Tröster aller Not ganz beiseitelassen; daher fehlt dem Verkehr mit ihm die frohe Leichtigkeit, und er selbst hat das Leben immer nur durch Arbeit und resigniertes Zusammenraffen überwinden können.

Wie schon sein Vorname darauf hindeutet, vielleicht auch sein Temperament – es ist möglich, daß etwas polnisches Blut in uns ist.

Der Vater meines Vaters, Müller (es war eine Wasser- und Windmühle, die wohl ein paar hundert Jahre in unserer Familie gewesen, bei Aufhebung des Mühlenzwanges aber von dem Sohne des ältesten Bruders meines Vaters verkauft ist) in dem in Baum und Wiese gelegenen Dörfchen „Westermühlen", hatte die Tochter des Predigers aus ihrem Kirchdorfe Holm (im südl. Schleswig) geheiratet. Dieser Prediger, mein Urgroßvater, hieß Klaußen: wie er früher geheißen, woher er eigentlich gekommen, ist seiner eigenen Familie nicht offenbar geworden.

Er soll ein Pole gewesen sein, der vielleicht eines Duells wegen seine Heimat verlassen und sich durch das Examen das Indigenat hier erworben hatte.

Es sollen einmal zwei polnische Offiziere bei ihm zu Besuch gewesen sein, die sich durch ungeheures Saufen ausgezeichnet; das sollen seine Brüder gewesen sein. Mein Vater ist als Knabe oft Sonnabendnachmittags zu ihm gegangen; dann sind sie zusammen auf die Froschjagd gezogen und haben abends gebratene Froschschenkel gegessen.

Weither muß mein alter Urgroßvater jedenfalls gewesen sein; denn hier im Lande der gebratenen Rinder schaudert man vor solchem Gericht.

Meine Mutter, Lucie geborene Woldsen, gehört einem alten Patriziergeschlecht (es gibt dort dergleichen nicht mehr) der kleinen Seestadt Husum an; desgleichen ihre Mutter Magdalene geborene Feddersen.

Meine Mutter war – viele meinen, sie sei es noch mit sechsundsiebzig Jahren – selten hübsch; die eigentümliche Schönheit ihrer graublauen Augen

frappiert noch jetzt jeden, der sie zum erstenmal sieht. Sie hat einen guten, klaren Verstand, sehr viel Interesse für Kunst und Natur, ist aber ohne hervorragende geistige Begabung. In ihrer natürlichen Teilnahme für alles, was in ihren Kreis kommt, hat sie sich trotz ihrer jetzt erheblichen Nervenleiden (sie gebar dreizehn Kinder, wovon nur wir vier Söhne leben) eine jugendliche Frische der Seele bewahrt; auch ihre Gestalt ist noch fein und jugendlich; wenn Sie sie von hinten gehen oder sitzen sähen, würden Sie die alte Frau schwerlich in ihr vermuten. Als ich vor etwa achtzehn Jahren mit ihr und meinem Vater in Stuttgart war, sagte Freund Mörike zu mir: „Ich komm aus mein Staune gar nit heraus! In Wahrheit, Sie habe prächtige, prächtige Eltern! Ihre Frau Mutter hat so was Klares, Leuchtendes!"

Eine Hauptperson für mich war meiner Mutter Mutter, eine kleine Frau von geringen geistigen Anlagen, aber von großer Herzensgüte und von ewig heiterem Temperament. Nachdem mein Großvater Simon Woldsen (Sie finden in den beiliegenden „Zerstreuten Kapiteln" einen Originalbrief von ihm) in meinem dritten oder vierten Jahre verstorben, zogen wir zu ihr in ihr geräumiges Haus, das meine Eltern noch besitzen. Es ist das „Großmütterchen". Sie tat mir alles zuliebe und versorgte mich mit allem, was ich zu meinen Spielen bedurfte.

Sie wurde siebenundachtzig Jahre; ihre Mutter, eine bedeutendere Frau, behielt ich bis zu meinem dreizehnten Jahre; sie wurde fast ebenso alt. Ihr Haus ist es, in dem ich die freundschaftliche Gesellschaft sich versammeln lasse.

Erzogen wurde wenig an mir; aber die Luft des Hauses war gesund; von Religion oder Christentum habe ich nie reden hören; ein einziges Mal gingen meine Mutter oder Großmutter wohl zur Kirche, oft war es nicht; mein Vater ging gar nicht, auch von mir wurde es nicht verlangt. So stehe ich dem sehr unbefangen gegenüber; ich habe durchaus keinen Glauben aus der Kindheit her, weiß also auch in dieser Beziehung nichts von Entwicklungskämpfen; ich staune nur mitunter, wie man Wert darauf legen kann, ob jemand über Urgrund oder Endzweck der Dinge dies oder jenes glaubt oder nicht glaubt. Von meinem Großvater her standen hinter dem Hause noch eine Menge Gebäude, von dessen Zuckerfabrik, teils leer, teils zu Speichern vermietet. Alle aber nahmen ich und meine Kameraden zu unseren Spielen in Beschlag.

Ein nahes Verhältnis fand während meiner Jugend zwischen mir und meinen Eltern nicht statt; ich entsinne mich nicht, daß ich derzeit jemals von ihnen umarmt oder gar geküßt worden.

Wir im Norden gehen überhaupt nicht oft über den Händedruck hinaus. Was Heimweh sei, habe ich nie empfunden.

Ich wüßte nicht, daß bis zu meinem achtzehnten Lebensjahre irgendein Mensch — in specie Lehrer, es sei denn Lena Wies — Einfluß auf mich geübt, dagegen habe ich durch Örtlichkeiten starke Eindrücke empfangen; durch die Heide, die damals noch zwischen Husum und einem Dorfe lag, wohin ich fast alle vierzehn Tage mit dem Sohne des dortigen Predigers, der die Gelehrtenschule in Husum besuchte, ging, durch den einsamen Garten meiner Urgroßmutter, durch den mit alten Bildern bedeckten „Rittersaal" des Husumer Schlosses usw., auch durch die Marsch, die sich dicht an die Stadt schließt, und das Meer, namentlich den bei der Ebbe so großartig öden Strand der Nordsee.

Gelernt habe ich niemals etwas Ordentliches; und auch das Arbeiten an sich habe ich erst als Poet gelernt. Dies ist buchstäblich wahr; mir fehlt ganz das Talent des Lernens.

Hademarschen, 21. August.

Das Vorstehende schrieb ich in dem neu erbauten hellen Hause des ältesten Bruders meiner Frau, dessen Frau eine Schwester meiner verstorbenen Frau ist; er betreibt einen bedeutenden Holzhandel und hat sich kürzlich aus der Stadt hinausgebaut, wo er seinen Garten und großen Holzplatz nebst Gleisen an die Eisenbahn um sich hat.

Jetzt bin ich in dem schönen grünen holsteinischen Dorfe Hademarschen, im Hause meines Bruders, dessen Frau die Schwester meiner jetzigen Frau ist. Er betreibt auch einen großen Holzhandel nebst Holzschneidefabrik usw. Das freundliche Wohnhaus, das ihm ein Architekt Claudius, Enkel des Wandsbecker Boten, mitten im Garten traulich und geräumig aufgebaut, enthält ein frisches, reiches Familienleben; mit meiner ältesten Nichte, die zur Belohnung ihres Fleißes ein Jahr lang das Leipziger Konservatorium hat besuchen dürfen, wird dann und wann musiziert; wir spielen jetzt die Tanzlieder von Joh. Brahms zu vier Händen. Der Betriebsplatz meines Bruders liegt zehn Minuten vom

Hause, ich besuche ihn dort, gehe zwischen den ungeheuren Holzstapeln umher, um welche immer reges Leben herrscht, oder ich gehe hinab zur Fabrik und sehe nicht ohne ein kleines Grausen die unbarmherzigen Räder sausen. Der Platz liegt hoch zwischen dem Dorfe Hademarschen und dem traulichen Flecken Hanerau; ringsum Ackerfelder im üppigen Gebüsch eingesetzt, Wiesen und sanfte Waldhöhenzüge, die sich duftig einer hinter dem anderen lagern; die Aussicht ist unendlich weit. Nebenan führen einsame rasige Wege zwischen Wällen, die, wie hier überall, mit dem verschiedensten Gebüsch besetzt sind, Birken, Geißblatt und Brombeerrankengewirr; der auch hier stark vertretene Ginster hat zwar ausgeblüht, aber wilder Thymian, Eriken und in den Zäunen das Geißblatt durchwürzen die Luft, O — es ist auch schön in unserem Norden!

Ich würde mich hier sehr wohl befinden, wenn nicht allerlei Nervenleiden zu sehr hervorträten.

Ich fahre in der Beantwortung Ihrer Fragen fort.

Weshalb ich mich der Jurisprudenz ergab? Es ist das Studium, das man ohne besondere Neigung studieren kann; auch war mein Vater ja Jurist. Da es die Wissenschaft des gesunden Menschenverstandes ist, so wurde ich auch wohl leidlich mit meinem Richteramt fertig.

Aber gestatten Sie, daß ich meiner Nichte Helene diktiere, die ich eben am Flügel erwischt habe. Mein richterlicher und poetischer Beruf sind meistens in gutem Einvernehmen gewesen, ja ich habe sogar oft als eine Erfrischung empfunden, aus der Welt der Phantasie in die praktische des reinen Verstandes einzukehren und umgekehrt. Bedeutende Entwicklungskämpfe hat mein Leben nie gehabt; ich bin durchaus unbefangen aufgewachsen.

Poetische Muster, nach denen ich absichtlich gearbeitet, habe ich nie gekannt; es ist dies alles unwillkürlich bei mir gewesen.

Über die Bücher, welche, aber erst auf der Lübecker Schule, meine Lieblinge waren und entschiedenen Einfluß übten, ist die Pietschsche Biographie zu vergleichen. Es waren vorzugsweise Heines „Buch der Lieder" und Goethes „Faust"; auch Eichendorffs „Dichter und ihre Gesellen", später auch die übrigen Werke Eichendorffs und Mörikes Gedichte. Einen besonderen Einfluß hatte auf der Lübecker Schule auf mich mein unglücklicher „Ferdinand Röse", dessen ich in den „Zerstreuten Kapiteln" unter seinem Beinamen Doktor Antonio Wanst

gedacht habe; später Theodor Mommsen, mit dem ich in den letzten Jahren meines Studentenlebens zusammen lebte in Kiel. Beide fuhren in unbarmherziger Kritik über mich her. So habe ich während meiner Entwicklung schon gelernt, einen strengen Maßstab an mich selbst zu legen, und habe alles immer so gut gemacht, als ich es mit meinen besten Kräften vermochte. Meine Freunde haben mir oft nachgerühmt, daß ich Kritik vertragen könne.

In betreff der Örtlichkeiten, welche in meiner Jugend einen besonderen Einfluß auf mich übten, hole ich noch nach: Der älteste Bruder meines Vaters hatte die Familienmühle. In Michaelisferien war ich mehrfach dort und betrieb dann mit seiner Hilfe in den umliegenden Wäldern mit Eifer den Krammetsvogelfang (siehe in den Gedichten: Waldweg).

Da wir bei Husum auf ein paar Meilen weit keine Wälder haben, so war der Eindruck dieses Waldlebens ein sehr lebhafter auf mich. Die beifolgenden „Zerstreuten Kapitel", welche im Oktoberheft der Westermannschen Monatshefte erscheinen werden — sagen Sie mir doch, welchen Eindruck sie Ihnen gemacht haben, ich selbst bin mir nicht recht sicher darin — enthalten, glaube ich, eine ziemlich richtige Schilderung des mütterlichen Vorgeschlechts. Der Brief meines Großvaters Simon Woldsen ist wörtlich abgedruckt.

Ich habe meine Nichte entlassen und füge noch hinzu: Ich bin eine stark sinnliche, leidenschaftliche Natur; die Zurückhaltung in meinen Schriften (in den Gedichten ist sie nicht so vorhanden) beruht wohl zum Teil auf dem mir eigenen Drange nach Verinnerlichung. Sie werden die Worte „Liebe", „Kuß" usw. fast gar nicht in meinen Schriften finden. Da haben Sie denn allerlei Niederschrift, bunt durcheinander, können Sie auch nicht alles nutzen, so interessiert es Sie doch vielleicht. Ihr Theodor Storm.

Kuh an Storm.

Josephsberg bei Meran, an Goethes Geburtstage 1873.

Hochverehrter Freund!

Das nenne ich eine Verwandlung! Ich schicke Ihnen von Capri aus ein kahles Schema dessen, was mir an biographischen Notizen aus Ihrer Feder wertvoll und erwünscht wäre, und aus dem seebespülten Holstein empfange ich das tauigste Bild, das ein Dichter überhaupt zu bieten vermag. Eine so sanfte

Erschütterung, wie dieses Bild in mir erregt hat, ist bisher noch niemals von einer Schilderung der Art über mich gekommen.

Hermann und Dorothea entlockte mir einst die kostbaren Tränen künstlerischer Rührung; solche Tropfen aber hat Ihr einfaches menschliches Bekenntnis meinen Augen entlockt. Sie sind geradezu außerstande, anders als dichterisch zu erzählen, auch wo sie nur mitzuteilen und dem Ihnen ganz eigentümlichen Zauber zu entrinnen suchen, daß Sie Vergangenes und Gegenwärtiges miteinander verweben, wobei die klaren Umrisse des Wachens und die feinen Übergänge des Traumes sich zusammenfinden.

Umstände und Örtlichkeit, auch die hilfreiche Kollaboratorhand Ihrer Nichte, die Sie „beim Flügel erwischt" und beim Beginne der verfänglichen Zeilen wieder verabschiedet haben, verleihen Ihrem Briefe einen doppelten und dreifachen Reiz für mich, so daß es mir unbehaglich sein wird, wenn ich ihn literarisch werde verwenden sollen. Die neuen Zerstreuten Kapitel haben in der Form etwas von Justinus Kerners Reiseschatten, nur vertritt bei Ihnen die Erinnerung die Stelle der bei Kerner flockig schweifenden Einbildungskraft. Hin und wieder möchte ich im Interesse des größeren Lesepublikums, vielleicht auch zu Nutz und Frommen der Dichtung selbst, die Ein- und Ausgänge sozusagen ein bißchen deutlicher markiert sehen. Es ist ein Zug des Ungewissen in den neuen Kapiteln, was auch nicht im entfernten an den früheren auffällt. Doch tut dies der wundersamen, zarten Wirkung der holden Gemälde keinen wesentlichen Eintrag. Manches darin ist von unvergleichlicher Schönheit; so die Stelle über Hygiea: „wer zu tief aus ihrer Schale trinkt, der muß alle Augen brechen sehen, die ihm in süßer Jugendzeit gelacht"; so die Worte: „Und leise über sie hin strich die Zeit. Sie wehte den Puder aus ihren blonden Haaren, sie blies unmerklich, aber emsig von dem jungen Antlitz das Rot des Lebens."

Was Sie von dem Einfluß Mörikes im Vorbeigehen bemerken, erinnert mich an die Erzählung von einem Storch, dem ein sinniger Beobachter in Polen ein silbernes Halsband umhing, darein ein sarmatischer Gruß gegraben war; als nach Jahresfrist der Storch wieder in den Norden kam, da gewahrte jener Pole um den Hals des Vogels ein goldenes Band mit einem frommen persischen Gruß.

Ihre Briefe, die Vorworte und Aufsätze, darunter Lena Wies, ein köstliches Stück ist, werden in Verbindung mit den Notizen, die mir noch aus dem Aufsatz von Pietsch zufließen sollen, meinen Essay nähren und schmücken zugleich.

Daß Sie zum voraus Vertrauen in meine Arbeit setzen, vermehrt natürlich meine Lust dazu.

Alles Gute von Haus zu Haus. Treulich Ihr Emil Kuh.

Kuh an Storm.

Meran in Südtirol, 9. Dezember 1873.

Hochverehrter, sehr werter Freund!

Heute nachmittag las ich Ihren „Vetter Christian" in Rodenbergs Salon, heute abend lasen abwechselnd meine Frau und ich denselben unseren Kindern vor. Ich könnte diese Novelle demnächst wiederlesen, und wenn Sie mehrere Abdrücke erhalten haben, wenden Sie mir einen zu.

Homer, Homer, so sagte ich mir selbst beim Lesen, Homer, wiederholte ich vor einer halben Stunde, indem ich vorlas oder mit Klara und Paul meiner Frau zuhörte. Ich meine nämlich: die Naturgesetze der Form, die in dem größten Epiker lebendig gewesen, sie müssen immer wieder lebendig werden, so oft der wahrhaft epische Geist schafft, gleichviel was und gleichviel wo und gleichviel in wem. Auch in dem treulichen Bilde, das Sie in Ihrem „Vetter Christian" dargeboten haben, ist das Geringste wie das Wichtigste sinnlich gemacht, das Hähnchen der Teemaschine ebenso wie die Seele Julias, kein Zwischenzustand wird übersprungen, und sollte er auch nur angedeutet werden, kein Umstand bleibt sozusagen vergipst. Nirgends ein abstraktes Wort, wie wir dies gegenwärtig bei allen Poeten Deutschlands wahrnehmen, ausgenommen bei Ihnen, Mörike und Gottfried Keller, den ich zu den Unseren rechne, wenn er gleich ein Schweizer ist. Wer aber nicht bis in die Gräserspitzen der Darstellung hineindichtet, den nenne ich für meine Person niemals Dichter. In Ihrem Christian ist auch nicht eine einzige Faser lyrisch geblieben, was doch wahrlich nichts Schlimmes wäre, da die holde Unentschiedenheit zwischen zwei poetischen Gattungen einzelnen Ihrer Erzählungen eine so schöne Sonderstellung verleiht. Ich war erstaunt, den Formgeist so lauter in dieser Produktion zu erblicken oder besser zu empfinden. Die ganz unwillkürlich aus der Dichtung

erblühende Idee: daß die harmlose Menschennatur zuweilen auch das Schicksal zur Harmlosigkeit gleichsam anleitet und anstiftet, wenn dieses eben Miene macht, seine beliebten schwarzen Striche zu ziehen, diese Idee ist rührend und erquickend zugleich. Dabei der unaufhörlich die Szenen überspielende Humor, der mich, wie überhaupt die Komposition und die Behandlung, an die „Empfindsame Reise" erinnert, an eines der mir teuersten Bücher, erinnert; denn alles ist doch Ihr eigenstes Eigentum.

Um noch einmal auf Homer zurückzukommen: voller epischer Stil ist der Schilderung des Hintergrundes, des Vergangenen aufgedrückt: die Schiffe im Hafen, der Nachtwächter, der Kuchen aus Bremen, der Wandschirm der Mutter, die Kontinentalsperre und die mit ihr verknüpfte Uhr. Mir traten die Tränen, unsentimentale Tränen ins Auge, angesichts der Heiterkeit dieser Menschen, um welche erlittenes wie befürchtetes Weh gleich einem leisen, herben Morgenwinde streicht. ... Treulich Ihr ergebener Emil Kuh.

Storm an Kuh.

Husum, 15. Dezember 1873.

... Die Weihnachtstage stehen bevor; meine beiden ältesten Söhne, in Kiel vor und resp. im juristischen und medizinischen Examen, erwarte ich übermorgen; der jüngste, auf dem Konservatorium in Stuttgart, wird Weihnachtabend bei der liebenswürdigen Familie Professor Georg Scherers zubringen, wo er wie Kind im Hause ist.

Das Kistel ist schon an Scherer abgegangen. Es ist viel Geheimnis und stille Unruhe im Hause; auch duftet es schon ahnungsvoll nach Tannenbaum und braunen Kuchen. — Also: frohe Weihnacht! Und schreiben Sie bald wieder

Ihrem Theodor Storm.

Kuh an Storm.

Meran, 12. März 1874, abends.

Teuerster Freund!

Vor einer Stunde empfing ich ein Brieflein von einer lieben Freundin in Meran, die wir vor zwei Jahren auf Josephsberg kennengelernt hatten, und das Brieflein fängt so an:

„Dieser abscheuliche Sturm bringt Hausarrest mit sich, sonst wäre ich heute zu Ihnen geeilt und hätte Ihnen mit Entzücken erzählt, daß ich Storms ‚Viola tricolor' gelesen. Es stand in Westermanns Monatsheft des März, und nachdem ich es gelesen und immer wieder von neuem gelesen, packte es mich so gewaltig, daß ich gar zu gerne von Ihnen die Worte meiner Empfindung gehört. Unsereins wird ganz stumm beim Lesen solch wahren Lebens. Nun schreibe ich Ihnen und mögen Sie gleichzeitig daraus ersehen, daß ich an Sie denke."

Ich antworte eben der lieben Frau Nachstehendes: „Wohl umschließt ‚Viola tricolor' ein wunderbares Leben! Wie die Liebesarme einer teuren Toten, die nicht vergessen sein will, in neue Verhältnisse hereingreifen und diese verwirren, um dann alles, was rein und lauter in ihnen ist, ans Licht emporzuziehen: das ist eine dichterische Idee, die bisher sozusagen auf Storm gewartet hat, als auf den zartesten Dichter unseres Volkes. Die ganze Erzählung zittert leise, wie die Luft über der Flamme. Ich mußte dabei auch an Storms himmlischen Vers denken:

Da diese Augen nun in Staub vergehen,
So weiß ich nicht, wie wir uns wiedersehen.

Ein unvergängliches Bild ist das Kind Nesi. Ich werde sie mein lebelang sehen, wie sie, das Köpfchen in die Hand gelegt, sich an dem Geländer hinabgleiten läßt." Meine Frau las mir vor einigen Wochen die Erzählung in einer Abendstunde vor, und wir beide wurden davon derart erschüttert, daß ich mich fragte: ob denn hier nicht schon die Grenze der künstlerischen Wirkung überschritten sei?

... Ihre jüngste Erzählung hat mir in die Geheimnisse der Kunstformen hineingeleuchtet, so daß ich Dinge sah, die ich früher nie so deutlich gesehen. Es waltet in ihr eine lyrische Empfindung, welche die lyrische Form als solche nicht mehr zu ertragen imstande wäre; ein Fieber, unter dem das lyrische Gedicht sterben müßte, weil dessen Hülle eine zu leichte ist. Dabei wollen Sie nie die letzte Schwingung, den letzten noch hörbaren Ton anschaulich machen und erklingen lassen, wie dies Hebbel und Ludwig wollen, die Frevler des Intimen. Sie empfinden genau, daß die Kunst das Vorletzte darstellen soll, nicht das Letzte. Etwas Ergreifenderes als die Szenen, wo die liebliche Nesi die ersehnte Liebesstunde der Frau stört, haben Sie nie gedichtet.

Lassen Sie sich die zweite vermehrte Auflage der „Leute von Seldwyla" von Gottfried Keller nicht entgehen. In dem bis zur Stunde erschienenen dritten Bändchen steht eine Erzählung: „Mißbrauchte Liebesbriefe", welche volle Schönheit ausstrahlt.

Alles Gute und Herzliche von Haus zu Haus

Ihr Emil Kuh.

Storm an Kuh.

Husum, 21. März 1874.

Liebster Freund!

Meine „Viola" macht, wo ich hinhöre, auch hier zu Hause — der leidige Satz vom Propheten hat auf mich keine Anwendung — ungewöhnlichen Eindruck. Ich glaube selbst, daß ich der Mann für diesen Stoff war, und daß ich ihn tiefer behandelt, als bisher geschehen. Ich glaube auch, daß ich mir in diesem Fall auf die Ökonomie der Dichtung was zugute tun darf. Nicht einstimmen kann ich darin, daß das lyrische Gedicht nicht auch das Stärkste ertragen könnte. Aber es gibt Stoffe, die zu ihrer letzten Wirkung einer größeren Vorbereitung bedürfen, als das lyrische Gedicht, und zwar nicht bloß räumlich, zuläßt. Es gehören episch ausgeführte Szenen dazu, welche die lyrische Form sprengen würden.

Herzlich Ihr Theodor Storm.

Storm an Kuh.

Husum, 10. Juni 1874.

Lieber und werter Freund!

... Augenblicklich schreibe ich an einer etwas heiklen und sehr schwülen Liebesgeschichte, „Waldwinkel", die sich wohl während des Sommers auswachsen wird.

Ich bin mir dabei einer zweifachen, sich entgegenstehenden Darstellungsweise bewußt geworden.

Nämlich wie »Viola tricolor« von innen nach außen, so muß diese von außen nach innen dargestellt werden, romanzenartig, daß die Motive durch die äußere Hülle nur durchschimmern; die konsequente Durchführung in der Novelle wird aber wohl kaum überall möglich sein.

Vorher schrieb ich, ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon davon sagte, einen „Pole Poppenspäler", zunächst für die Alphons Dürrsche „Deutsche Jugend". Ich habe aber selbstverständlich den Stoff, ohne Rücksicht, ob die Geschichte von Alten oder Jungen gelesen werden soll, lediglich seiner eigenen Natur gemäß behandelt. Das Gegenteil wäre ja ganz unkünstlerisch.

Wenn man für die Jugend schreibt, soll man nicht für die Jugend schreiben; es kommt lediglich darauf an, einen Stoff zu treffen, der, auch seiner Natur gemäß behandelt, sich doch in der Darstellung für die Jugend eignet.

... Im übrigen ist bei uns alles auf der rechten Stelle, auch die beiden Alten, wie wir es nur wünschen können. Und heute ist der Geburtstag meiner schlanken, blonden Lisbeth, die ihr neunzehntes Jahr vollendet. Auf ihren Geburtstagstisch habe ich ihr Stifters Studien gelegt.

Heute abend junge Mädchen; ich und mein Referendar dazwischen!

Wie immer Ihr alter Theodor Storm.

Kuh an Storm.

Baden, 28. Juni 1874.

Verehrter, lieber Freund!

Herzlichen Dank für Ihren Brief vom 10. d. Mts. Nicht nur die Studie über Sie beschäftigt mich: ich habe auch die Rolle des keimtragenden Windes übernommen, indem ich überallhin den Samen Ihrer Menschenpoesie verstreue, der in den verschiedensten Gemütern Wurzel schlägt. Meine Schwester Helene, bei welcher ich jetzt wohne, und ihre Stieftochter Regine letzen und erbauen sich an Ihren Erzählungen. Mit Vischer sogar, den ich in Stuttgart besuchte, sprach ich über Ihre Werke und legte sie ihm dringend ans Herz.

Er kennt nämlich nur einiges davon. — Daß Storm in den zwei, drei Stunden, die ich mit Mörike verlebte, gleichfalls seine Stimme erhob, versteht sich von selbst.

Ich brachte, bei der Unzuverlässigkeit meiner Gesundheit, ein Opfer, indem ich drittehalb Stunden nach Tübingen fuhr, von dort eine und eine halbe Stunde zu Fuß im Sonnenbrande nach Bebenhausen wanderte, wo Mörike die Sommermonate zubringt.

Er nahm mich liebreich wie ein Vater auf und war vertraulich, als ob wir langjährige Freunde wären.

Ich nahm einen eigentümlich schönen Eindruck mit fort, aber — dieses Aber spreche ich gegen Sie allein aus — ein theatralischer Anflug oder doch ein Hauch von äußerer Festlichkeit dämpfte die rein menschliche Freude an seiner Persönlichkeit. Ich möchte sagen: Die Farbe seiner Seele überbietet den Duft derselben.

Im übrigen ist er der erste Dichter unter den Poeten, denen ich persönlich nahe gekommen, bei dem der antike Formgeist und Formglanz als wirklicher Ausdruck seines innersten Wesens erscheint.

Er schenkte mir allerlei Sächelchen, auch noch ungedruckte Verse,* und über meine Lyrik-Aufsätze hörte ich aus seinem Munde Ähnliches wie von Ihnen, so daß ich doch einmal dieselben herausgeben will.

Könnte ich, verehrter Freund, bei Ihnen ein paar Wochen verleben! Wie froh wäre ich darüber! Jeder Ihrer Briefe winkt mich und lockt mich wie mit Fingern und Blicken in Ihre Häuslichkeit hinein. ...

Ihr treu ergebener Emil Kuh.

Storm an Kuh.

Husum, 5. August 1874.

Lieber und geehrter Freund!

... Was Ihnen bei Mörike aufgefallen, ist, glaube ich, noch der Dunst des Tübinger Theologenstifts, in dem er einst gesteckt; die Stiftler sollen das nicht los werden können.

Er hat übrigens uns, seine Freunde, im letzten Jahr betrübt und erschreckt, dadurch, daß er infolge der Eifersucht seiner Schwester seine anerkannt treffliche Frau verstoßen hat. ... Ihr Theodor Storm.

---

* Unter anderen folgendes Gedicht zugleich mit einer aus schwarzem Papier geschnittenen Rose:

Ich hatt' ein Röslein wunderzart
Auf diesen Tag für dich gespart;
Allein es welkte vor der Zeit,
Ihm selbst wie mir zu großem Leid,
Es welkt' und starb! — Vielleicht jedoch
Sein bitter Los ihm zu versüßen,
Vergönnst du seinem Schatten noch
An deinem Feste dich zu grüßen.

Ed. Mörike.

Storm an Kuh.

Husum, 18. September 1874.

Lieber Freund Kuh!

In der Nacht vom 14. zum 15. September, um dieselbe Mitternachtsstunde, um welche vor siebenundfünfzig Jahren ich, sein ältester Sohn, ihm geboren wurde, starb unser geliebter Vater, nachdem er, wie Sie schon wissen, lange aber schmerzlos an einem gastrischen Fieber daniedergelegen.

Sein Sterbebett stand nur wenige Schritte von der Stelle, wo nebenan im Saal (es ist das Haus des Großvaters) er einst mit unserer Mutter war getraut worden.

Sie und wir, seine vier Söhne und mein Sohn Ernst, der Jurist, waren bei ihm.

Er schlief sehr sanft, am Kopfende des Bettes stand sein jüngster Sohn, zugleich sein Arzt, und bei ihm ich; unser Vater schlief immer leiser, wohl noch anderthalb Stunden; da schwieg das Atmen, ohne daß irgendeine Regung sichtbar gewesen wäre; mein Bruder beugte sich zu seinem Munde; dann sagte er: „Wir haben ihn gehabt." — Ein langes, arbeitsames, segensreiches Leben ist geschlossen. — „Der alte Storm" war der Advokat, wie er sein soll; den Ruf hinterläßt er im ganzen Lande; aber die vielen, denen er in den traurigen zwanziger Jahren mit Rat und Tat geholfen, und die am meisten für ihn zeugen könnten, sind vor ihm hingeschieden.

Am Abend des 15. legten wir ihn in den inneren Sarg; keine fremde Hand hat ihn dabei berührt. Sein starker Enkel Ernst hob die kleine abgemagerte Totengestalt auf seinen beiden Armen aus dem Bett und legte ihn, während mein jüngster Bruder unseres lieben Vaters Haupt mit dem noch vollen braunen Haar in seinen Händen hielt, in den bereitgestellten Sarg.

So hatte er ihn auch beim Betten während der Krankheit gehoben. Dann aber hatte sein Großvater den Arm um ihn gelegt und freundlich zu ihm gesagt: „Ich danke dir, mein lieber Sohn."

Sonntag wollen wir ihn begraben.

... Noch eins will ich Ihnen sagen, weil es tröstlich und erquicklich zu sagen ist. Das Vermögen unseres Vaters, das er zum Teil durch treue Arbeit um bescheidenen Lohn — mir als jungen Advokaten suchte er diesen Grundsatz

einzuprägen — erworben hatte, war in seiner Hand ein wahres Familienvermögen gewesen. Er hatte uns, wie wir es bedurften, Gelder, Häuser, Grundstücke gegeben, und bei aller sonstigen Ordnung in seinen Verhältnissen nichts darüber bestimmt, wie das unter uns nach seinem oder Mutters Tode sollte ausgeglichen werden, obgleich wir sehr verschieden erhalten hatten. Da sind wir vier Brüder denn in sein großes im Nebenhause liegendes Kontor hinübergegangen, „in seine alte dunkle Advokatenhöhle", wie sein junger Freund, der Appellgerichtsrat Hall in Kiel, der ihn wie ein Sohn liebte, sonst wohl scherzend zu sagen pflegte, und haben an der Stelle, an dem Tische, wo er so lange Jahre mit seinem warmen Herzen und seiner hilfsbereiten Hand für uns zu finden war, diese seine vertrauungsvolle Sorglosigkeit durch eine wahrhaft brüderliche Vereinbarung gerechtfertigt. Mit tiefer Rührung erkannten wir dabei in den scheinbar nur geschäftlichen Notizen die fürsorgliche Hand des geliebten Toten.

Unsere alte Mutter hat sich während der Krankheit ihres alten Mannes wacker gehalten; nun aber scheint sie ihren Nervenleiden den nachträglichen Tribut zahlen zu müssen. Doch hoffe ich, wir behalten sie noch einige Jahre sie wird, da Vater ihrer nicht bedarf, sich desto mehr an das Familienleben ihrer Kinder anschließen. Sie ist jetzt siebenundsiebzig Jahre alt, aber noch geistig und körperlich recht beweglich.

Heute nichts mehr; aber ich setze diesen Brief noch fort.

Sonntag, 20. September 1874, Mittag.

Mein lieber Freund Kuh, eben haben wir ihn begraben; vom platten Lande, von den Inseln, aus der Stadt, aus den Städten des Landes waren sie gekommen, um ihren alten Freund und Rater zu Grabe zu geleiten. Der alte Advokat war noch nicht vergessen. Der schönste Sonnenschein des Herbstes, unter dem sich sanft die Blätter lösten und zur Erde sanken, fiel auf seinen Sarg; nach alter Weise läuteten die Glocken, und die Schiffe im Hafen flaggten am halben Mast; vier Söhne und vierzehn von seinen Enkeln und Enkelinnen folgten seinem Sarge; das Grab verschwand unter den Kränzen, die von allen Seiten kamen.

Der Priester am Grabe konnte ungescheut, wie er es tat, sein Wort in den stillen Herbsttag hinausrufen: „Wo in dem großen Kreise, der dies Grab um-

steht, ist einer, der es nicht bezeugen könnte, daß er treu gewesen in seinem Dienste?"

Und nun — genug von meinem alten lieben Vater. So alt er geworden, viel frische, herzliche Liebe weint über seinem Sarge. ...

Ihr Theodor Storm.

Storm an Kuh.

Husum, 27. November 1874.

Lieber Freund Kuh!

Das ist in der Tat eine treue, herzliche und tiefgehende Arbeit, die mir wahrhaft Freude macht und die ich Ihnen innig Dank weiß.

... Nicht ganz gerecht, glaube ich, sind Sie meiner Lyrik geworden, trotz dem vielen Feinen und Intimen, das Sie bei der Gelegenheit gesagt haben.

... Es versteht sich, daß dies dem Werte Ihrer Arbeit im ganzen gegenüber jedenfalls keine erhebliche Rolle spielt.*

... Und so will ich Ihnen auch hersetzen, was P. Heyse mir auf mein letztes Buch schrieb. Es traf ihn in fast nervenkrankem Zustande.

„Das, was mich in den Erstlingen, die ja noch in der Handschrift durch meine Hände gehen sollten, so warm durch Naturell und Kunst gleich anziehend berührte, ist Ihnen im Lauf der Jahre immer treu geblieben, nur noch zu größerer Sicherheit gediehen.

Sie werden kaum einen Leser finden, der Ihrem Stil so bis in alle kleinsten Schattierungen nachgeht, all Ihre Kunst im Andeuten, Fallenlassen, in heiteren und dunklen Halbtönen so zu würdigen weiß. Und daß Sie bei Ihrer Neigung zum Zarten und Pastellartigen niemals der Schärfe und Schneidigkeit, wo man ihrer bedarf, sich entwöhnt haben, daß mitten in Ihrem niederländischen Stilleben der starke Herzklang, der erschütternde Naturlaut durchbricht, das ist es, was Ihnen alle Stormianer vergebens nachmachen möchten" usw.

In einem späteren Briefe: „Inzwischen habe ich Ihren ‚Waldwinkel' gelesen; vielleicht Ihr virtuosestes Stück von einem unsäglichen Reiz der Durchführung. Leider steht die Melodie nicht ganz auf der Höhe Ihrer Variationen. — Aber dahinter kommt man nicht, solange man noch zuhört, da einem der Atem ver-

* Diese Einwendungen folgen als Nachhang zu diesem Brief.

setzt wird und alle Kritik untergeht in der Bewunderung des Vortrages. Lassen Sie sich in Ihrer ‚Vielschreiberei', die Sie sich jüngst einmal übelnahmen, ja nicht irremachen. Einen haben Sie sicher, dem es nie zuviel wird."

Meine eigne Kritik dieser Novelle geht dahin: Sie leidet an einem unschönen Ausgangs- (d. h. wovon sie ausgeht) Punkt, und das kommt daher, weil ich das Motiv schlankweg aus dem wirklichen Leben aufgriff, ein vierzehnjähriges Mädchen — ich habe die Untersuchung geführt —, die von ihrem Stiefvater, einem Schullehrer, übrigens einem schönen jüngeren Mann, brutalisiert war, machte mir den betreffenden Eindruck; — und ferner sie hat, was in der Poesie nicht sein soll, einen pessimistischen Ausgang, um so mehr, da der Jäger als eine subalterne Persönlichkeit auftritt; oder richtiger, es liegt eine pessimistische Lebensanschauung zugrunde, die unter anderen Stimmungen wohl auch einmal, aber nur vorübergehend, mich ergreift. Im übrigen liebe ich diese Arbeit, und — auch sie mußte geschrieben werden.

29. November, abends.

... Sehr wahr ist es, wenn Sie sagen, daß meiner an sich erregbaren und reizbaren Natur von vornherein ein lindes, begütigendes Element beigemischt gewesen ist. Ich habe nie daran gedacht; aber es ist sehr wahr, und es erinnert mich plötzlich daran, wie in der Studienzeit ein Befreundeter seine Verwunderung gegen mich aussprach, daß ich bei manchem Gehenlassen den Kern meines Wesens mir so unberührt erhalten könne. — Mir ist auch in der Tat stets so zumute gewesen, daß ich das Äußerste treiben könne, ohne Furcht mich zu verlieren. Das war jenes Göttergeschenk. Sie haben es mir genannt.

„Die heilige Alltäglichkeit in meinen Liedern", und „daß ich im ganzen nie gewollt, was mir die Natur versagte" — das akzeptiere ich mit Freuden und, ich denke wohl, auch mit gutem Gewissen.

Und nun muß ich schließen für heute.

Träte nur endlich meine Muse wieder zu mir ein! Meines Vaters Tod — wenn ich mich recht besinne — liegt auf mir; er stand zwischen mir und dem Grabe. Nun ist er fort, und ich sehe, wie kurz die Spanne zum Abgrund. —

Fürchten Sie aber nicht, daß ich mich wehrlos diesem Eindruck überliefere, ich werde hoffentlich noch wieder in der klaren Lebenssonne wandeln.

Und nun herzlichen Gruß und Dank.

Ihr Theodor Storm.

Nachhang: Es ist eine eigne Sache, wo einem so vieles mit solcher Freudigkeit eingeräumt wird, noch Ansprüche erheben zu wollen. Dennoch meine ich, daß Sie meiner Lyrik nicht völlig gerecht geworden.

Und zwar meine ich, daß dies wesentlich in der Form Ihrer Kritik liegt, ja, daß Sie, wie es im einzelnen hervortritt, meine Lyrik selbst höher stellen, als es dem Leser im allgemeinen erscheinen muß.

Es ist gefährlich, eine Persönlichkeit dadurch darzustellen, daß man sie mit anderen vergleicht, an ihnen mißt, eine Größe aufzustellen, ringsherum schöne Partien abzuschneiden und dann zu sagen: was nachbleibt, das ist nun er! Sie haben allerdings es nicht ganz so gemacht, aber es ist von diesem Verfahren so viel in Ihrer Darstellung, daß man die dargestellte Persönlichkeit mehr in einer durch diese Beschränkung und Beschneidung von außen her, als durch das eigne Wachstum von innen heraus entstandenen Kontur sieht. Und ich glaube — wie Sie es sonst auch selbst ausdrücken —, ich bin eine ziemlich urwüchsige Natur, wenn ich auch meine Vorgänger so wenig verleugnen kann, als Mozart den Cimarosa.

Es liegt dies zum großen Teil darin, daß bis zum neunzehnten Jahre, wo ich nach Lübeck kam, außer ein paar Sachen von Goethe, nichts Poetisches zu mir kam, das in mir einen Nerv hätte treffen können. Das hätte auch wohl biographisch berührt werden müssen.

Daher mag Ihnen einzelnes des Positiven, das meine Lyrik hat, ja vielleicht vor anderen voraus hat, entgangen sein.

Sie sagen: „Nicht die stärksten und nicht die höchsten Bewegungen der Seele stürmen durch seine Gedichte." Ich glaube, daß das nicht so unbedingt hätte ausgesprochen werden sollen. Wo z. B. findet das Heimatsgefühl einen zugleich so poetischen und so starken Ausdruck als in dem Gedichte „Abschied"? Von dem Gedichte „Ostern" sagte einmal jemand, es sei bei der letzten Zeile, als wenn tönender Glockenschall plötzlich ins Ohr schlüge.

So richtig Ihre Bemerkungen deshalb sein mögen, so gewinnt es — mir kommt's so vor, ich glaube auch anderen — doch durch die Art oder durch das Verhältnis zum Ganzen, wie es gesagt ist, den Anschein, als meinten Sie: es käme doch eigentlich der volle Herzton in meiner Lyrik nicht so recht heraus; und doch glaube ich, ist das in vielen meiner Gedichte ganz besonders und vor anderen der Fall, ich glaube nicht bloß die sinnige Weise, sondern eben auch die Energie der Begeisterung und des Charakters in meiner Lyrik zu haben: „Das Land ist unser, unser soll es bleiben!" — „Hör mich! denn alles andere ist Lüge, kein Mann gedeihet ohne Vaterland! — — Kannst du den Sinn, den diese Worte führen, mit deiner Kinderseele nicht verstehn, so soll es wie ein Schauer dich berühren und wie ein Pulsschlag in dein Leben gehn!" — „Ist doch die Welt, die schöne Welt, so gänzlich unverwüstlich! Und wimmert auch einmal das Herz, stoß an und laß es klingen! Wir wissen's doch, ein rechtes Herz ist gar nicht umzubringen!" — „Wenn der Pöbel aller Sorte tanzet um die goldnen Kälber, halte fest! du hast vom Leben — doch am Ende nur dich selber!" — „Auch bleib der Priester meinem Grabe fern usw." — „Mich aber laß unirren Augs erblicken, wie sie, von keiner Ahnung angeweht, brutalen Sinns ihr nichtig Werk beschicken, unkundig deiner stillen Majestät!" — „Wir haben Kinder noch, wir haben Knaben, und auch wir selber leben — Gott sei Dank!" — „Der Klang von Frühlingsungewittern, von dem wir schauernd sind erwacht, von dem noch alle Wipfel rauschen — er kommt noch einmal — über Nacht! ... Heil allen Menschen, die es hören, und Heil dem Dichter, der dann lebt, und aus dem offnen Schacht des Lebens den Edelstein der Dichtung hebt!" — „Es steigt die Flut, vom Ring des Deiches her im Abendschein entbrennt der Wasserspiegel, Ihr schlafet schön! das heimatliche Meer wirft seinen Glanz auf euren dunklen Hügel ... Ihr aber, denen ohne Trommelschlag durch Feindeshand bereitet ward der Rasen — hört dieses Lied und harret auf den Tag, daß unsre Reiter hier Reveille blasen!"

Das sind, glaube ich, klangvolle, wuchtige Verse, starke Herzenstöne, die weder Heine noch Mörike haben; die sich weder in sich zurückschmiegen, noch von denen man sagen kann, daß sie sich mit einem bescheidenen Glanze begnügen müssen.

Mir ist, als dröhnten diese Verse wie Erz.

Diese Seite meiner Poesie ist in Ihrer Kritik ganz unberücksichtigt geblieben, obgleich es wichtig schien, wenn bei der Parallele mit Heine und Mörike gesagt wurde, was mir fehle, daß auch gesagt wurde, was ich vor ihnen voraus habe. Wie meine Lyrik der Ausprägung des Charakters dient, zeigen auch die kleinen Sachen: „Und war es auch ein großer Schmerz" — „Zweifel" — „Es gibt eine Sorte usw."

Von einer anderen Seite betrachtet: Vergleichen Sie einmal meine — wie soll ich sagen? — patriotische Lyrik mit der eines jeden anderen Dichters. Hätte da nicht ein Wort gesagt werden sollen?

Daß Sie diese ganze starke Seite meiner Lyrik übersehen haben, liegt in Ihrer Natur, die sich wesentlich dem Sinnigen neigt.

Storm an Kuh.

Husum, am Neujahrsmorgen 1875.

Es ist noch dämmerig, lieber Freund Kuh, und mein erster Jahresgruß soll Ihnen gelten.

Möge Ihnen und den Ihrigen das neue Jahr Gesundheit und stilles, gedeihliches Zusammenleben bringen! Mir wird wohl des Schweren viel bevorstehen, denn der Kummer, den ich Ihnen einmal andeutete, lastet immer drückender; Sie schrieben mir einmal, daß ich mein Leben tapfer lebe; ich glaube, ich tue das; aber die Kräfte erlöschen in diesem Kampf.

Möchte nur das Vermögen der Poesie mir noch ein paar Jahre bleiben — ich fürchte, eine vergebliche Hoffnung. Doch werde ich keineswegs verzagt meine Waffen auf den Weg verstreuen.

Am Weihnachtsabend war meine alte Mutter nebst zwei alten Hausfreunden bei uns, die sonst den Abend bei meinen Eltern verlebt hatten. Und in der hellen unverwüstlichen Kinderfreude, die uns umgab, und beim brennenden Tannenbaum ging der Abend recht sanft vorüber; unseres Vaters, dessen Grab zum erstenmal der Schnee bedeckte, konnten wir ja in Liebe und in Frieden gedenken.

Es sah auch recht lustig aus; mit meinem Sohne Ernst, meinem Referendar, hatte ich den Flur — wo der Tee geschenkt wurde — ganz mit Deutschen

und Münchener Bilderbogen (natürlich kolorierten) bedeckt; in der Stube auf der großen Kaulbachschen „Zerstörung Jerusalems" (leider ein Ehrengeschenk an mich einst) ließen wir auf Korkstöpseln unzählige Schmetterlinge umherfliegen, namentlich auf der Nase des Hohenpriesters.

Sie sehen, das alte Weihnachtskind war trotz alledem noch in mir lebendig.

Die Notizen zum biographischen Kapitel erhalten Sie jedenfalls nächstens.

Aber so geht es nun — jetzt fürchte ich wieder, daß ich Sie durch meinen Brief verstimmt habe; ich erinnere mich namentlich eines kleinen Satzes, den ich in törichter Selbstbegeisterung noch zuletzt anflickte, der mir besonders schwer auf der Seele liegt.

Waschen Sie mir nur tüchtig den Kopf in Ihrem nächsten Briefe.

Es liegt mir um so schwerer auf dem Herzen, da ich seitdem mehrfach mit Bewunderung und einem seltsamen, aber sehr angenehmen Selbstgenuß Ihre reproduktive Besprechung der Prosadichtungen durchgelesen. Es ist sehr zu bedauern, daß Ihr Aufsatz nicht durch andere gelesene Zeitschriften hindurchmarschieren kann; denn die „Abendpost" wird in Norddeutschland doch wohl nur in den allergrößten Städten gehalten.

Ein sehr kunstsinniger Freund von mir, Regierungsrat Petersen in Schleswig, las bei seinem jährlichen Weihnachtsbesuch Ihre Besprechung der „Viola tricolor" und wurde ganz entzückt davon, er hat nun das Ganze mitgenommen.

Und nun — die Wintersonne scheint mir jetzt ins Fenster — reiche ich Ihnen herzlich die Hand. Bleiben wir die Alten!

Und freundliche Grüße von Haus zu Haus Ihr Theodor Storm.

Kuh an Storm.

Meran, 6. Januar 1875, abends.

... Ihr „Pole Poppenspäler", verehrter Freund, ist ein prächtiges Stück. Sie haben gleichsam menschlich dichterisch für den Hanswurst getan, was Lessing und Justus Möser literar-ästhetisch für ihn getan haben. Ein rührendes Bild ist der alte Puppenspieler. Wenn ich einmal meinen Storm-Essay revidiere und erweitere, dann wird es ein besonderer Reiz für mich sein, die Charakteristik des „Pole Poppenspäler" mit einem Exkurs über Ihren Behandlungston des Phantastischen zu verknüpfen. ...

Wie gut handhaben Sie in Ihrem „Pole Poppenspäler" den österreichischen Dialekt! Waren Sie doch meines Wissens nur einmal auf wenige Wochen in Salzburg. Dichter und dichterische Naturen sehen gut, hören gut, schmecken und riechen alles genauer als andere Menschenkinder.

Wie rasch hat der Ostpreuße Bogumil Goltz das Wienertum verstanden und im Kern erkannt! Der Künstler nur ist der volle Mensch, sagte Schiller.

Die Gelehrten zitieren dieses Wort ungern.

In aller Freundschaft und mit den innigsten Grüßen von Haus zu Haus

Ihr Emil Kuh.

Storm an Kuh.

Husum, 25. Januar 1875.

Lieber Freund Kuh!

Ihr Brief gibt mir aufs neue eine Warnung, wie behutsam man mit dem geschriebenen Wort sein muß.

Ich versichere Sie — und Sie werden es mir hoffentlich glauben —, es war nichts als der lebhafte Trieb, meiner Ansicht Nachdruck zu geben, das Feuer der Debatte, wobei mich das Advokatentum meiner Jugend in den Nacken geschlagen haben mag, was mich über die Grenze gerissen und eine — wie ich Ihnen auch ja gestanden — mir selbst hinterher nicht gefallende Vortragsweise hervorgerufen hat.

Die Freude an Ihrer im ganzen so schönen Arbeit ist mir durch meine teilweis abweichende Ansicht in betreff Kapitel I auch nicht einen Augenblick gestört gewesen; ich habe sie im Gegenteil nicht allein selbst wiederholt gelesen, sondern sie auch immer wieder anderen zu lesen gegeben, die auch ihre Freude daran gehabt haben.

Sie haben allerdings bei dieser Gelegenheit einen Zug meines Wesens kennenlernen, der ja meist erst im persönlichen Verkehr hervortritt, eine mich mitunter befallende überflüssige Reizbarkeit im Aussprechen meiner Ansicht, wo ich starkes Rüstzeug als nötig empfinde.

Und noch eins ist es: das, was mich durch seine im wesentlichen vorhandene Vollendung anzieht, reizt mich, das, was mir daran fehlt, möglichst scharf zu betonen, insbesondere wo es sich darum handelt, eine Änderung oder, in meinem

Sinne, Verbesserung zu veranlassen. In dieser Richtung habe ich beim „Hausbuch" mehrere Briefe an Hopfen, Tempeltey, Delius usw. mit und ohne Erfolg geschrieben.

Etwas Ähnliches war es auch hier. Im übrigen wissen wir beide doch wohl etwas voneinander.

Also — lieber Freund! So viel muß man schreiben, wenn man sich einmal brieflich mißversteht, und am Ende ist's noch immer nicht genug. Machen wir Schluß und hüten wir uns davor!

... Beim „Pole Poppenspäler" habe ich Kobells Gedichte sehr zu Rate gezogen. Herzlich Ihr Theodor Storm.

Storm an Kuh.

Husum, Stillfreitag 1875.

Lieber Freund Kuh!

... Der Eindruck, den ich von Andersens Märchen behalten, ist der, daß seine Naivität im wesentlichen recht bewußt ist, als wenn jemand der Jugend in niedlicher Herablassung erzählt. Dessenungeachtet ist viel Hübsches darin.

Reuters „Läuschen" setzen Sie nach meiner Ansicht zu niedrig (ich tat das selbst, als noch nichts anderes von ihm da war). Aber was hat er in vielen Fällen doch nicht aus diesen kleinen Döntjes gemacht, die im Volke von Mund zu Mund gingen!

Sein warmherziger Humor, seine Grazie, seine Kraft der Darstellung finden sich auch in diesen Sachen. Hat man sie Ihnen schon einmal gut vorgelesen? Nicht gegen Entree im Konzertsaal — das ist nichts —, sondern zu zweien oder dreien im traulichen Zimmer. Es läuft bei Reuter meist Schwaches oder Ungehöriges mit unter, außer in der „Stromtid", soweit ich sie gelesen; so ist es auch in der „Vogelgeschichte", die teilweise dagegen wieder alle jene Vorzüge zeigt.

Nur komponieren kann Reuter nicht. Von der Ökonomie einer Dichtung scheint er mir nicht genügende Begriffe zu haben. — Die „Stromtid", obgleich ich sie nur halb gelesen, erscheint mir als eines der bedeutendsten Werke unserer ganzen Literatur. Fast alle Saiten des menschlichen Herzens werden darin angeschlagen.

Warum ich sie nur zur Hälfte gelesen? Ich las das Buch meiner Frau vor, und es entzückte mich immer, wie bei ihr das Lächeln so unmittelbar vom Herzen heraufstieg und ihr schönes Gesicht verklärte. Aber als wir mit dem Buch zur Hälfte waren, starb sie. Nun habe ich es allein noch nicht weiterlesen können. ...

Storm an Kuh.

Husum, 24. Mai 1875.

Lieber Freund Kuh!

So ist es, wenn es gegen Abend kommt; eine Gegend nach der anderen wird von Schatten bedeckt, die uns am Morgen und auch am Mittag noch durch ihren Sonnenschein erquickte. Daß die Schatten hier so plötzlich fielen, so jäh von einem Etwas, das bis dahin ganz dem Auge verborgen war, das bringt freilich zu dem Schmerzlichen auch noch das Unheimliche.

Aber der geliebte Tote* hat doch eine Spur gelassen, sein Kind; und die Kette mit dem Leben ist nicht abgerissen. Ich weiß es wohl, das ist kein Trost; aber es ist ein Punkt, auf dem das Auge ruhen kann.

Meine alte Mutter wird schwächer, und ich fürchte, über eine Weile wird das alte Haus meiner Kindheit ganz verödet sein.

„Wi sind noch nich oolt, wie hebbt noch Vatters!" sagte noch vor einem Jahre ein alter Nachbar zu mir. Im letzten Herbst verloren wir beide unsere Väter, der seinige war über neunzig Jahre alt; ich hatte damals sogar noch Vater und Mutter. Aber — vorwärts! Das Ziel werden wir nicht verfehlen!

... Ich arbeite übrigens meist auf Lappen und schreibe danach das Ganze zusammen, das dann ohne copia retenta in die Druckerei geht. Nur den „Poppenspäler" schrieb ich in einem fort. Bei der „Psyche" habe ich die letzte Szene viermal geschrieben; ich will mir selbst die Genugtuung bewahren, es stets so gut gemacht zu haben, als es in meiner Macht stand.

In den Pfingsttagen war ich mit meiner Frau in Flensburg, was diese meine Antwort etwas verzögert hat. Ich glaube, daß es im Frühling kaum einen schöneren, erquickenderen Anblick gibt als diesen blauen Meerbusen mit seinen hügeligen, buchengrünbekränzten, sich weithin dehnenden Ufern.

* Kuh hatte einen seiner Brüder durch jähen Unglücksfall verloren.

Hier haben wir nur den großen Wiesenteppich unserer Marschen und die graue Nordseeküste. — Mit Grüßen an die Ihrigen

Ihr Theodor Storm.

Kuh an Storm.

Meran, 1. April 1876.

Hochverehrter lieber Freund!

... Die „Psyche", die ich freilich nicht mehr aus meinem Besitze fortlasse, genoß ich heute morgens, nachdem ich sie gleich beim Eröffnen des Paketes hier und dort betastet hatte, wie dies meine Gewohnheit ist.

Wie sehr auch die Erfindung an öfters Dageweſenes erinnert: durch die Behandlung haben Sie ihr den Reiz der Neuheit verliehen. Die nassen Gewandfalten, welche den herben Mädchenleib abzeichnen, sind sozusagen das Kleid der ganzen Erzählung, sind auch in Stimmung, Ausdruck und Sprache wahrnehmbar. Eine gewaltige Naturstimmung durchströmt das Bild. Wunderschön wird das Wort des Künstlers an ihm selbst zur Wahrheit: „... aus dem Himmel, der über uns Lebenden ist, muß der zündende Blitz fallen; aber was er beleuchtet, das wird lebendig für den, der sehen kann, und läge es versteinert in dem tiefsten Grabe der Vergangenheit."

An genialen Einzelheiten hebe ich hervor: den Ausruf des Mädchens, „Kathi, ich wollte, er wäre tot!" Ferner das Bild: „Dieser Hut stand so lange am Himmel, bis drunten aus dem Kooge das weiße Kleid verschwunden war," — den Laut der Mutter: „Vergiß nicht, daß du noch immer unter meinem Herzen liegst!" endlich die verwunderten Reden des Geliebten, daß sie Maria heiße und daß sie getauft sei. Bald hätte ich das wundersame Gleichnis vergessen, wie die Hände des ertrinkenden Mädchens durch den beweglichen Krystall greifen. — Wo dergleichen nicht anzutreffen ist, da verkehrt man auch nicht mit der Poesie selbst, sondern nur mit einer ihrer Sklavinnen. ...

Storm an Kuh.

Husum, 6. Juli 1876.

Lieber Freund Kuh!

... Warum ich so lange mit meinem Briefe an Sie gezögert? Ich weiß es kaum.

Unter allem Trubel, in dem ich in unserer geistig und gesellig angeregten kleinen Stadt den Winter abgelebt, war eine gewisse — wie soll ich sagen? — Lebensmüdigkeit oder Verzagtheit in mir; denn von gewisser Seite sind die Sorgen noch keineswegs gehoben und werden naturgemäß je älter desto schwerer, und meine Schultern ebenso naturgemäß immer schwächer. Dabei war mir gerade, als ich mein »Aquis submersus« begann, als hätte meine poetische Zeugungskraft abgenommen, und wenn eine gute Stunde kam, so drängte es mich, mir die tröstliche Überzeugung zu verschaffen, daß ich's doch noch könne. — So kam's, daß die Freunde vernachlässigt wurden.

Möge denn nun wenigstens, was ich Ihnen da sende, einige Freude machen, wenn auch die heitere Muse dabei nicht als Pate gestanden.

Kuh an Storm.

Recoaro, 23. Juli 1876.

... „Aquis submersus" gehört zu Ihren ausgezeichnetsten Produktionen; ich halte sie zwar im Hinblick auf künstlerische Abrundung nicht so hoch wie „Viola tricolor" und wie „Auf der Universität", aber an Energie der Zeichnung und an leidenschaftlicher Kraft ragt sie über dieselben hinaus.

Ich empfing von ihr stellenweise eine Erschütterung wie von einzelnen Partien des Kellerschen „Grünen Heinrich". Mich hatte schon Paul Heyse, zu dem ich im vorjährigen Sommer durch mein Mörike-Bildchen in freundliche Beziehung gekommen, auf die Novelle „Aquis submersus" gespannt gemacht; er nannte sie Ihre tiefste und ergreifendste Dichtung. „Seltsam, wie unser Freund nach dem allzu sensitiven Anfänger- und Resignationsstil mit seinen höheren Jahren an Kraft und Jugendfrische wächst. Sie werden Ihre Freude daran haben," schreibt mir Heyse. ...

Treueste Grüße Ihr Emil Kuh.

Kuh an Storm.

Mühlbach im Pustertal, Tirol, 1. August 1876.

Hochverehrter, lieber Freund!

... Meine Frau wurde gleichfalls durch Ihre neueste Novelle sehr erschüttert. Die Gestalten des Johannes und des Mädchens nannte sie wunderbar. Was

ich selbst am höchsten an dieser Produktion stelle, das ist der starke, ich möchte sagen musikalische Ton, der sie von der ersten bis zur letzten Zeile durchklingt, der alle Modulationen beherrscht und als tiefe Resonanz in der Seele des Lesers zurückbleibt. Alsdann bewundre ich an ihr die Kunst des Dichters: den Gang der Handlung und die Entwicklung der Charaktere aus den Zuständen des Zeitalters hervorwachsen zu lassen, üppigen Nelkenblättern ähnlich, welche den grünen Kelch auseinandertreiben. Der einzige Tadel, der sich mir aufdrängte, betrifft die Hexenverbrennung am Schlusse. Das grauenhafte Faktum kommt nicht nur unvorbereitet in die Erzählung hinein, es kommt überdies in einem Moment, wo unser ganzer Anteil auf die Krisis und Lösung des Konflikts gespannt ist. Die Phantasie wird daher plötzlich herumgerissen, wie ein im vollsten Laufe einem bestimmten Ziele zueilendes edles Roß. Für eine letzte, entscheidende Lokalfarbe scheint mir der schreckliche Zwischenfall viel zu wichtig an sich und schmerzlich ablenkend von dem Hauptgegenstande. Ich bin begierig, was Sie auf diesen Einwurf zu antworten haben.

Mir deucht es angemessener, den Tod des Kindes ein bißchen deutlicher zu markieren, den Schleier, der die Ehe der Mutter verhängt, um ein paar Linien zu lüften und hingegen den Hexenprozeß zu beseitigen. Sprache und Vortragsweise sind von entzückender Frische und Lebendigkeit, Wörter und Wendungen tauig besprengt und in stetig wechselnde Beleuchtung gebracht.

Herzliche Empfehlungen von meiner Frau, die treuesten Grüße von

Ihrem Emil Kuh.

Storm an Kuh.

Fobeslet pr. Kolding, 24. August 1876.

Lieber Freund Kuh!

Ihr Brief vom 1. ds. Mts. ist mir auf der Reise nachgekommen. Am letzten Juli reiste ich von Husum zu meinen Hamburger Verwandten, von dort machte ich in sechs Tagen in der Gluthitze eine Parforcetour nach Würzburg, am 14. ds. Mts. dann von Hamburg hierher, jetzt leider Jütland, wobei ich unterwegs Frau und jüngstes Töchterlein auffischte. Jetzt sind wir hier bei Verwandten meiner Frau auf einem schönen Gute, einer Musterwirtschaft. Um die großen Wohn- und Wirtschaftsgebäude liegen die großen Kornfelder, da-

hinter der Kranz des Buchenwaldes. Zwanzig stattliche braune Rosse, der Stolz des Hofes, fahren augenblicklich den schweren Ernteſegen — Weizen, Gerſte und Hafer — in die Scheuern. Wir haben es hier möglichſt gut; die kinderloſen Leute haben ſieben Kinder von verſtorbenen Geſchwiſtern angenommen, die ſich bei Onkel und Tante unſäglich wohl befinden, dazu eine junge, liebenswürdige Gouvernante, die ſo das älteſte Kind im Hauſe iſt. Alſo gute und ſehr atembare Luft.

Die Zeit, die ich der Betrachtung der Landwirtſchaft entziehen kann und dem Verkehr mit der Gutsnachbarſchaft, widme ich einem kleinen Artikel: „Meine Erinnerungen an E. Mörike". Sie ſind leider nicht ſo friſch wie die Ihrigen; auch verſtehe ich ſo etwas nicht ſo gut wie Sie.

Er wird aber doch wohl gedruckt.

Ihre Einwendungen in punkto „Aquis" anlangend, ſo habe ich in betreff des Todes des Kindes ſchon beim Niederſchreiben das Gefühl gehabt, etwa, daß Katharina noch mehr zu dem Kinde hindrängen, er ſie dann noch in dieſer Hinſicht rückſichtsloſer zurückhalten müßte. Ich wüßte gern, ob es eben das iſt, wonach es auch Sie dabei verlangte.

In betreff der Hexenverbrennung möchte ich glauben, daß es ſubjektive oder zufällige Umſtände ſind, die Sie daran Anſtoß nehmen ließen. Die Handlung wird ja dadurch gar nicht aufgehalten; zunächſt iſt es ja das Movens, das ihn aus der Stadt und den Prediger aus ſeinem Hauſe treibt, und dann — der Johannes geht ja wie durch eine Seitendekoration durch die Geſchichte hindurch. Es iſt ja in der Tat auch nur ein kulturgeſchichtlicher, wie Sie wollen, Seiten- oder Hintergrund; denn da die Hexe ſchon bei ihrer Erwähnung tot iſt, und von ihrem Geſchick nicht die mindeſte Rede, ſo kann doch — wo nicht unberechenbare Umſtände im Innern des Leſers hinzukommen — das Intereſſe desſelben nicht wohl vom Geſchick der Hauptperſonen abgelenkt werden. Auch hat ſich in der Tat bis jetzt niemand daran geſtoßen, obgleich ich nach Empfang Ihres Briefes ſpezielle Examina angeſtellt habe. Inwieweit ich mich in dem andern Punkte an eine Änderung wage, hängt von meinem Können ab. Den Schleier, der über Katharinas Ehe hängt, wage ich nicht mehr zu lüften.

Es ist das viel hin und her erwogen, es existiert sogar ein etwas weiter ausgeführter Schluß. Ich bin endlich aber froh, daß ich so davongekommen, und will dann der Kritik diesen Einwand überlassen.

Mit Gruß an Ihre liebe Frau Ihr Theodor Storm.

Storm an die Witwe Kuhs.

Husum, 4. Januar 1877.

Geehrte Frau!

Also — wie vor zwei Jahren mein Bruder, der Arzt, beim letzten Atemzuge unsers Vaters sagte — „Wir haben ihn gehabt." — Der Gruß in meinem letzten Briefe hat ihn nicht mehr bei Bewußtsein getroffen; ich habe Ihren Brief, der noch so sicher auf Genesung hoffte, und die aller Hoffnung ein Ende machende Todesnachricht zu den vielen lieben Briefen gelegt, die ich von Ihrem geliebten Toten erhalten; und somit ist denn dieses Buch geschlossen. Sein Tod hat mich tief erschüttert, und in den Kreis der mir geistig nahen Freunde ist eine scharfe Lücke gerissen. Sein Gedächtnis wird bei mir bleiben, solange ich lebe.

Ich kann Ihnen nur im Geiste die Hand drücken; meine Frau und meine älteren Kinder haben mich gebeten, Ihnen auch ihre Teilnahme bei diesem großen Leide auszusprechen. Grüßen Sie auch Ihre beiden Kinder von mir; ich vergesse nicht, wie heiß ich als schon alternder Mann um meinen Vater geweint habe.

Gestatten Sie mir, geehrte Frau, die Hoffnung, daß in treuem Gedenken an den uns Entrissenen das Verhältnis, das mich auch mit den Seinigen verbunden, für die noch übrige Zeit meines Lebens fortdaure.

In herzlicher Teilnahme und Ergebenheit

Theodor Storm.

Theodor Storm und die Familie Scherff

Von Prof. Dr. Werner Deetjen (Weimar)

In Husum, der schmucklosen, stillen Stadt am Meere mit ihren finsteren, gewundenen Straßen und alten Giebeldächern, lebte in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Senator Friedrich Woldsen, der letzte große Kaufherr des Ortes. Er wird uns als ein harter Mann mit strengen Zügen, aber schönen blauen Augen geschildert, als ein Mann, der seine Söhne bis in ihr dreißigstes Jahr erzog. Die Familie Woldsen war ein altes Husumer Patriziergeschlecht, aus dem Jahrhunderte hindurch die bedeutenderen Kaufherren, Syndizi und Bürgermeister der Stadt hervorgingen. Ihr gehört durch ihre beiden Eltern Theodor Storms Mutter an, eine Enkelin Friedrich Woldsens. Da der männliche Zweig der Familie ausstarb, wurden der Dichter, der den Urgroßvater nur aus einem Miniaturbilde kannte, und seine Söhne, um den Namen zu erhalten, „Woldsen Storm" getauft.

Friedrich Woldsen hatte zwölf Kinder. Zu ihnen gehörte Storms Großvater, der Senator Simon Woldsen, ein liebenswürdiger Mann von großer Herzensgüte, und Lucia Woldsen, in erster Ehe vermählt mit dem Altonaer Kaufmann Otto Matthiessen, in zweiter mit dem Kanzleirat Christian Alsen. Bei ihr ist Storms Mutter vor ihrer Konfirmation in Erziehung und liebevoller Pflege gewesen. Eine Tochter der Frau Alsen, Friederike Henriette (geb. 1802), heiratete in ihrer Vaterstadt Altona 1826 den Kaufmann Jonas Heinrich Scherff (geb. 1798), und mit diesen Verwandten hat Theodor Storm stets in enger Berührung gestanden. In ihrem Hause lernte er Weihnachten 1836 Bertha von Buchau kennen und lieben, und es verging später kaum ein Sommer, in welchem er nicht mit seiner ersten Frau Constanze, der Tochter des Bürgermeisters Esmarch in Segeberg (sie war gleichzeitig seine Kusine), und seiner immer größer werdenden Kinderschar (Hans, Ernst, Lisbeth, Karl, Lucie, Elsabe, Gertrud) einige Tage oder Wochen im Scherffschen Hause einkehrte. Zum Dank setzte er den Verwandten, die auch häufig die holsteinische Heimat aufsuchten, 1873 in „Von heut' und ehedem" ein kleines literarisches Denkmal.

Neben den verwandtschaftlichen Empfindungen bildete die gemeinsame Liebe zur Musik ein festes Band zwischen ihnen. Frau Scherff war vor ihrer Heirat als Konzertsängerin aufgetreten, und einer ihrer Söhne, Ludwig (geb. 1839), pflegte dem Vetter und Freunde, dem die Musik eine edle Lebensbegleiterin war, eigne Kompositionen vorzutragen, häufig auch vierhändig mit seiner Mutter. In das Heiligenstädter Exil sandte Ludwig Scherff dem Dichter im Juli 1863 eine sehr schöne Vertonung seines köstlichen Oktoberliedes für Männerquartett und Klavier und suchte ihn und die Seinigen wenig später persönlich auf.

Storm schreibt über die mit ihm in Heiligenstadt verlebten Tage an seine Eltern (20. September 1863): „Ludwig Scherffs Anwesenheit war für Constanze eine rechte Erquickung. Es lebt sich äußerst angenehm mit ihm, und dabei hat er für alles Geistige Interesse und rasches Verständnis. Er gefiel hier auch allgemein, dem hohen Adel wie verehrtem Publikum. Mein Gesangverein, mit dem wir auf den Iberg stiegen, sang ihm seine Quartette vor — er hatte sie noch nie singen hören —, wovon besonders eins, ‚Wenn der Frühling auf die Berge steigt', von besonderer Schönheit ist. Er war etwa zehn Tage bei uns."

Nach den Ereignissen des Jahres 1864 durfte Storm in sein meerumschlungenes Vaterland zurückkehren, wo er in der Vaterstadt Husum das Amt eines Landvogts übernahm. Das Glück, wieder daheim zu sein, sollte der Dichter aber nicht ungetrübt genießen dürfen; im folgenden Jahre schon wurde ihm die geliebte Gattin entrissen, nachdem er noch im Sommer vorher mit ihr und Scherffs glückliche Wochen in Hademarschen bei seinem Bruder Johannes verlebt hatte. In dessen Hause fand er nach einem schmerzlichen Trauerjahr eine neue Lebensgefährtin in Dorothee Jensen aus Husum, der Schwägerin seines Bruders Johannes, genannt Do. Sie war, elf Jahre jünger als der Dichter, unter seinen Augen und mit seiner Schwester zusammen aufgewachsen und stand auch zu der Familie Constanzes in verwandtschaftlichen Beziehungen. Aus dieser zweiten Ehe Storms ging noch eine Tochter hervor, Friederike, genannt Dodo.

Im folgenden gebe ich mit gütiger Erlaubnis des Besitzers,* Herrn Karl

* Ich erlangte sie durch freundliche Vermittlung der inzwischen zu früh verstorbenen Frau Clara Wehmer, geb. Scherff, der ich ein ehrendes Andenken über das Grab hinaus bewahren werde. W. D.

Scherff (eines jüngeren Bruders von Ludwig), dem ich auch für einige von mir verwertete Mitteilungen Dank schulde, neun Briefe Theodor Storms aus den Jahren 1869 bis 1882 wieder. Empfänger des ersten und des fünften Briefes ist Karl Scherff, der sich damals als Kaufmann in Caldera (Chile) aufhielt. Nr. 2, 3, 4 und 6 gelten der Mutter, 7, 8 und 9 dem Vater Ludwigs und Karls.

Briefe sind nach Goethe die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann, weil sie das Unmittelbare des Daseins aufbewahren. Briefliche Mitteilungen großer Menschen werden uns, selbst wenn ihr Inhalt nicht eigentlich reich ist und ihre Form nichts Ungewöhnliches aufweist, stets fesseln, weil sie uns die Möglichkeit gewähren, in unmittelbaren Verkehr mit ihren Urhebern zu treten und so ihr Menschlichstes kennenzulernen. Daher bedarf es keiner besondern Begründung, wenn ich die bescheidenen Blätter Theodor Storms, die sein starkes Familiengefühl und seine Andacht zum Nächsten aufs neue bekunden, hier der Öffentlichkeit übergebe. Die Dichtungen dieses Mannes hat das deutsche Volk längst so liebgewonnen, daß ihm auch keine Einzelheit aus seinem Leben unwichtig erscheint.

1.

Altona, 19. August 1869.

Lieber Karl!

In gewohnter Weise habe ich wieder einmal einen Teil meiner Ferien in Deinem elterlichen Hause zugebracht; und in dieser angenehmen Zeit nur zwei Personen vermißt — Dich und meine kleine Do, namentlich, als ich vor einigen Abenden nach der Vorstellung mit Ludwig und Hermann* in der Restauration der Zentralhalle an derselben Stelle bei einer Flasche Champagner saß, wo Ludwig und ich vor drei Jahren mit Dir und Do zusammensaßen. Mein alter lieber Junge, bleib mir nur nicht so lange drüben, daß wir das mit guter Art nicht noch einmal beschaffen können. — Vor einigen Tagen kam Dein Brief nebst Porträt — Ludwig und ich finden, daß Du so spanisch aussehen worden bist — und ich nahm beides mit auf einer Fahrt nach dem Oberaltenstift, um es der dort jetzt einquartierten Tante Therese zu zeigen. Ludwig, dessen Sachen

* Ebenfalls ein Bruder des Briefempfängers.

aus der „Rose von Bacharach" ich neulich in Kiel überall mit durchschlagendem Erfolg gesungen, gibt jetzt (alte und neue) zwölf vierstimmige Lieder heraus, die er Dir wohl schicken wird; ich mache Dich besonders aufmerksam auf „Veilchen unter Gras versteckt"; das ist reizend und ja auch schon mit Erfolg in meinem Verein hier gesungen.

Willst Du von den Meinigen wissen? Hans ist mit kräftiger Gesundheit jetzt in Kiel und wird nächstens sein *erstes* Examen zu machen versuchen, womit ja das Studium noch lange nicht vollendet ist. Ernst wird dieser Tage sein Maturitätsexamen bestehen, um dann — trotz alledem — Jura zu studieren. Karl wird *vielleicht* Musik studieren, doch noch nicht sicher. Lisbeth (jetzt vierzehn Jahre) ist ein großes schlankes Mädchen, Lucie (neun Jahre) wird, obgleich ohne Linienähnlichkeit, am meisten in der innern und äußern Persönlichkeit ihrer Mutter gleichen. Dann kommen Ebbe* und Dette** und dann Do ihre kleine zehn Monate alte „Pute" (Friederike), für jetzt bei alt und jung, Brüdern und Schwestern der kleine Verzug des Hauses. — Meine gute Frau ist in ihrer Stellung allmählich immer sicherer und heiterer geworden, und so habe ich es denn, abgesehen von all den Sorgen um mein liebes Gesindel, noch recht gut auf der Welt. Meine Muse hat leider seit zwei Jahren hartnäckig ihre Lippe verschlossen gehalten. Das bedeutet ja denn vielleicht den Abschied auch von der geistigen Jugend; die körperliche liegt lange dahinten.

Und nun leb' wohl; denke mein mitunter einmal und lege, wenn Du nächstens schreibst, einen kleinen Zettel mit einem kurzen Gruß an mich bei.

Dein alter Vetter Theodor St.

Im Sommer 1871 war Storm wieder einmal Gast im Scherffschen Hause gewesen und von dort zu seinem Bruder Johannes nach Hademarschen gefahren. Ludwig Scherffs „Heini von Steier", von dem der Dichter im folgenden Schreiben erzählt, ist eine Komposition zu Scheffels „Dörpertanzweise. Zu Ehren Heinrichs von Ofterdingen gedichtet." Jede Strophe schließt mit den Worten: „Der Heini von Steier ist wieder im Land", und die vierte, auf die hier besonders angespielt wird, beginnt:

* Elsabe.

** Gertrud.

Und wer schürzt mit Schmunzeln den Rock sich zum Sprung?
Großmutter in Runzeln, auch sie wird heut' jung.
Sie stelzt wie ein Reiher dürrbeinig im Sand ...

Der von Storm gegründete Husumer Gesangverein trug Scherffs „Heini von Steier" im folgenden Winter in einem Konzert vor, und der Dichter selbst hat das Lied oft allein mit seiner klangvollen Stimme gesungen.

2.

Hademarschen, 26. August 1871.

Liebe Frieda!

Endlich komme ich, Euch allen noch einmal im Geiste die Hand zu drücken; aber fast acht Tage habe ich hier noch an dem quäst. Übel und seinen Folgen gelitten und an der vollen ländlichen Tafel mich mit Krankenkost begnügen müssen, bis denn gehörige Beefsteaks den glücklichen Übergang bildeten. Mittlerweile habe ich Zeit gehabt, mich bei dem schönen Klavier in Ludwigs Lieder, namentlich die vierstimmigen, gehörig hineinzusetzen, so daß ich sie nun wohl in seinem Sinne meinem Verein werde beibringen können. Von dem „Heini von Steier" ist hier alles elektrisiert, selbst der widerhaarige Johannes, bis auf die kleine Dodo hinab, ja diese in fabelhaftester Weise. Ich kann nicht das Klavier anschlagen, so stürzt sie mit leuchtenden Augen ins Zimmer, erklettert einen Lehnstuhl, legt die Hände in den Schoß und ruft mit einem ganz süßen Akzent: „Spiel' mal: Der Heini von Steier is wieder im Land!" — und wenn ich den Refrain nicht schwunghaft genug herausbringe: „Du mußt doller! — Nun aber: Alte Großmutter!" Und dann singt sie ganz zart und gebrechlich mit: „Der Heini — von Steier — is wieder — im Land!" Das Gör ist dann wirklich zum Fressen. Ihre blauen Augen leuchten dabei, daß es ordentlich davon heller im Zimmer wird. — So viel ist gewiß dies Lied ist außer seiner musikalischen Schönheit auch noch das, was man einen Treffer nennt, es berührt sofort jedes Menschenohr — Kinder und alte Leute — sympathisch. Übrigens halte ich das „Genaht in Glast und Sonne" für wenigstens ebenso schön; bei dem mittelsten bin ich erst dabei, es mir zu eigen zu machen.

Mögen nur inmittelst glückliche Schritte für die Aufführung der Rose geschehen sein.

Zu Deinem Geburtstage, liebe Frieda, bringe ich Dir meinen etwas verspäteten Glückwunsch. Mögest Du ihn noch oft, und zwar bei mildem Sonnenschein erleben, derart, daß der Kaffee mit dem Geburtstagskuchen in einer Laube im Hausgarten genossen wird.

Hier ist es etwas einsamer und weniger frisch als sonst, Johannes leidet viel an Asthma, und Rike ist auch immer nicht auf ihrem Justement; dazu fehlen die beiden jungen Mädchen. Ich glaube, Du, liebe Frieda, findest es dies Jahr ebenso heiter bei uns in Husum, und Do und ich rechnen fest darauf, daß Du kommst. Schreib nur bald, wann? Nächstes Jahr kommt dann auch Scherff.

Von zu Haus und den Söhnen überall gute Nachrichten. Alles gesund und frisch. Ernst will erst eine kleine Schweizerreise machen, dann in Tübingen in seinem alten Quartier repetieren und zu Mitte Oktober nach Leipzig.

So, nun seid alle herzlich gegrüßt! Hoffentlich sehen wir uns nach Deiner Husumer Reise auch noch im Winter im Dufte der „Rose von Bacharach".

Diesen Brief läßt du wohl Ludwig zukommen. Euer alter Theodor.

In demselben Monat, aus dem diese Zeilen stammen, erschienen in Julius Rodenbergs „Salon" die „Neuen Fiedellieder", die nach der Angabe Gertrud Storms durch Ludwig Scherffs Kompositionen zu Scheffels „Trompeter von Säckingen" angeregt worden sind und darum ihm gewidmet wurden.

Die folgenden Briefe beziehen sich auf die bevorstehende Aufführung der „Rose von Bacharach", der Storms beiwohnten, ein Ereignis in dem während der letzten Jahrzehnte etwas eintönigen Leben des Dichters. Die „Rose von Bacharach", eine romantische Oper in 3 Akten von Ludwig Scherff, war bei G. W. Niemeyer in Hamburg erschienen und am 1. September 1870 während des Deutsch-Französischen Krieges an die Bühnen versandt worden. Ein Exemplar des wenig bedeutenden Textbuchs befindet sich im Besitz der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar.

3.

Husum, 19. November 1871.

Liebe Frieda!

Diese Rose werden wir wohl im Froste pflücken müssen, und sie soll uns desto willkommener sein. Also werden wir, Do und ich, uns denn, so Gott

will, am Mittwochabend bei Euch einfinden; denn, wenn's auch auf Krücken wäre, dabeisein muß ich ja; mir ist, als wäre ein Loch in der Feier, wenn ich nicht mit dabei wäre. Aber, nicht wahr, das Stübchen oben machst Du uns recht kuchenwarm? Dann verspreche ich auch, daß du uns vor Montag nicht wieder loswerden sollst.

Also auf ein recht frohes Wiedersehen. Wie schön, daß wir das zusammen noch erleben! Grüß' Papa und alle herzlich, klein Fiffi nicht zu vergessen.

Dein Theodor.

4.

H[usum], 20. November 1871.

Liebe Frieda!

Ihr erlaubt uns wohl, schon Mittwoch mit dem ersten Zuge zu kommen? Bitten aber, daß Ihr in Eurem Mittag unserthalb auch nicht die leiseste Änderung macht. Do, die nur eine Oper noch in ihrem Leben sah, und zwar die konfusen „Hugenotten", sollte notwendig einmal in ihrem Leben eine Mozartsche Oper sehen, wovon auch mir in einem Vierteljahrhundert nichts vorgekommen ist. Nun trifft es sich ja Mittwochabend mit „Figaro". Sehr schön wäre es — doch das läßt sich wohl nicht machen —, wenn Ludwig oder Hermann uns vorher zwei Parkettbillette und Textbuch besorgten. Ihr müßt denken, auch mir kommt dazu die Gelegenheit im Leben nie wieder, da ich sonst nur Sommers reisen kann.

Donnerstag* sind wir ja dann wohl häuslich zusammen; und Do bietet für das beabsichtigte festin de Pierre ihre nicht zu verachtende Hilfe an.

Ludwig hat hier so viel Teilnahme, daß sich auch noch andre Husumer auf den Weg machen werden, wenn nicht zur ersten, so zur zweiten Vorstellung; nämlich Stemann, Tönnies und Frau und Simon Lorenzen.

Also nochmals auf Wiedersehen!

Euer Theodor.

Wenn das fragliche Festin nur nicht dadurch zuschanden wird, daß die quaestionis Herrschaften am Sonnabend wieder Komödie spielen müssen; dieser Gedanke quält mich gräßlich. Denn trotz aller Leiden bin ich heuer schauderhaft

* [Am Rande:] „Aus der Zeitung sehe ich, daß die Rose erst Freitag ist."

genußsüchtig. — Steckt auch wohl noch etwas tiefer. Es wär' eben doch schön, mit allen, die an dem Werke irgendwie teilgenommen, eine solche Nachfreude und — hoffentlich — frohes und befriedigtes Aussprechen zu feiern! Th.

5.

Altona, 28. November 1871.

Meere liegen zwischen uns, mein alter Junge, doch ein Gruß fliegt wohl noch hinüber. Du hast Dir wohl schon denken können, daß ich als getreuester Vetter und Freund das Rosenfieber an Ort und Stelle gründlich mit durchmachen würde; und wir haben was Ehrliches gefiebert, namentlich bei dem ersten Akt, der am meisten an der jugendlichen Unkenntnis des dramatisch Wirksamen Mangel leidet. Das zweite Mal war's durch Streichen schon besser geworden; fürs dritte Mal habe ich nun noch eine Streichung vorgeschlagen. Für eine Jugendoper ist der Erfolg ein sehr anständiger, und man nimmt doch auch deutlich wahr, wie der anmutige Reiz dieser Musik auf einen großen Teil der Hörer wirkt. Meine Frau Do, deren Du dich von unserm Hademarscher Besuch wohl noch erinnerst, ist auch mit hier, und hat das denn auch Gelegenheit gegeben, sie den Deinigen recht nahe zu bringen Jetzt aber geht's wieder fort in den Werktag hinein, nach Husum, und können wir das Schicksal der Rose nur noch mit unsrer Teilnahme aus der Ferne begleiten.

Um von den Meinigen noch etwas zu sagen, Hans ist in Marburg, wo er Ostern seinen Doktor zu machen denkt. Ernst (Jurist) war ein halbes Jahr in Kiel, anderthalb Jahre in Tübingen und ist jetzt nach Leipzig gegangen, wo Karl und Lucie Storm aus Hademarschen seit Ostern auf dem Konservatorium sind. Lisbeth, jetzt siebzehn Jahre alt, ist zu Hause, ein großes, ziemlich ernstes Mädchen. Die andern vier Mädels, darunter die Jüngste, Dos goldlockiges süßes Dirnlein, sind alle frisch und munter. —

Lebe wohl, alter Karl! Hoffentlich kehrst Du so früh zurück, daß Du mich noch auf und nicht unter der Heimaterde findest. Dein Theodor.

Im August 1872 verlebte der Dichter mit Ludwig Scherff eine genußreiche Zeit in Schloß Leopoldskron bei Salzburg, wo beide Gäste des österreichischen Dichters Julius v. d. Traun waren. Auch die Rückreise wurde gemeinsam unternommen.

1875 folgte Ludwig seinem Bruder Karl nach Caldera. Im Hinblick auf mehrere Schiffskatastrophen, die sich damals ereignet hatten, waren die Angehörigen seinetwegen eine Zeitlang in Besorgnis, bis die Nachricht von seiner glücklichen Ankunft eintraf, die dann auch den Verwandten in Husum mitgeteilt wurde. Die folgenden Zeilen sind eine Nachschrift Storms zu einem Briefe seiner Frau vom 30. Mai 1875, in dem sie Scherffs für Mitte August ihren und ihres Mannes Besuch ankündigt und die Bitte ausspricht, ihre Jüngste mitbringen zu dürfen.

6.

Es ist noch Platz für einen Gruß, den ich hiermit herzlich beipacke. Ich wollte eben eine Karte mit Anfrage wegen Ludwig an Erich absenden, als Eure gute Nachricht eintraf. Es kann mich doch freuen für Karl, und scheint mir, muß Euch dadurch das Entsagen um vieles leichter werden. Ich habe ja Ludwig seit lange nicht mehr gesehen, vorigen Sommer war er ja auch nicht mehr bei Euch.

Von Hans kam dieser Tage die Nachricht, daß er die erste Station des Examens (er ist ja in Würzburg) mit „Gut" bestanden. Möge es so weiter ... Von einem dortigen Freunde, Hofrat Professor von Held, hatte ich mehrfach Nachricht, wonach er dort in bester Gesellschaft lebt und auf ihn den besten Eindruck gemacht habe. Möchte die glückliche Wendung sich doch dauernd bewähren. Ernst geht nach einigen Tagen an die Regierung zu Flensburg. Karl schreitet langsam und ruhig vorwärts, ist ein sehr zuverlässiger und solider Junge. Er kommt auch diesen Sommer in seinen Ferien nach Hause.

Also auf ein nicht zu fernes frohes Wiedersehen! Euer alter Theodor.

Da hätt' ich's bald vergessen! Ich bin so sehr gegen Ehescheidungen. Wenn Ihr — und das ist nett von Euch — Rike einladet, ich und Do und unser Wurm müssen notwendig unser gemeinschaftliches Schlafzimmer behalten.

Im September 1876 begingen Scherffs ihre goldene Hochzeit. Eine große Feier fand nicht statt, da kurz vorher ihre neunjährige Enkelin, eine Tochter Hermanns, an der Diphtheritis gestorben war. Im Oktober folgte ihr Frau Scherff, und Storm, der bei dem Ehejubiläum der Verwandten geschwiegen hatte, griff nun zur Feder, um dem Witwer seine Teilnahme auszusprechen.

Der Hinweis auf E. Th. A. Hoffmanns „Magnetiseur" (Phantasiestücke in Callots Manier", zweiter Teil) gemahnt uns daran, mit welcher Liebe Storm an den Erzählungen dieses Romantikers hing, der ihn mehrfach in seinem Schaffen beeinflußt hat. Etwas von der friedlich ruhigen Stimmung, die den Ausgang der Hoffmannschen Novelle beherrscht, ist in den Brief des jüngeren Dichters übergegangen. Wie Bickert denkt Storm jetzt nur an die glücklichen Tage der Vergangenheit. Altes und Ältestes wußte der Dichter stets mit Treue zu bewahren, und das Goethische „süß Erinnern" im Verein mit dem „zierlichen Denken" mag auch ihm oft als das „Leben im tiefsten Innern" erschienen sein.

7.

Husum, 1. November 1876.

Mein lieber alter Onkel!

Wie ich um Eure goldene Hochzeit herumgekommen bin, weiß ich noch jetzt mir nicht zu sagen. War es das Fehlen des lieben Kindes, das mir von vornherein jeden Festgedanken ausgelöscht hatte, oder waren es eigne schwere Sorgen und der schlechte Zustand der eignen Gesundheit seit der Ferien, was mich damals an die nächststehenden Menschen nicht denken ließ — ich weiß nur, daß dieses Unterlassen mich doppelt schmerzt.

»Exeunt omnes!« schreibt in Hoffmanns „Magnetiseur" der alte Maler Bickert in sein Tagebuch, während er einsam in dem verödeten Saale des Schlosses sitzt, wo wir ihn mit den jetzt heimgegangenen Freunden schöne, unvergeßliche Stunden verleben sahen. Euch beiden sind fünfzig Jahre innigen Zusammenlebens vergönnt gewesen. Von dem Augenblick, wo im Konzertsaal Dich die junge Sängerin entzückte, bis zum gestrigen Tage, wo Ihr die alte Frau mit dem noch immer jungen Herzen begraben habt — eine lange Zeit für ein Menschenleben und nur wenigen vergönnt. Freilich, je länger man sich hat, je schwerer trennt man sich, und der Nachlebende trägt die Last. Und darin, mein' ich, ist wieder auch ein — für mich der einzigste — Trost: sie hat es nicht zu tragen.

Auch ich möchte wie der alte Maler schreiben: Exeunt omnes! Auch mein Leben wird ärmer durch ihren Tod. Wie oft seit einem halben Jahrhundert habe ich mich in Eurem Hause erquickt und ausgeruht! Und wie soll ich es mir

denken ohne ihr mildes, freundliches Lächeln und ohne ihre stets für mich und alles, was mir zugehörte, bereite herzliche Teilnahme? Man darf das nicht vergessen: wer alt wird, wird es nicht umsonst; er muß viel liebe Augen brechen sehen.

Ich habe Augustens Briefe an Mutter und Doktors* mitgeteilt. Mutter war durch einen Brief von Franz** schon vorbereitet; sie gedachte der freundlichen Tage, die wir vor wenigen Jahren noch hier zusammen verlebten. Damals war auch noch mein Vater da. Exeunt omnes!

Mutter wird Euch nicht schreiben, es würde sie zu sehr ergreifen, sie bittet Euch, durch mich den Ausdruck ihrer Teilnahme anzunehmen.

Do grüßt Euch herzlich. Wie schön doch, daß wir bei Euch noch einmal so herzlich zusammen waren!

Laßt bald, auch von Karl und Ludwig, wieder einmal etwas von Euch hören. Lisbeth ist in Segeberg bei Stolles***, Lucie in Neumünster***; von beiden kann ich daher keine Grüße beifügen. Euer alter Theodor St.

In der Tat durfte Storm jetzt mit dem alten Bickert ein »Exeunt omnes!« sprechen; die Reihen um ihn lichteten sich mehr und mehr. Im Juli 1879 verschied seine greise Mutter, die schon lange gekränkelt hatte, und und ihn selbst überkam das Gefühl des Alterns, das ihn bewog, im Frühling 1880 aus dem preußischen Staatsdienste zu scheiden und einen Wohnsitz in einem Orte mit milderem Klima aufzuschlagen. Als ein solcher erschien ihm das längst vertraute Hademarschen, ein Kirchdorf zwischen Heide und Neumünster, wo er sich ein eignes Haus bauen ließ.

8.

Hademarschen, 29. November 1881.

Mein alter lieber Onkel!

Morgen kehrt denn der Doppelgeburtstag einmal wieder, der Ihre und der meiner guten Do. Mögen noch einige Jahre vergönnt sein, in denen wir alle drei noch da sind! Hoffentlich werden Sie Do im kommenden Sommer auch

---

* Theodor Storms Bruder Dr. Aemil Storm, verheiratet mit Charlotte Esmarch, der Schwester Constanzes.

** Franz Scherff, Bruder von Hermann, Ludwig und Karl.

*** Constanze Storms älteste Schwester Helene war mit einem Dr. Stolle verheiratet, die zweitjüngste, Sophie, mit dem Holzhändler Friedrich Jensen in Neumünster.

einmal in Hamburg sehen. Vorläufig wird's erst einmal Winter, den ich in meinem, obgleich auf der Höhe stehenden, so doch außerordentlich warmen Hause mit aller Behaglichkeit auszuhalten gedenke, zumal, wenn auch erst noch gegen Osten — denn der Ostwind ist freilich ein Ritzenqueller — die Doppelfenster vorgesetzt sind, was nach der Geburtstagsfeier geschehen soll.

Für jetzt pflanze ich noch emsig, wesentlich um die Lücken zu bessern, die das vorige böse Frühjahr (nicht der Winter) mir gerissen hat. Eben habe ich einige hübsche, leider so schwer wachsende Hülsen und eine Partie Farne, die ich mir aus dem Walde holen ließ, zwischen die Baumpartien gesetzt.

Unter meinem Zimmer, nordwärts mit der Aussicht auf den Wald (Rehrs) und das Eidertal, ostwärts nach Hanerau, ist das auf die Terrasse eben dahinausliegende Eß-, auch Töchter-, Arbeits- und Musikzimmer, und eben klangen Schumanns köstliche „Bilder aus Osten", von Lucie Hademarschen und unsrer Elsabe vierhändig gespielt, zu mir herauf, was durch die Gipsdecke höchst angenehm zu hören ist. Wir wollen hier nämlich ein Konzert für unsre Warteschule und zur Verbreitung des Kunstsinnes unter den Bauern geben, Entree drei Groschen, wo ich mich herablassen werde, „Schön Hedwig" von Hebbel mit Schumannscher Musik zu sprechen. Die nicht kleine haute volée der beiden Orte muß natürlich auch erscheinen.

Zu Weihnachten wird es in unsern netten Räumen nicht so belebt sein wie sonst, obgleich die Weihnacht zum erstenmal dann in das neue Haus einzieht; denn Ernst und sein Schatz sind diesmal in Tondern bei Maries Eltern, und ob Karl kommt, wissen wir noch nicht; bei Johannes werden der Einjährig-Freiwillige Kasimir aus Koblenz und der Schüler der Chemnitzer Meisterschule Ernst Storm zum Fest erscheinen. Unser Hans, an dem wir, wie es scheint, noch Freude erleben sollen, und dessen höchster Wunsch eine Weihnachtsfeier im elterlichen Hause wäre, ist durch seinen Beruf für jetzt in Frammersbach (bei Lohr in Bayern) zurückgehalten; aber prompt jeden Sonntag kommt ein netter, ausführlicher Brief von ihm. Mama ist seine Korrespondentin, von der er dann natürlich ebenso prompt seinen Brief wiederbekommt.

Im Herbst hatte ich die Freude, meinen trefflichen Paul Heyse drei Tage, und gerade zu meinem Geburtstage, bei mir zu sehen, leider nicht in guter Gesundheit; dann war ich noch mit Dodo vierzehn Tage zu einem höchst

erquicklichen Besuch bei unsern Kindern im Heiligenhafener Pfarrhause. Möchten alle meine Töchter ein ebenso gutes, wenn auch ebenso bescheidenes Los ziehen. — Nun ist Ruhe bis 6. Januar, wo Do und ich zu Reventlows Geburtstage auf acht Tage nach Husum gehen.

Das wäre so ein kleiner Familienbericht.

Do und die Kinder Lucie, Elsabe, Gertrud und Dodo grüßen mit mir ihren alten Onkel aufs herzlichste.

Wie immer Ihr alter Th. Storm.

9.

Hademarschen=Hanerau, 29. November 1882.

Also morgen, mein lieber alter Onkel, Geburtstag bei Euch und bei uns; die Zahlen stehen 85 zu 54; auch die wackere Vierundfünfzigerin hat in diesen Tagen einen Vorschmack des nahenden Alters empfunden; sie humpelt recht komisch mit einem Hexenschuß umher, den sie sich gleich nach unsrer Rückkehr durch Heben meines Lederkoffers zuzog, hofft aber, morgen, am Doppelfeiertage, doch mit leidlicher Würde ihren Geburtstagsgruß entgegennehmen und einen herzlichen Toast nach unserm Hamburger Geburtstagskinde hinübertrinken zu können, das wir uns im behaglich erwärmten Turmzimmer, mit einer Phantasie und Gemüt aufs freundlichste anregenden Lektüre beschäftigt, vorstellen wollen. Und so möge der Winter, von dem wir ja schon ein gut Teil verzehrt haben, friedlich und nicht ohne einige tröstliche Sonnenstrahlen, die ja gerade in dieser Jahreszeit ihre schönsten goldenen Kringel an die Tapeten malen, allgemach verlaufen.

„Es muß doch Frühling werden!" sagt Geibel; und der oder der Sommer soll mich, denke ich, wieder einmal nach Hamburg führen, wo wir etwas ruhiger zusammen plaudern können.

Zwischen dem Feste hoffen wir Euren Karl, wenn auch nicht länger, bei uns zu sehen, was auch unserm Karl, der ja diesmal von Geschwistern nur seine beiden jüngsten vorfindet, eine große Freude bereiten wird.

Do und die Kinder sowie Johannes und sein Haus, denen wir von diesem Doppelgeburtstag gesprochen haben, schließen sich mit herzlichen Grüßen an.

In alter und getreuer Anhänglichkeit Theodor St.

Herzliche Grüße, besonders von Do, an Hermann; dito an Karl.

[Am Rande:] In Heiligenhafen geht alles vortrefflich.

Jonas Heinrich Scherff ist noch in demselben Jahre gestorben, und sechs Jahre später, an einem Sommertage des Jahres 1888, ging auch Storm dahin. Sein Lebensabend war durch den Tod seines ältesten geliebten Sohnes schmerzlich getrübt worden. Eine gewisse Bitterkeit bemächtigte sich unter dem Einfluß dieses schweren Schicksalsschlages im letzten Lebensjahre zuweilen seiner, und so ist es zu erklären, daß der Dichter des frohen, lebenbejahenden Oktoberliedes während dieser Zeit – ich verdanke diese Mitteilung Fräulein H. Burghard in Hannover – einer Besucherin jene düsteren Verse in ihr Stammbuch schrieb, die einst der Student verfaßt hatte:

Dunkle Zypressen –
Die Welt ist gar zu lustig,
Es wird doch alles vergessen.

Zum Bildschmuck des Gedenkbuches

Mit dem Bildnis Theodor Storms, das an der Spitze des Buches steht, hat Karl Bauer im Auftrage des Verlages das erste künstlerische Bildnis des Dichters geschaffen. Was wir bisher an Abbildern von Storm hatten, waren unzulängliche Aufnahmen oder einseitige, wenig meisterliche Jugendbildnisse, die sich vornehmlich an den Lyriker und Idylliker hielten. Hier dagegen kommt das Mannhafte der Stormschen Persönlichkeit zu seinem Rechte sowie der schicksalsschwere Lebensernst, der sich in den Chroniknovellen ausspricht.

Die Radierung von Heinrich Reifferscheid ist eine freie künstlerische Schöpfung, die schon seit Jahren vorlag. Um so mehr ist der Herausgeber erfreut, daß der Künstler ihm die Beigabe dieses Blattes zum Gedenkbuch erlaubt hat.

Bei den Bildern von Georg Greve-Lindau und Otto Soltau empfinden wir es als einen Mangel unsrer Sprache, daß es für diese Art freischöpferischer Illustrationen zu Storms Dichtungen keine eigne treffende Bezeichnung gibt. Beiden Künstlern lag die Absicht einer bloß verdeutlichenden Nachhilfe für das, was des Dichters Phantasie gestaltet hat, durchaus fern. Ihr Ehrgeiz war es vielmehr, aus dem andächtig aufgenommenen Gefühls- und Stimmungsgehalt heraus künstlerische Gebilde zu schaffen, die ihre Selbständigkeit und ihr eignes Leben haben. Greve-Lindau wird, wenn der Waffendienst ihm erst wieder Muße für freie künstlerische Betätigung gönnt, die Arbeit fortsetzen und dann hoffentlich auch Gelegenheit finden, die Blätter gesammelt in geschlossener Kunstform herauszugeben; Otto Soltau hat sein Werk verlassen müssen, bevor es noch an die Öffentlichkeit treten konnte. Gleichzeitig mit dem Gedenkbuch sind bei Westermann Storms Meisternovellen mit 18 Zeichnungen von Soltau erschienen (in Quartformat; 1000 handschriftlich numerierte Bände, Preis 25 M.); der Künstler aber, der dieser Ausgabe den Schmuck gegeben hat, ruht schon seit dem Frühling 1915 in einem Soldatengrabe bei Jaroslau, wo ihn im Kampf für sein Vaterland eine russische Kugel darniederstreckte. Die deutsche Kunst hat viel an ihm verloren; gerade das neue kraftvolle, heimatstolze Leben, das wir nach dem Kriege von ihr erwarten, durfte sich Großes von ihm versprechen. Ina Seidel hat dem Menschen und Künstler Otto Soltau in ihren Kriegsgedichten „Neben der Trommel her" (Berlin, Fleischel & Ko.) einen schönen und wahren Nachruf geschrieben:

Deine Jugend schritt in Eisen,
Deine Jugend war der Krieg,
Tod ging um, dich einzukreisen,
Abend sank und Hunger stieg.
Tod ging um, dich zu ersticken,
Seit er deine Kraft geahnt, —
Darbend, ohne aufzublicken
Hast du dir den Weg gebahnt.

Und da brannte düsterglutend
Aus der Nacht dein Geist empor,
Wie aus wundem Herzen blutend
Rang sich Bild auf Bild hervor.
Unbesiegbar purpurn quellend
Zeugte sich die dunkle Kraft,
Unerhörte Formen schwellend
Junger Schöpferleidenschaft.

Ob nun Tod mit nackten Rossen
Rast entfesselt durch die Welt,
Und dein Leben hingegossen,
Edler Wein, tränkt dürres Feld:
Du warst manchen Tod gestorben
Und erstandest immer neu,
Ewig von der Nacht umworben,
Ewig doch dem Lichte treu.

Erde will ihr Erbe kosten,
Gruft verwesungsnächtig klafft,
Doch du rauschst empor gen Osten
Aus den Schranken irdscher Kraft.
Geist wird seiner Schwingen mächtig,
Sturm und Feuer ist sein Lauf,
Morgenröten flammen prächtig
Über deinem Grabe auf.